Digitized by Google

Mus 2424.15

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

THE BEQUEST OF

EVERT JANSEN WENDELL
(CLASS OF 1882)

OF NEW YORK

1918

MUSIC LIBRARY

Heinrich Ehrlich.

Dreißig Jahre Künſtlerleben.

Berlin SW.

Verlag Hugo Steinitz.

Digitized by Google

Heinrich Ehrlich.

Dreißig Jahre Künstlerleben.

Berlin SW.
Verlag Hugo Steinitz

Dreißig Jahre Künstlerleben.

Digitized by Google

Dreißig Jahre Künstlerleben.

Von

Heinrich Ehrlich.

Suche nicht vergebne Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimnis
Schwankt zwischen Übereilung
Und zwischen Versäumnis.

Göthe.

Berlin S.W.
Verlag Hugo Steinitz.
1893.

Digitized by Google

Mus 2424.15
~~Mus 114.3~~
~~Mus 2423.15~~
HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM
THE BEQUEST OF
EVERT JANSEN WENDELL
1918

Digitized by Google

I. Kapitel.

Veranlassung und Zweck des Buches.

Rückblick auf meine Jugendjahre.

Wenn dieses Buch erscheint, habe ich das siebzigste Jahr überschritten, stehe also in dem Alter, in welchem der Mensch sein Leben als abgeschlossen betrachten muß. Die Außenwelt kann mir nichts geben, nichts mehr nehmen. Was immer das Geschick mir noch Arges bereitet, Ärgeres als die letzten Jahre mir gebracht haben, kann mir nicht widerfahren, schon aus dem Grunde, weil ich überhaupt Gutes nicht mehr erwarte.

Nichts würde daher dem Zwecke dieses Buches weniger entsprechen, als wenn irgend ein Leser dächte, ich wolle Sympathien für mein Schicksal, oder gar Freundschaften erwerben. Meine Erzählungen, die authentischen Darlegungen meiner Beziehungen zu vielen „sehr achtbaren" Leuten werden zur Genüge beweisen, daß ich das vollkommene Recht erlangt habe, der Meinung der meisten Menschen geringes Gewicht beizumessen und während der paar Tage, die mir noch zugewiesen sind, keine andere Richtschnur meiner Handlungen anzuerkennen, als meine Empfindungen und Überzeugungen.

Digitized by Google

Der Entschluß, dieses Buch zu veröffentlichen, stammt nicht etwa aus neuerer Zeit, ist vielmehr ein seit langen Jahren feststehender. Schon bei Lebzeiten meiner guten, 1888 verstorbenen, unvergeßlichen Frau waren die ersten Kapitel vollständig ausgearbeitet, in dem litterarischen Institut Greiner (damals Greiner & Caro) ins Reine geschrieben worden. Auch hat die Wochenschrift „Gegenwart" 1887 mehrere Auszüge unter der Überschrift „25 Jahre Künstlerleben" gebracht. Damals dachte ich das Buch mit dem eben bezeichneten Jahre abzuschließen. Die Ereignisse des Frühjahres 1892, die ich nicht verschweigen darf und will, haben die Erweiterung veranlaßt.

Wer nun dieses Buch etwa in der Erwartung öffnet, interessante Abenteuer und prickelnde Enthüllungen zu finden, der möge es nur gleich wieder aus der Hand legen. Was zum Privatleben — meinem und dem Anderer — gehört, ist vollständig ausgeschlossen, nur meine künstlerischen und politischen Erlebnisse sind dargestellt. Diese bieten Eigentümliches genug. Meine Erzählung beginnt auch deshalb mit der Ankunft in Berlin 1862, weil ein Zurückgreifen auf frühere Zeiten nicht ausführbar wäre, ohne Berührung privater Angelegenheiten und Beziehungen, welche auf meine damaligen Schicksale großen Einfluß geübt haben. Nur über die Erziehung meiner Jugendjahre, über die ersten Schritte in die Künstlerlaufbahn, über die ersten Entwickelungen in meinem Charakter muß ich unbedingt einige Thatsachen den Erlebnissen der letzten dreißig Jahre vorausstenden, um mehrerer gewichtiger Gründe willen. Erstens giebt nur die Kenntnis dieser Thatsachen dem Leser die Erklärung der vielen Widersprüche in meinen Handlungen, der Veränderung in meinen Gefühlen und Anschauungen. Zweitens will ich eben an die Darlegung dieser Umstände jetzt gleich einige

Digitized by Google

Betrachtungen knüpfen, um den Gang der folgenden Kapitel nicht mehr durch Abschweifungen aufzuhalten. Endlich wird es jedem denkenden Leser einleuchten, daß bei der sittlichen Entwickelung des Menschen eine Masse von Umständen mitwirken, über welche er in der Jugend keine Macht besitzt, die er erst in späteren Jahren zu erkennen vermag, wenn diese Entwickelung fast vollendet ist; und daß die Grundlagen physischer und geistiger Beschaffenheit, Erziehung und besonders die ersten Lebenseindrücke den nachhaltigsten Einfluß auf Das üben, was man im Sprachgebrauch den freien Willen nennt.*)

Ich bin am 5. Oktober 1822**) in Wien geboren, von ungarisch jüdischen Eltern. Im Jahre 1843 bin ich in

*) Hegel, der gewiß kein Fatalist gewesen ist, sagt in seiner „Philosophie des Geistes“: Ich bin ein zweifaches in mir, einerseits das, was ich nach meinem äußerlichen Leben und nach meinen allgemeinen Vorstellungen weiß, andererseits das, was ich in meinem auf besondere Weise bestimmten Innern bin. Diese Besonderheit meines Innern ist mein Verhängnis; denn sie ist das Orakel, von dessen Ausspruch alle Entschließungen des Individuums abhängen; sie bildet das Objektive, welches sich von dem Innern des Charakters heraus geltend macht. Daß die Umstände und Verhältnisse, in denen das Individuum sich befindet, dem Schicksal desselben keine andere Richtung geben, das liegt nicht bloß in ihrer Eigentümlichkeit, noch bloß auch in der allgemeinen Natur des Individuums, sondern zugleich in dessen Besonderheit. Zu den nämlichen Umständen verhält dieses Individuum sich anders als hundert andere Individuen. Auf den einen können gewisse Umstände magisch wirken, während ein anderer durch dieselben gar nicht aus seinem Geleise gebracht wird.

**) Eine Zeitlang galt der 5. Oktober 1823 als mein Geburtstag, ich selbst glaubte es. Aber als ich bei meiner Verheiratung die nötigen Papiere kommen ließ, ward das Datum richtig festgestellt. Einen fast noch sichereren Beleg für 1822 gab das gedruckte Programm meines ersten Konzertes in Wien, das mir der verstorbene hochachtbare Sekretär

Digitized by Google

Hermannstadt (Siebenbürgen) zur evangelischen Kirche Augsburger Konfession getreten. Ursprünglich wollte ich Unitarier werden; diese von Socinus gestiftete Kirche weiht dem Stifter der christlichen Religion göttliche Verehrung, ohne ihn als direkten Sohn Gottes anzuerkennen. Aber die Freunde, an die ich mich wandte, daß sie mir Paten seien, bemerkten, daß die Unitarier nur in Siebenbürgen, aber nicht in Ungarn und Deutschland eine anerkannte christliche Kirche bildeten, und so wurde ich Protestant. In jener Zeit durften die Protestanten („Akatholiken") in den meisten Provinzen des österreichischen Kaiserstaates nur in Bethäusern ohne Glocken, nicht in Kirchen ihren Gottesdienst abhalten. Ich erwähne diese Umstände, weil sie den besten Beweis geben, daß mein Übertritt zum Christentum aus reiner Überzeugung geschehen war. Damals gab es noch keinen Antisemitismus.

Meine Jugend war keine freudige. Schwachen, fast kränklichen Körpers litt ich schon im zwölften Jahre an Hüftschmerzen und anderen Zuständen, die sonst nur bei ältern Männern erscheinen. Auf späteren Reisen war ich oft von starkem Unwohlsein befallen. Von 1848—1868 ward ich fast Tag und Nacht von einseitigen Kopfschmerzen gepeinigt, die auf meine Stimmung und gesellschaftliche Haltung drückend wirkten. 1878 und 1884 habe ich schwere Leiden zu bestehen gehabt. Jetzt im 71. Jahre fühle ich mich frischeren Geistes und Körpers denn je.

Meine Erziehung war die denkbar verfehlteste. Die guten Eltern vermuteten alle möglichen großen Anlagen in mir

---

des Musikvereines, C. F. Pohl, sandte. Das Konzert fand am 8. Dezember 1835 statt, und in der Ankündigung ward ich als der dreizehnjährige H. E., Schüler des Herrn Karl von Bocklet bezeichnet. War ich 1823 geboren so stand ich 1835 im zwölften Jahre, und meine Eltern hätten mir gewiß nicht ein Jahr mehr zugelegt.

Digitized by Google

und wollten sie gleichzeitig ausbilden, beriefen Erzieher („Hofmeister)“ ließen mich vom siebenten Jahre in Musik unterrichten. Ich besuchte ein Gymnasium, das, wie damals alle in Wien, von Klostergeistlichen geleitet war, und auf niedriger Stufe stand; lernte alte und neue Sprachen, daneben eine Masse unnützester Dinge. Einer von meinen „Hofmeistern“ war Kalligraph, wollte mich durchaus zum Schönschreiber bilden; ich mußte zu allen Geburtstagen und besonderen Gelegenheiten zierliche Blätter in den verschiedenartigsten Schriftgattungen anfertigen, mit großem Zeitaufwand und Widerwillen. Die natürliche Folge war, daß sobald ich schnell zu schreiben begann, meine Schrift sich vollkommen änderte und fast unleserlich wurde, so daß noch heute Redakteure und Setzer sich häufig darüber beklagen. Ein anderer dieser „Hofmeister“ zwang mich zum Deklamieren. Keiner übte sittlichen Einfluß auf mich, weil keiner mir Neigung oder Achtung abgewann. Nur Dr. Eckstein, den ich noch 1873 als hochgeschätzten Arzt in Wien wiedergefunden habe, verstand es, mich zu willigem Gehör zu bewegen. Leider nur kurze Zeit. Die Verhältnisse des Vaters gestalteten sich so trübe, daß er die Besoldung eines Erziehers nicht mehr bestreiten konnte. Die Mutter habe ich im dreizehnten Jahre verloren, drei Jahre später meinen einzigen älteren Bruder.*) Sein Tod war das erste Unglück, das mich traf und tief erschütterte. Wäre ihm längeres Leben beschieden gewesen, so hätte er sich auf das bestimmteste jener von Freunden und Verwandten freudig gebilligten Wendung in meinen Verhältnissen widersetzt, die mich im siebzehnten Jahre aus allem geregelten Studium riß; und seiner Mahnung wäre ich gefolgt, und vor unersetzlichen moralischen Verlusten bewahrt geblieben. Das Geschick wollte es anders.

*) Zwei Schwestern waren schon seit längerer Zeit verheiratet.

Digitized by Google

Ich hatte in Wien einigen Ruf als Klavierspieler erlangt, war in Sprachen bewandert, durfte sichere Hoffnung auf eine geachtete und gesicherte Stellung nähren, trug mich auch mit dem Gedanken einer Reise nach Paris, dem damaligen Mecca aller Künstler. Da ließ mich eines Tages der Professor Fischhof*) zu sich laden, „um mir einen höchst vorteilhaften Antrag zu stellen.“ Er unterrichtete die Söhne eines Bojaren aus Bukarest, der damaligen Hauptstadt des Fürstentums Wallachei, jetzigen Königreichs Rumänien. Dieser suchte einen Klavierlehrer, der mit ihm in seine Heimat zöge, und Fischhof hatte mich empfohlen. Ich zauderte, eine geheime Scheu befiel mich; er aber drängte so lange, bis ich zusagte. Wohl mochte ihm der Rumäne goldene Berge für mich in Aussicht gestellt haben durch seine Protektion, (denn mein Jahresgehalt betrug nur Hundert Ducaten, 950 Mark, und freien Unterhalt); aber sollte der erfahrene ältere Künstler, der gebildete Mann nicht dahin wirken, daß ich in Wien blieb, dann nach Leipzig oder Paris ging; daß ich, wenn auch in Entbehrungen, in Kämpfen, aber in immerwährender künstlerischer Anregung und Arbeit auf der günstig begonnenen Laufbahn weiter fortschritt, und nicht in ein Land geriet, das er selbst — nachdem ich bereits gebunden war — als ein sittenloses bezeichnete, wo ich keine gute Musik hören, kein deutsches Schauspiel sehen konnte, wo mein Geist erschlaffen mußte? Oder will vielleicht irgend jemand behaupten, es sei gleichgiltig für die Charakter-Entwickelung eines achtzehnjährigen Musikers,

*) Ursprünglich Studierender der Medizin, dann Pianist, Professor am Konservatorium, Freund Schumanns, einer der frühesten Mitarbeiter an dessen „Neuer Zeitschrift für Musik“, ein gebildeter, wohlwollender Mann, gestorben 1857. Seine sehr wertvolle Bibliothek und handschriftlichen Beiträge zur Musikgeschichte hat größtenteils die Berliner Königliche Bibliothek erworben.

Digitized by Google

ob er seinen Wohnsitz in der Hauptstadt eines kaum halb civilisierten Landes nahm, wo eine bürgerliche Gesellschaft nicht existierte, dessen vornehme Gesellschaft einen oberflächlichen eleganten schillernden Anstrich zeigte, im Innern aber vollständig korrupt*) war, wo die wenigen Musiker (Deutsche, Franzosen, Italiener) auf ganz tiefer Stufe standen, wo die fremden Nationalitäten nur durch Handwerker und kleine Kaufleute vertreten waren — oder ob er dort blieb, wo er zur Arbeit und Selbstbildung angespornt war, wo er weiter streben mußte?

Die Erzählung meiner Erlebnisse bis zum Jahre 1862 kann aus dem bereits angeführten Grund nicht gegeben werden; fünfundzwanzig Jahre nach meinem Tode, wenn die Erde auch noch andere jetzt Lebende sicher decken wird, sollen die Erinnerungen aus jenen Zeiten erscheinen. Jetzt will ich die Beschreibung meiner künstlerischen Wesenheit bieten, wie sie sich im Laufe der Zeiten entwickelt hat. Wenn ich authentische Belege für meine Behauptungen anführe, so geschieht dies nur, um die Wahrheit zu bekräftigen. Daß mir Sympathien und Antipathien jetzt gleichgültig sind, haben ja die ersten Zeilen dieses Buches sehr deutlich erklärt; auch wird jeder verständige Leser bald selbst beurteilen können, ob ich Reklame machen oder Thatsachen feststellen will.

Von Jugend an war ich von Begeisterung für das Schöne in Kunst und Natur erfüllt; schweifte (wie noch jetzt)

---

*) Hier noch ein kleiner Beitrag zur Geschichte der ersten Lebens-Eindrücke. Der obenerwähnte Bojar, ein großsprecherischer Verschwender, war während des kurzen Aufenthaltes in Wien derartig in Schulden geraten, daß mein Schwager ihm das Geld zu deren Bezahlung, und für die damals sehr kostspielige Reise vorstreckte. Und niemandem kam der Gedanke, daß die Zukunft eines achtzehnjährigen Kunstjüngers nicht mit dem Leben solcher Menschen verwebt sein sollte!

Digitized by Google

in Wald und Berg, und besuchte so oft als möglich die großen Bildergalerien, und las viel. Ohne das mindeste Talent für bildende Kunst fühlte ich mich von deren Werken am meisten angezogen, stand vor manchen Bildern oder Bauten so lange, bis mir jede Einzelheit ins Gedächtnis festgeprägt blieb. Die wahre Liebe zur Musik erwachte in mir erst später, als Bach und Beethoven sich meinem Verständnisse offenbarten. Diese Begeisterung, die manchmal bis zur nervösen Verzückung*) stieg, hat auch auf mein künstlerisches Verhalten und Urteil bestimmend gewirkt, ja mich manchmal zu einer thörichten Aufopferung meiner Interessen bewogen, die niemand verlangt hatte. Hier einige Beispiele: Im Jahre 1852 war ich Hofpianist des Königs von Hannover; der Konzertmeister Helmesberger starb. Der Hofintendant Graf Platen fragte mich, wer wohl die erledigte Stelle am besten ausfüllen könnte, und ich nannte sofort „Joachim". Der Künstler, mir damals persönlich gänzlich unbekannt, war noch lebenslänglich in Weimar gebunden, ich erbot mich, den Einfluß Liszts (zu jener Zeit Hofkapellmeister und Kammerherr in Weimar) zu gewinnen, um Joachim von der Verpflichtung zu befreien.**) Daß seine Kunstleistungen die meinen unendlich überragten, daß gegenüber seiner schon in jener

*) Wenn ich durch großartige Felspartien wanderte, als ich die neunte Symphonie zum erstenmale hörte, wenn ich erhabene Gedichte las, entströmten Thränen meinen Augen. Solche Überempfindlichkeit muß ich leider fast noch heute bekämpfen.

**) Ich besitze noch alle Briefe Liszts und Joachims über diese Angelegenheit. Jener schrieb mir, er wollte J.'s Enthebung von der Verpflichtung erwirken, wenn ihm ein „großer Wirkungskreis" eröffnet wird. Joachim, der zuerst nach Hannover gekommen war, um die Verhältnisse zu prüfen, teilt mir einige Tage später mit, er sei entschlossen den Antrag anzunehmen. Der Brief endet mit den Worten „haben Sie Dank für alles Liebe und Gute was Sie gethan haben Ihrem J.

Digitized by Google

Zeit hochgeehrten Persönlichkeit meine Stellung am Hofe an äußerem Scheine verlieren mußte, konnte mir nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Aber mich erfüllte der eine Gedanke, mitthätig zu sein bei der Berufung eines großen Künstlers in einen seiner würdigen Wirkungskreis, und unter ihm der Kunst zu dienen. Meine persönlichen Beziehungen zu ihm sind niemals vertrauliche gewesen, seit Jahren haben wir uns nicht besucht, aber mit immer gleichem Entzücken vernehme ich seine unvergleichliche Vorträge im Quartett und klassischen Werken, und niemals konnte ich es über mich gewinnen die Leistungen anderer Geigenkünstler in dieser Richtung den seinigen gleichzustellen.

Als Anton Rubinstein im Sommer 1855 nach seiner ersten großen Kunstreise von Leipzig und Wien nach Wiesbaden kam, wo ich als Lehrer der Prinzessin Sophie (jetzigen Königin von Schweden) auch der eleganten fremden Badegesellschaft als der Erste galt, veröffentlichte ich in der „Mittelrheinischen Zeitung" zwei Artikel über ihn, verkündigte seinen Ruhm in allen Kreisen. Die Orchester- und sonstige Musikanten verlachten mich. Daß ich auch immer bereit war weniger bedeutenden Künstlern dienlich zu sein, ohne Wahrnehmung, selbst zum Schaden meiner Interessen, wird der Briefwechsel zwischen Herrn Professor Dr. Scholz und mir aus dem Jahre 1868/69 sattsam beweisen.*)

Mit der Begeisterung für die Kunst- und Naturschönheiten war in mir — **bis vor vier Jahren** — ein tief-

*) Hier noch ein Stücklein aus früherer Zeit: Anfangs der 60. Jahre war ich irgendwo der Musiklehrer der zwei angesehensten reichsten Damen. Als eine derselben gegen einen mir vorher ganz unbekannten Künstler mir nicht freigebig genug erschien, beging ich den Thorenstreich und gab ihren Unterricht auf. Gleich darauf ward der Künstler — — mein Feind.

Digitized by Google

inniges, religiöses Gefühl verbunden. Immer bis zu dieser Zeit habe ich für alles Erfreuliche, auch für das mindeste Gott gedankt, in bitterster Not und im Elend nicht gemurrt, nur um Stärkung meines Glaubens gebeten. Nach meinem Tode wird man in den Tagebüchern früherer Jahre bis zu 1880 die Bestätigung finden, daß ich fast keinen Tag ohne Gebet, ohne religiöse Gedanken verlebt habe. Erst allmählich — und vorzüglich nach dem Tode meines guten Weibes, und als meine äußerlichen Verhältnisse sich besserten, — begann ich nachzudenken, zu grübeln über die „sittliche Weltordnung;" ward ungläubig und unglücklich. Das habe ich am ersten Weihnachtstage 1890 so recht gefühlt. Ich saß einsam und las Heyses wunderbares Gedicht an Beethoven. Und — — — möge meine Hand am lebendigen Leibe verdorren, wenn sie ein Wort der Lüge niederschreibt! — ein Thränenstrom stürzte aus meinen Augen. Aber nicht etwa über mich, über mein Schicksal habe ich geweint — was liegt an mir elendem Erdenwurm? sondern daß mein schöner Glaube an die göttliche Sendung der großen Künstler entschwunden war; dieser Gedanke erzeugte die bitteren Thränen. Ich hatte vordem in der Überzeugung gelebt, daß aus einem göttlichen Centrum Atome in irdische Schlacken gehüllt, als Künstler auf die Erde geschickt waren, um die armen Menschen in ihrem Dasein zu trösten, sie zu erheben; daß diese Atome dann, wenn sie die irdische Laufbahn verlassen hatten, auf der Läuterungs-Wanderung von dem schönen Bewußtsein emporgetragen werden, daß sie der Menschheit Schönes, Edles gebracht hatten. Wenn ich in früheren Jahren Saraströs Gesänge, wenn ich Agathens letzte Jubeltöne vernahm, da vergaß ich alles Irdische über dem schönen Gedanken, daß der himmlische herzensgute Mozart, der edle brave Weber, der keinen Erfolg errang, da er nicht schrieb „Gott allein die Ehr!", daß der unermeßliche fromme Bach,

Digitized by Google

der unbeschreiblich hehre Beethoven für all die Leiden und Unbill, die sie auf Erden erdulden gemußt, nunmehr neben anderen großen Geistern, die glücklichere Tage gesehen hatten, seliges Gefühl genießen, wenn ihre Werke Millionen begeistern, von dem Joche der Tagesmisere befreien, daß sie in diesem Gefühle der Gottheit immer näher kämen. Daß ich diesen Gedanken nicht mehr denken kann, das ist für mich ein größeres Unglück, als was Niedertracht der Menschen mir bereiten konnte.

Vielleicht dürfte es nun manchem Leser verwunderlich erscheinen, daß ich trotz meines Unglaubens ein entschiedenster Gegner der modernen seichten Aufklärung bin, daß mir besonders leichtfertige Feuilletons über Glaubensdinge Widerwillen erregen. Ich habe hierfür die Erklärung, daß nach meiner Überzeugung nur derjenige, der selbständig denkt, und sich zu einer Überzeugung durchkämpfen kann, ein Recht zum Nichtglauben beanspruchen darf. Wer aber so denkt, der sucht nur in ernstesten, tief angelegten, der Menge unzugänglichen philosophischen Werken Belehrung und Bestätigung. Der nicht ganz selbständig Denkende soll glauben, und wer ihn durch leicht verständliche oberflächliche Floskeln zum Unglauben verleitet oder ihn darin bestärkt, der ladet nach meiner Überzeugung eine schwere Verantwortlichkeit auf sich, der ist ein unbewußter Verbündeter der Anarchisten. Mir ist selbst jetzt, wo ich die Außenwelt gleichgiltig betrachte, jede frivole Äußerung über Glaubensdinge zuwider,*) und

*) Im April 1891 fuhr ich von Genua nach Florenz. Im selben Wagen mit mir befanden sich zwei amerikanische Geistliche, die sich zu dem Protestanten-Kongreß nach derselben Stadt begaben. Der eine begann ein Gespräch mit mir, das er allmählich auf das Feld der Religion führte. Als wir an das Reiseziel anlangten, gab er mir seine Karte: Rever. Leander Chamberlain und sagte: „Ich kenne Sie nun, mein

Digitized by Google

wie ein großes Kunstwerk ohne Glaube an Höheres, Göttliches entstehen könne, ist mir auch jetzt noch unbegreiflich.

Was meine künstlerischen Leistungen betrifft, so habe ich selbst nach den besten Erfolgen mich immer nur als einen geistreichen Pianisten zweiten Ranges betrachtet. Meine Auffassung, mein Vortrag wurden manchmal gelobt, aber meine Technik war so oft unsicher, die ganze Leistung so oft von garstiger und körperlicher Stimmung ganz abhängig, daß wider- und absprechende Urteile vollkommen berechtigt erschienen, wie die Vorgänge in Leipzig beweisen werden. Komponiert habe ich nur wenig, glaube in den Variationen „Lebensbilder" einiges Talent für Behandlung der verschiedenartigen Formen, auch der kontrapunktischen bekundet zu haben. Von meinem Wirken als Lehrer darf ich anführen, daß Professor Franz Mannstedt, Hofkapellmeister in Wiesbaden, der ausgezeichnete Pianist Felix Dreyschock, der Dr. jur. Paul Marsop, der schnell zu Rufe gelangte geistvolle Musikschriftsteller, der Dr. ph. Spiro, der sich durch musikalische Forschungen eine geachtete Stellung erworben hat, dann der jetzt als Privatdozent an der Züricher Universität lebende Dr. W. Nagel, meine langjährigen Schüler gewesen und treue Freunde geblieben sind. Alle gehören zu den enthusiastischen Verehrern der Wagnerschen Kunst.

Bezüglich meiner Thätigkeit als Schriftsteller sei nur erwähnt, daß meine anonymen Romane „Abenteuer eines Emporkömmlings" (1859), besonders aber „Kunst und Handwerk" (1861) in den angesehensten Blättern „Grenzboten"

Herr, Sie sind kein Gläubiger, aber Sie waren nie leichtfertig. (You have never been irreverend). — Mir ist Strauß' „Leben Jesu" (die erste, nicht die „populäre" Ausgabe) ein achtbares Buch, weil ernsthaft und gründlich und dem großen Haufen nicht zugänglich. Dagegen verabscheue ich das „populäre" Werk „Der alte und neue Glaube," weil es nur der seichten, gedankenlosen Aufklärung Vorschub leistet.

Digitized by Google

(damals noch von Julian Schmidt geleitet) „Blätter für litterarische Unterhaltung“ „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ (Gutzkow) auf das günstigste beurteilt worden sind.*)

Von „Lebenskunst und Kunstleben“ (1884) wird später die Rede sein. Von meiner politisch „litterarischen Thätigkeit werden die folgenden Kapitel (1862, 1866, 1868, 1873/77, 1884) manches nicht Uninteressante berichten.

Ich führe das Alles nicht etwa an, um mich herauszustreichen, um durch meine Anlagen meine Thorheiten und „Sünden“ zu beschönigen, vielmehr um darzuthun, daß die immerwährende Zersplitterung der Geistesthätigkeit notwendigerweise auch Unsicherheit und Widersprüche im inneren Wesen erzeugen mußte. Solche ganz verschiedenartige Beschäftigungen mit Erfolg ohne Schaden für die Übereinstimmung des Denkens und Handelns durchzuführen, vermag nur ein ganz energisches Genie, das jede Aufgabe vollkommen beherrscht, nicht aber ein, wenn auch vielseitiges bewegliches bloßes Talent. Auch ist im öffentlichen Leben durchaus nicht der sittliche Wert — so unendlich hoch er auch zu schätzen —

*) Ich citire hier die wenigst lobende Kritik: Grenzboten, Jahrgang 1861, S. 438. **Kunst und Handwerk.** Ein Roman vom Verfasser der „Abenteuer eines Emporkömmlings.“ 3 Bde. Frankfurt a. M. Sauerländer. — Dieser Roman beruht auf sehr ernsten Studien, nicht bloß auf dem Gebiet der Musik, auf dem er sich hauptsächlich bewegt, sondern auch auf dem der Psychologie. Der Verfasser hat die Verführungen, welche die große Welt gerade dem begabten Künstler und Virtuosen so nahe legt, wahrscheinlich an sich selbst kennen gelernt, und ihnen ein warmes und redliches Gefühl entgegengebracht. Man darf den Roman nicht mit den gewöhnlichen Künstlernovellen vergleichen, die in oberflächlicher Sentimentalität, ohne Eingehen auf die tieferen Konflikte, ja ohne ein Verständnis derselben, mit den Zuständen spielen: er ist sehr ernst empfunden und enthält Wahrheit. — Schade, daß eine gewisse Steifheit des Ausdruckes und auch der Komposition den Zugang erschwert.

Digitized by Google

die erste Bedingung des Erfolges und einer geachteten Stellung, sondern in viel stärkerem Maße die äußerliche Lebensführung, die richtige Praxis, der gesellschaftliche Takt, die Sicherheit des Benehmens. Nun weiß ein jeder, der die Psychologie nicht bloß in der Gelehrtenstube, sondern auch im Weltleben und in der Beobachtung studiert hat, daß dieser Takt noch weniger als die sittlichen Eigenschaften ein durch Selbstbestimmung, durch den „freien Willen" zu gewinnendes Gut ist. Denn der sittlich nicht reich Beanlagte kann doch wenigstens nach der negativen Seite des Vermeidens das Gute anstreben, unterlassen, was als schlecht gilt. Wem aber Taktgefühl nicht angeboren oder unbewußt „anerzogen" ist, der mag „wollen" oder nicht, er wird in Taktlosigkeiten verfallen, die oft viel schlimmer wirken, als sittliche Fehler. Es waltet eine eigentümliche Ähnlichkeit zwischen gesellschaftlichen und musikalischen Takt; beide sind entweder angeboren oder durch unbewußte Gewohnheit (d. h. nicht durch Achtgeben, durch den Willen) erworben. Der von Jugend auf in guter Gesellschaft sich Bewegende wird ganz unbewußt das Schickliche thun, das Unschickliche meiden*) gleichwie der Musiker, der vom Beginne seiner Studien im Zusammenspiele mit anderen tüchtigen Musikern geübt wird, die Festigkeit des Takthaltens erlangt, weil eben die Umgebung zwingenden Einfluß auf ihn ausübt. Wem aber einerseits die Anlage, andererseits die Anleitung, das unbewußte Erlernen fehlt, der mag anfangen, was er will, es wird ihm trotz allen Bemühens das Richtige nicht gelingen, und ihn Übles genug überkommen. Und so ist es mir ergangen. Angeborenes gesellschaftliches Takt-

*) Daher besitzen auch selbst geistlose Hofleute und Offiziere mehr gesellschaftlichen Takt als andere Leute, weil sie von Jugend auf zur Etikette (Hofgebrauch) und zur Disziplin (Manneszucht) erzogen werden. „Der Takt kann eher den Verstand, als der Verstand den Takt ersetzen."

Digitized by Google

gefühl mangelte mir gänzlich, die Erziehung, die ich genoß, die ersten zehn Jahre meiner Wanderschaft waren nicht geeignet, wohlthätigen Einfluß auf meine Haltung und Lebensführung zu üben; und die späte Erkenntnis half zu nichts — im Gegenteile, sie führte noch stärkere Widersprüche herbei. Es wird sich im Verlaufe der Erzählung oft genug zeigen, wie manche Umstände, unter denen jeder mit einigem praktischen Sinne begabte Vorteile jeder Art erlangte, mir eher zum Nachteile gereichten, durch meine unglaubliche Ungeschicklichkeit und Nichtbeachtung meiner Interessen. Nur ein Beispiel mag hier gleich Platz finden, weil niemand die Thatsachen aus einem Mangel an sittlichen Willen erklären kann: Unter den hochgestellten Männern, zu denen ich in Beziehung kam, habe ich für zwei ganz besondere Hochachtung und Zuneigung empfunden, und immer ausgesprochen: für Herrn von Keudell, dem ehemaligen Botschafter in Rom, und für den Geheimen Legationsrat Rudolf Lindau. Von beiden ist mir auch bei jeder Gelegenheit Freundliches erwiesen worden. Als Herr von Keudell 1868 in einem Dilettanten-Wohlthätigkeits-Konzerte mitwirkte, und sich wie immer als trefflicher Musiker bewährte, habe ich für eine Zeitung einen Bericht geschrieben, in welchem alle Damen und Herren genannt und gelobt waren — — — Keudell ausgenommen, an den ich in der Hast des Niederschreibens ganz vergaß! Und als R. Lindau mir auf eine Reise nach Italien warme Empfehlungen an Kaiserliche Deutsche Konsuln mitgab, habe ich aller Orten seinen Preis verkündet, ihm selbst aber weder einen Besuch, noch schriftlichen Dank abgestattet!!! Wenn nun diese vortrefflichen Männer mir solche Nachlässigkeit nicht verübelten, so haben dagegen viele andere in ähnlichen Fällen nicht so großherzig gedacht, wie auch fast niemand an meine Kurzsichtigkeit und an den geradezu unvergleichlichen

Digitized by Google

gänzlichen Mangel an physiognomischen und Namens-Gedächtnisse*) glauben wollte, das jedem, der mich nicht genauer kennt als absichtliche Ziererei, als Sucht nach Besonderem erscheinen muß.

Ich würde diesen an sich unwichtigen Nebendingen, die mit der sittlichen Wesenheit in anscheinend geringem Zusammenhange sind, wenig Wert beilegen, sie hier nicht so weitläufig erzählen, wären sie nicht ein Beweis, daß Formfehler im gesellschaftlichen Leben viel gefährlicher sind, als sittliche, und hätten nicht meine Erfahrungen und Beobachtungen an anderen mich überzeugt, daß auch die edelsten Menschen unglücklich werden, wenn ihnen die Lebensklugheit fehlt,**) wenn sie glauben,

*) In den achtziger Jahren war ich in einer fremden Stadt bei einem Professor zu Tische geladen und Nachbar einer sehr schönen Frau — man behauptete ich hätte ihr den Hof gemacht. — Einige Zeit später sah ich dieselbe Dame in Gesellschaft derselben Familie, bei der ich die Gastfreundschaft genossen hatte, und fragte die Frau Professor, wer wohl die schöne Frau wäre? Und drei Tage später begegnete ich denselben Leuten und fragte wieder — allerdings war die Schöne anders gekleidet! Im verflossenen Frühjahre war ich bei dem trefflichen Manne und einst berühmten Pianisten Schulhoff zu Gaste; nach Tisch unterhielt sich eine Dame lange mit mir über Kunst und Litteratur; als sie sich entfernte, fragte ich die nahestehende Fr. J. B., eine vortreffliche Dilettantin, „Können Sie mir gütigst sagen, wer die Dame ist, die mit mir eben gesprochen hat?“ Die Gefragte lachte laut auf und meinte „das ist Frau X., die Sie vor acht Tagen bei mir zu Tische geführt haben.“ Noch heute begegne ich Damen und Herren, die ich seit Jahren kenne, in Gesellschaften oft gesprochen habe, und deren Namen mir jedesmal entfällt. Und ich habe ein starkes Gedächtnis für Musik und Litteratur! Muß meine Zerstreutheit nicht affektiert erscheinen?!

**) Es ist nun schon lange her, daß ich zwei Familien kannte, zwei schöne Mütter und Töchter. Die einen von sehr guter Familie, streng tugendhaft, einfach, von edelstem Charakter; die anderen sehr interessant, liebenswürdig und gescheut, auch ehrenhaft; jene wurden bei ihrem Eintritte in die Gesellschaft in jeder möglichen Weise gefeiert und hofiert;

Digitized by Google

nur durch gute sittliche Eigenschaften Anerkennung und Erfolge zu gewinnen. Ich betone nochmals: der sittliche Wert ist nicht genug hoch anzuschlagen, er ist das einzig Bleibende im Leben; nur behaupte ich, daß die meisten Menschen ihn zu bestimmen nicht fähig sind und nach äußeren Eindrücken urteilen,*) und beweisen werde ich, wie oft gerade diejenigen, denen am wenigsten das Recht zu einem sittlichen Urteile zusteht sich erlaubten, über mich zu richten.

Und nun bin ich mit den Betrachtungen zu Ende, und beginne mit den Thatsachen. Wenn ich im Verlaufe der Erzählung zwei oder dreimal ein wenig sentimental werde, so möge der nicht unfreundlich gesinnte Leser das mit in den Kauf nehmen und entschuldigen, die anderen mögen nach Herzenslust spotten!

---

aber sie verstanden es nicht die günstigen Umstände auszubeuten, die Mädchen alterten, wurden von denselben Leuten vernachlässigt, die zuerst ihren Salon mit ihnen aufgeputzt hatten, lebten zuletzt in sehr ärmlichen Verhältnissen; die anderen, die klüger und praktisch zu Werke gingen, sind glücklich verheiratet, in geachtetster Stellung. Fünf und zwanzig Jahre nach meinem Tode werden meine nachgelassenen Denkwürdigkeiten noch ganz andere Dinge erzählen!

*) Hier ein kleines, aber sehr bezeichnendes Beispiel: Zur Zeit als ich noch fast alle Tage zu Gott betete, er möge mir doch ein klein wenig Gunst der Menschen zuwenden, hieß es allgemein, ich hätte ein Mephisto-Gesicht; wie oft hat meine arme selige Frau diese tief verletzende Äußerung aus dem Munde neben und hinter ihr Sitzender, denen sie unbekannt war, vernehmen müssen, wenn ich konzertierte. Ja selbst Personen, die mir wohlwollten (wie z. B. die große Künstlerin Marianne Brandt) sagten das unverholen. Als ich vor etwa 10 Jahren begann, die Meinung der Leute geringer zu achten — da fand man mit einem Male, mein Gesichts-Ausdruck hätte sich ganz verändert, ich sähe gesünder und wohlwollender aus. Und in einer Gesellschaft, wo ich mit einigen weiblichen Exzellenzen zusammen traf, die ich seit Jahren nicht besucht hatte, ward mir das mit großem Lobe versichert! „O komische Leute, o närrische Welt," wie soll ich dich achten!!

Digitized by Google

II. Kapitel.

Ankunft in Berlin als politischer Korrespondent.

Rückblick auf früheren Aufenthalt.
Herr und Frau von Bülow. Berthold Auerbach. Dohm, Scholz, Truhn, Dr. Rodenberg. Dr. Alex Meyer, Ehlert, Radecke. A. B. Marx. Politische und Musikalische Zustände.

Am ersten Januar 1862 habe ich meinen dauernden Wohnsitz in Berlin aufgeschlagen. Ich war früher schon zweimal dagewesen, 1852 und 1854. Empfehlungen an den österreichischen Gesandten Herrn von Prokesch, an die Fürstin Clary (Mutter einer Fürstin Radziwill) an andere Größen der Aristokratie und Finanzwelt öffneten mir damals die Pforten der vornehmsten Häuser. Der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. befahl mich zu einem Hofkonzerte, mit den italienischen Künstlern Frau Tachinardi-Persiani, dann Tamburini, und Rossi*), die auf der Reise von Petersburg nach Paris in der Königlichen Oper einige Vorstellungen gaben. Damals blieb ich etwa drei Wochen in Berlin. Zwei Jahre später, als ich wiederkam, war ich an den Prinzen Georg empfohlen; Seine Königliche Hoheit sandte mir seinen Adju-

*) Der gute Meyerbeer, dem ich ebenfalls warm empfohlen war, begleitete in jenem Konzerte die Gesänge am Klavier. In dem Septett aus Lucia kam er aus dem Takte, und spielte die Sechzehntel als Achtel.

Digitized by Google

tanten Graf Perponcher (später Hofmarschall des edlen Kaiser Wilhelm), der damals als der schönste Offizier in Berlin galt; Graf Redern erwirkte neuerdings meine Berufung an ein Hofkonzert. Beide Male habe ich die Vorteile solcher Beziehungen ganz unbenützt gelassen, nicht einmal ein Konzert veranstaltet, obwohl bei meiner ersten Anwesenheit Herr Gustav Bock (†), der Chef des großen Musikverlages mir zu Ehren eine musikalische Morgen-Versammlung für geladene Gäste veranstaltete, wo mir viel Freundliches gesagt wurde. Der damals noch sehr mächtige Rellstab beurteilte mich sehr günstig in der Vossischen Zeitung.

Im Jahre 1862 bin ich jedoch nicht als Musiker mit irgendwelcher Absicht tonkünstlerischen Erwerbes nach Berlin gekommen, sondern als politischer Korrespondent einer Russischen Zeitung, der „Nordischen Biene“*). Ich stand mit ihr seit zwei Jahren in Verbindung, von Frankfurt a. M. aus, und der Redakteur Ussov war einverstanden, daß ich nach Berlin übersiedelte, das seit dem Regierungsantritte des glorreichen edlen Königs dann Kaisers Wilhelm sich immer mehr und mehr als der Schwerpunkt des deutschen politischen Lebens erwies. Die Beziehung zu der Russischen Zeitung verdankte ich der Empfehlung des damaligen russischen Gesandten am Frankfurter Bundestage, Herrn von Fonton, und dem wirklichen Staatsrate Baron von Korff (dem Verfasser der Biographie des Kaisers Nikolaus), dessen Tochter ich in Wiesbaden unterrichtet hatte. Fonton galt als einer der besten Stilisten der russischen Diplomatie, besaß tiefen Einblick in die politischen Verhältnisse und war ein ungemein geistreicher Gesellschafter. Ende der vierziger Jahre

*) Meine Berichte waren in französischer Sprache abgefaßt, wurden in Petersburg übersetzt.

Digitized by Google

war er noch Botschaftsrat in Wien gewesen*), seine Gemahlin geb. von Mohrenheim, zählte zu den elegantesten und lebhaftesten Damen der Gesellschaft; dann sandte ihn der Kaiser Nikolaus nach Hannover, bald darauf auf den damals für Rußland wichtigen Posten nach Frankfurt. Die höchsten Staatsämter standen ihm offen, aber unglückselige Leidenschaften aller Art, besonders das Hazardspiel, das damals in den naheliegenden Badeorten Homburg und Wiesbaden blühte, lähmten alle seine geistigen Fähigkeiten, und zwangen ihn zuletzt, den Staatsdienst aufzugeben.

Die „Nordische Biene" war unter Kaiser Nikolaus vom Staatsrate Gretsch gegründet, dann von Ussow angekauft worden. Dieses gab ihr eine freiere, und besonders eine Preußen freundliche Richtung. Das Blatt zählte zu den angesehensten und verbreitetsten. Der Besitzer konnte ein großes Vermögen erwerben, geriet aber durch unsinnige Verschwendung und Sorglosigkeit in die übelsten Verhältnisse.

Am Tage nach meiner Ankunft betete ich, daß nach so vielen verschuldeten und unverschuldeten Leiden**), nach so vielen Kämpfen, mir endlich vergönnt sein möge ein be-

*) Gleichzeitig mit dem munteren, liebenswürdigen und schlanken Herrn von Oubril, den ich als wohlbeleibten Botschafter in Berlin wiedersah.

**) Eine Episode aus meinem Aufenthalte in Frankfurt: Gerade zur Zeit als Fonton mir die Stellung bei dem russischen Blatte verschaffte, begann ich den zweiten Roman „Kunst und Handwerk" für den Verleger Herrn Sauerländer zu schreiben. Um jede Unterbrechung zu vermeiden, und meine Geistesthätigkeit auf einen Punkt zu richten, beschloß ich, alle die mir damals gestellten Anträge, kleinere gut honorierte Feuilletons zu schreiben, dankend abzulehnen, und nurmehr die Arbeit für Petersburg und den Ertrag meiner Musik-Unterrichtsstunden als Erwerbsquellen zu betrachten. Von dem Tage als ich den Vorsatz ausführte, ließ mich Ussow fünf Monate lang ohne Honorar; erst Herrn von Korffs dringende Mahnung erwirkte die Sendung. Wie habe ich damals gelebt!

Digitized by Google

ſcheidenes, ruhiges ehrenhaftes Daſein zu führen und günſtige Sammlung zu gewinnen. Meine Barſchaft beſtand aus etwa dreißig Thalern, mein Einkommen ausſchließlich in dem monatlichen Honorar von funfzig Rubel, das ich auch nicht regelmäßig erwarten durfte.

Es war alſo ein ſtarkes, ein thöricht zu nennendes Wagnis, mit ſolchem winzigen Betrage, mit ganz unſicheren Hilfsquellen ohne irgendwelche Ausſichten auf anderen Erwerb, faſt auf's Geratewohl, nach der großen Stadt zu wandern. Und dennoch fühlte mein Herz keine Unruhe. Ich war ja mit den beſcheidenſten Hoffnungen und Anſprüchen gekommen, gedachte neben jenem Honorar aus Petersburg mit kleinen litterariſchen Arbeiten hie und da eine Art „Zubuße" zu erlangen, in Ruhe und Zurückgezogenheit einige muſikaliſche Werke und einen dritten Roman — zu allen lagen die Vorbereitungen in meiner Mappe — fertig zu ſtellen. Ich wollte auch keine Beſuche abſtatten, als bei Hans von Bülow und Berthold Auerbach, die mich im Sommer 1861 in Wiesbaden, Frankfurt und Baden-Baden geſehen, und mit der Verſicherung warmer Teilnahme zur Überſiedlung nach Berlin aufgemuntert hatten. Daß es Forderung der geſellſchaftlichen Pflicht war, den hochgeſtellten Perſonen, die in früheren Jahren mir Freundliches erwieſen hatten, wenigſtens eine Beſuchskarte abzugeben; daß die Vernachläſſigung dieſer einfachen Formpflicht den gerechten Unwillen jener Perſonen erregen mußte, dieſes Erkenntnis lag mir damals ganz fern!

Ich kannte den lieben guten Berthold Auerbach ſeit 1848, Hans von Bülow ſeit 1852. Zwei verſchiedenartigere Perſönlichkeiten in Gebahren und in Wirkung auf die Mitwelt, hat die moderne Kunſtwelt wohl nicht geſehen. Sie bieten die merkwürdige Erſcheinung, wie einer trotz großer Fehler und rückſichtsloſeſten Gebahrens, trotz vielfacher heftiger

Digitized by Google

Gegnerschaft Erfolge und Anerkennung erzwingt, wie ein anderer mit vielen trefflichen Eigenschaften, mit liebenswürdigen Benehmen, der in allen Kreisen Freunde zählte, gegen den nirgends offene Feindschaft auftrat, nicht zur vollen Anerkennung seiner Persönlichkeit gelangen konnte.

Meine erste Begegnung mit Auerbach fällt in die Zeit der Wiener Oktobertage 1848. Er war gekommen, um die Verhältnisse an Ort und Stelle zu studieren, hat auch später ein Buch über diese traurige Periode tollster freiheitlicher Ausschweifung, und nachheriger furchtbarer Militärherrschaft veröffentlicht. Ihn erfüllte die Idee eines mächtigen Großdeutschlands, einer gegenseitigen Kräftigung Deutschlands und des österreichischen Kaiserstaates. Wie dieses „vereinigte Großdeutschland" zusammengefügt, gefestiget und wie es regiert werden sollte, darüber war er ebenso im Unklaren, wie so manche andere edle Männer. Sein Erscheinen in Wien erregte allgemeines Interesse. Männer aller Parteien blickten mit Hochachtung, ja mit einer Art Ehrfurcht auf den Dichter der Dorfgeschichten, die damals noch im frischesten Glanze strahlten; nur die ganz entschiedenen Demokraten und die Rückschrittler spotteten über den Mann, der begeistert und mit liebenswürdiger Milde von Entwickelung der Humanität sprach und zu gleicher Zeit eine „gewiß ungeladene Pistole" im Gürtel trug. Besonders ein Dr. H., der als „Volksredner" glänzte, und in der That eine ungemeine Begabung besaß, später eine sehr zweideutige Rolle spielte, und ein anderer, vor welchem 1852 die französische Polizei die deutschen in Paris lebenden Schriftsteller als vor einem Spione warnte, gehörten zu seinen lautesten Gegnern. Nach der Einnahme Wiens durch den Fürsten Windischgrätz sah ich Auerbach nicht wieder. Im Jahre 1852 fand ich ihn in Dresden, wo er mit seiner zweiten Frau, einer liebenswürdigen

Digitized by Google

Wienerin, die ich noch von ihrer Mädchenzeit kannte, Wohnsitz genommen hatte; beide übten die dankenswerteste Gastfreundschaft an mir. 1861 begegnete ich ihm ein drittes Mal in Baden-Baden; er war inzwischen nach Berlin gezogen, und nunmehr von der Überzeugung durchdrungen, daß nur Preußen allein Deutschland zur Größe erheben könne. An dieser Überzeugung hat er bis zu seinem Tode festgehalten, sie bei jedem Anlasse in Wort und Schrift kundgegeben.

Ich habe in Berlin in regem Verkehre mit Auerbach gestanden und vielfach Gelegenheit gehabt seine vortrefflichen Eigenschaften und seine Schwächen kennen zu lernen; beide paßten nicht in die Berliner Gesellschaft.

Auerbach war ein Mann von wohlwollendstem Gemüte; man kann von ihm mit Bestimmtheit sagen, Gehässigkeit, Mißgunst lag außerhalb seines Denk- und Empfindungsvermögens. Aber der freundliche Wille allen jenen, die sich an ihn wendeten, behilflich zu sein, gab seinen Versuchen öfters eine falsche Richtung. Er befand sich vor dem Erscheinen seines Romanes „Auf der Höhe" nicht in den geordneten Vermögensverhältnissen, die ihm gestatteten Hilfsbedürftigen direkte Unterstützung zu gewähren; er sandte sie zu anderen mit Empfehlungen, die nicht immer günstig beurteilt wurden. Manche reiche Leute fanden, daß er sie genügend in seinen eigenen geschäftlichen Angelegenheiten um Rat und einträgliche Verwendung seines Geldes angegangen war und daher nicht noch für andere behelligen sollte. Redakteure und einflußreiche Schriftsteller, bei denen er sich für „junge Talente" oder „Übersetzer, Schreiber und dgl." warm verwendete, waren unangenehm berührt, und sprachen das manchmal aus; sie hatten jeder in seinem Kreise zu helfen, keiner (so behaupteten sie) sandte irgend einen, der ihn um Unterstützung anging, zu Auerbach; und sie verlangten Gegenseitigkeit. So ward,

Digitized by Google

was Auerbach ganz bestimmt aus wahrhaft gutem Herzen that, von anderen als eine Sucht den Beschützer zu spielen, mit seinem Namen groß zu thun, fälschlich ausgelegt; und da auch die, welche er mit seinen Empfehlungen sandte, nichts Rechtes erreichten, ward ihm nicht einmal Dank für seine Verwendung. Ich habe eben von seinen Vermögensverhältnissen gesprochen, und muß nun gerade, weil es mir Pflicht ist, manche seiner weniger gekannten oder gewürdigten herrlichen Eigenschaften an dieser Stelle hervorheben, die leider nicht unbekannte Schwäche erwähnen, daß er einerseits manchmal in der Verwaltung seines Einkommens nicht immer ganz sorgfältig verfuhr, andererseits hier und da ein kleinlicheres Streben nach geringstem Gewinne darthat, als ein Mann seines Ruhmes, seiner Stellung, seiner Lebensanschauungen zeigen durfte. Diese Erscheinung ist überhaupt oft bei Männern zu beobachten, die ihre Jugend in gedrückten Verhältnissen verlebten; aber sie überraschte vielleicht mehr bei einem Dichter, der in allen seinen Schriften die Sparsamkeit, die segenbringende Kraft der Arbeit, die Einfachheit pries. Auerbach war nicht eigennützig, seinem Wesen war Habsucht vollständig fremd; aber den Hang zum feilschen in ganz kleinen Dingen konnte er nicht unterdrücken, und seine freundschaftlichen Beziehungen zu Finanzmännern verleiteten ihn manchmal, auf unrichtigem Wege die äußerliche Unabhängigkeit zu suchen, die seine große Künstlerschaft ihm bereits sichern konnte.

Auerbach besaß nichts von dem jetzt so viel verbreiteten Gelehrten- oder Künstlerhochmute, der sich so gut mit Kriecherei verbinden läßt, der einerseits auf den Unberühmteren, noch so edel strebenden Tüchtigen geringschätzend herabblickt, andererseits vor jedem einflußreichen oder mächtigen Hohlkopfe sich tief bückt.*) Er war von Herzen freundlich mit jedermann, immer

*) „The learned pate ducks before the golden fool."
Shakespeare.

Digitized by Google

bereit und erfreut jüngeren Künstlern Aufmunterndes zu sagen. Daß er eitel, sehr eitel war, gestand er mit der liebenswürdigsten Offenheit; seine wahren Freunde wünschten, daß er weniger Eitelkeit und mehr echten Stolz besäße. Er sonnte sich gern in der Gunst der Großen, war entzückt, wenn er zu Hofe geladen wurde, und wenn Minister und andere hohe Persönlichkeiten seine Abendgesellschaft besuchten, verstand aber nicht, „die richtige Distanz" einzuhalten, wie es die Hochgeborenen oder Hochstehenden von den Gelehrten, Dichtern und Musikern verlangen, während sie von manchen berühmten bildenden Künstlern einen gewissen frivolen, genial sein sollenden Ton sich gefallen lassen — vielleicht weil sie bei ihnen weniger Bildung voraussetzen, oder von ihnen schön porträtiert sein wollen? Auerbach stand in den sechziger Jahren eine Zeitlang bei Ihrer Majestät der Königin Augusta in Gnade; aber eine Ungeschicklichkeit des Benehmens, ein Erguß des Gemütes, wo strenge Beobachtung der Haltung angezeigt war, hat eine Änderung herbeigeführt. Er mußte vergessen haben, daß auch der Dank für eine Gnade die Etikette einhalten muß. Er ward von oben ignoriert; le mot d'ordre était donné. Dagegen konnte Richard Wagner, der sich gekrönten Häuptern gegenüber benahm als wären sie ihm tributpflichtig, bis an das Ende seiner Tage sich aller Gunstbezeugungen rühmen; er war eben immer gleichmäßig stolz und herausfordernd. Daß Auerbach eine gewisse Selbstgefälligkeit der Rede nicht unterdrücken konnte, ein gewisses Behagen über verschiedenartigste Dinge in apodiktischer Weise zu äußern — was nur ein Goethe sich erlauben durfte — sei hier ebenfalls erwähnt. Wer nun die Berliner Gesellschaft einigermaßen kennt, der wird nach diesen Andeutungen erklärlich finden, daß Auerbach in seiner Stellung nicht immer die ihm gebührende Hochachtung fand: Einerseits imponierte er nicht, andererseits war er

Digitized by Google

doch nicht so harmlos, gar nicht imponieren zu wollen. Er zeigte in seinem äußerlichen Gebahren hier und da Unsicherheit, und im Norden, ganz besonders in Berlin, ist die unerschütterliche Konsequenz im äußeren Gebahren, selbst bei einem vollständigen Wechsel der Meinungen, das alleinige Mittel, sich in der Gesellschaft geltend zu machen, Ansehen zu erwerben; sowie andererseits das entschiedenste Festhalten an der Überzeugung bei schwankender äußerer Haltung unwirksam bleibt. Manche von Auerbachs Fehler mögen aus seiner jüdischen Abstammung herzuleiten sein. Die Eigentümlichkeiten der Rasse gehören zu jenen, die im äußeren Gebahren bemerkbarer hervortreten, als die anderer Stämme, und die, ohne die Moral zu verletzen, selbst gute Eigenschaften in den Schatten stellen. Ich werde bei der späteren Besprechung des Antisemitismus, seiner Berechtigung, und der Niederträchtigkeiten, zu denen er Anlaß gegeben die Stellung des Judentums und seine Eigentümlichkeiten ausführlich darlegen.

Aber wie unendlich leicht wiegen die kleinen Fehler Auerbachs gegenüber seinen vielen herrlichen Eigenschaften! Er war von einem Wohlwollen, von einer Freude am Schönen und Guten, das andere leisteten, in einer Weise erfüllt, wie ich sie fast nie bei einem anderen Künstler gefunden habe. Mit welcher Begeisterung begrüßte er in der damaligen Augsburger Allgemeinen Zeitung Freytags „Soll und Haben“ gleich nach dessen Erscheinen! Ich kann noch ein schöneres Beispiel dieser Freude aus meinen persönlichen Beziehungen anführen. Er wußte, daß ich für Spielhagens „Hammer und Amboß“ größte Bewunderung hegte, daß ich diesen Roman neben Freytags „Nest der Zaunkönige“ und Heyses „Auferstanden“ am öftesten las; er wunderte sich lächelnd, als mir ein Gedicht Spielhagens, das dieser einem Wohltätigkeitsbazar gegeben hatte das Geschenk des Schlafes (ὕπνου θόλον) ganz

Digitized by Google

besonders gefiel; er wußte, daß ich seine Novellen „Nach dreißig Jahren“ im „Frankfurter Journal“ und in der „Schlesischen Presse“ nicht nach seinem Wunsche beurteilt hatte; ich besitze auch noch ein Blatt von seiner Hand, worin er sich beklagt, daß ich seine Besprechung von Vischers Roman „Auch Einer“ im „Hamburger Korrespondent“ nicht voll würdigte; aber niemals hat er in seinem Benehmen die mindeste Gereiztheit merken lassen, immer war sein Urteil über mich ein durchaus wohlwollendes, und als er gestorben war, schrieb mir Hiller in einem Empfehlungsbrief für seinen Sohn: „Sie haben einen guten Freund verloren, der immer nur Gutes von Ihnen sprach.“

Der Mißgunst, des Hasses war Auerbach ganz unfähig; selbst Beleidigungen gegenüber verhielt er sich nur bitter beklagend, niemals unversöhnlich. Als Spielhagen eine Kritik von „Waldfried“ in dem Londoner „Athenäum“ veröffentlichte und darin das Wort „Kehricht eines alten Mannes“ (rubbish) gebrauchte, zeigte mir Auerbach das Blatt mit den heftigsten Klagen. Aber bald war er wieder mit Spielhagen versöhnt, und stand auf so innig vertrautem Fuße mit ihm, daß dieser bei der Gedächtnisfeier in der Singakademie die Rede auf den „Freund“ halten konnte, aus der ich allerdings, nach meinem persönlichen Gefühle, viel mehr entnehmen konnte, wie Herr Spielhagen seine Romane dichtet, als wie Berthold Auerbach seine Erzählungen schuf. Und was an Berthold Auerbach so hoch schätzenswert war und noch lange nicht genug erkannt worden ist: Er war ein Jude und hielt fest am Judentum, und war dennoch durch und durch deutsch; in ihm lebte kein Gedanke, der nicht aus deutschem Fühlen und Denken hervorging.

Ja, Berthold Auerbach war bei all seinen Schwächen ein braver Deutscher, ein guter Mensch, der in den Mit-

Digitized by Google

menschen immer nur das Beste suchte und sehen wollte, der in seiner Vorlesung über den „Weltschmerz" am 18. Januar 1862 im wissenschaftlichen Vereine die frohesten Hoffnungen für die Entwickelung der Menschheit, der Humanität aussprach. In den achtziger Jahren, als er dem Greisenalter nahend, die Abnahme der Gesundheit und der Thatkraft schmerzlich fühlte, traten die schmählichen Ereignisse ein, die fernen Hoffnungen, seinen Glauben an die Menschheit aufs tiefste erschütterten. Und einer der wackersten Deutschen, welche je auf Erden wandelten sank gebrochenen Herzens in das Grab, fern von seinem geliebten Deutschland!

Was soll ich nun von und über Hans von Bülow sagen? Wer darf es wagen, über diesen ganz merkwürdigen Künstler und Menschen ein kategorisches, ein unbedingtes Urteil zu fällen? Eine genaue Schilderung seiner Wesenheit gehört zu den Unmöglichkeiten; denn es existiert kein Mensch in dessen Überzeugungen und Beziehungen so viele Wandlungen vorgegangen sind, der dabei in seinem äußeren Gebahren sich immer so gleich geblieben ist, der den leisesten Zweifel an seiner momentanen Überzeugung so heftig und energisch zurückwies als Bülow; ja ich behaupte sogar es existiert kein Mensch der trotz aller Widersprüche in seinem Thun und Lassen, trotz allen Anscheines der Selbstsucht und Unduldsamkeit im Grunde so viel edelmütige Gesinnung hegt als Bülow. Seine krankhafte Reizbarkeit, das Bedürfnis der Aufregung, die ein Hauptzug seines Wesens bildet, lassen den Umgang mit ihm oft sehr schwer erscheinen, weil sein Gebahren zu sehr von augenblicklichen Eindrücken bestimmt wird; aber viele Züge, die ich noch erzählen werde, beweisen dennoch, daß eine edle Künstlernatur in ihm lebt. Bülow (8. Januar 1830 geboren) gehört schon insofern zu den merkwürdigsten Erscheinungen, als er, der so großartige

Digitized by Google

Musiker, der unvergleichliche Dirigent, der tiefsinnige eminente Pianist und Lehrer nicht durch den geheimnisvollen Antrieb der Uranlagen*), auch nicht durch die ersten Jugendeindrücke zur Musik hingezogen ward. Dem Wunsche der Eltern und auch seinen eigenen ersten Lebensanschauungen folgend, betrieb er bis zum 20. Jahre juristische Studien. Allerdings empfing er auch vortrefflichen musikalischen Unterricht in Dresden und Leipzig, aber erst 1850 erwählte er die Tonkunst als Lebensberuf. Lange war er in Wort, Schrift und That der entschiedenste Anhänger Richard Wagners, und Liszts, für dessen größere Instrumental-Kompositionen er überall eintrat. In neuerer Zeit hat er sich als Dirigent und Pianist mit Begeisterung den Meisterwerken Brahms zugewendet, und ihnen aller Orten Verehrer gewonnen.

Meine erste Begegnung mit Bülow hat in Weimar 1852 im Mai stattgefunden. Auf der Reise nach Paris nahm ich den Umweg über Weimar um Liszt zu besuchen, der damals mit der Fürstin Wittgenstein auf der Altenburg wohnte. (Ich werde später auf diese kleine Zwischengeschichte zurückkommen.) Am Abend vor meiner Weiterreise erschien ein junger Mann mit Korrekturen Lisztscher Kompositionen, die er aus Leipzig geholt hatte. Er benahm sich sehr kühl gegen mich; Liszt deutete mir an, sein genialer Schüler und junger Freund Herr v. Bülow zeige sich niemandem freundlich als seinen (L's) und Wagners entschiedensten Anhängern. Ein Jahr darauf, Herbst 1853, traf ich mit Bülow in Karlsruhe beim Musikfeste zusammen, das Liszt dirigierte, und in welchem Bülow und Joachim, der damals der neudeutschen Schule ebenfalls noch sehr nahe stand, mitwirkten. 1861 fand ich ihn in

*) Die neuere Physiologie leugnet jede Uranlage, betrachtet das Gehirn des Kindes als leere Tafel; aber die Kunstgeschichte läßt sich nicht wegleugnen.

Digitized by Google

Wiesbaden, wo er mir über meinen eben erschienenen Roman „Kunst und Handwerk“ viel Freundliches sagte, besonders „die idealistische Richtung“ lobte. Seit meiner Niederlassung in Berlin bin ich in regen Beziehungen zu ihm geblieben; sie sind manchmal unterbrochen worden, wenn er in einem Anfluge übeler Laune meine Ansichten den seinigen nicht ganz konform fand, oder durch Einbläsereien, denen er leider zu oft williges Gehör schenkte, gegen mich eingenommen ward; doch immer war er der erste, der in edler Erkenntnis die Hand zur Versöhnung bot. Die Sammlung seiner Briefe an mich, die erst lange nach meinem Tode erscheinen kann, bietet ein Bild vielfältigster Wandlungen.

Bülow ist nicht bloß ein außerordentlicher Künstler — von seiner Meisterschaft wird dieses Buch noch öfters zu erzählen haben — sondern auch ein gründlich gebildeter Mann, und wenn er sich in guter Laune befindet, ein munterer Gesellschafter voll Witz und überraschender geistreicher Einfälle. Seine Briefe enthalten neben manchen wunderlichen Ausdrucksweisen eine Fülle geistreicher, lehrreicher, von unabläßigem tiefsinnigem Studium zeugender Bemerkungen.

Bülow ist trotz seines anscheinenden Liebäugelns mit fremden Nationalitäten im Denken und Fühlen durch und durch ein echter Deutscher. Eine Persönlichkeit wie die seinige kann auch nur in Deutschland erzeugt werden und nur daselbst existieren. In allen anderen Ländern ist das öffentliche gesellschaftliche und geistige Leben mit gewissen Gewohnheiten und Formen unzertrennlich verbunden, die durch geschichtliche Entwickelung zur nationalen Wesenheit gehören. Diesen Gewohnheiten Gegensatz bieten, diese Formen absichtlich verletzen darf keiner, der Beziehungen zum öffentlichen Leben unterhalten will; er wird — und das ist noch die mildeste Strafe — als ein Sonderling betrachtet, und allein gelassen.

Digitized by Google

Die beliebtesten Künstler und Künstlerinnen dürfen in andern Ländern gewisse Grenzen nicht überschreiten, der Philosoph, der in der Beweisführung seiner Thesen Grobheiten und persönliche gehässigste Angriffe gebraucht, und gar die eigene Nation verhöhnend beleidigt, verfällt der vollständigen Isolierung.

Daher sind auch die unbändigsten Charaktere anderer Nationalitäten gezwungen, sich gewissen Rücksichten unterzuordnen. Sie können ihren Gegnern die ärgsten Satiren entgegenschleudern, und wenn sie mit Geist und Geschick verfahren, Erfolg haben; aber den Urteilen des Publikums, dessen nationalen Gewohnheiten entgegenzutreten, hüten sie sich wohl, da sie genau wissen, daß sie dabei übel fahren würden. Nur in Deutschland findet die größte Rücksichtslosigkeit, die Verletzung aller Form, die Verachtung des Publikums in That, Wort und Schrift noch immer nicht bloß Bewunderung, sondern auch Nachahmung, weil hier nationale Gewohnheiten, richtige Formen des gesellschaftlichen Lebens noch gar nicht festgestellt sind, und weil die Flagge „Idealismus", „Genialität", „Individualismus" noch alle möglichen Ladungen deckt.

Das Hauptwerk Schopenhauers blieb unbeachtet, bis er in seinen „Parerga und Paralipomena" in unbändiger Weise zu schimpfen begann; Richard Wagner gesteht in seinem Briefe an Frau von Muchanoff, daß erst durch „das Judentum in der Musik" die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine anderen Schriften gelenkt worden ist; die unter seinen Augen erschienenen von seinen Ideen geleiteten „Bayreuther Blätter" haben die unwürdigsten Angriffe auf Künstler, wie Rob. Schumann, Paul Heyse u. a. geschleudert, welche die deutsche Nation zu ihren besten zählt.

Ich hatte Herrn v. Bülow sofort nach meiner Ankunft

Digitized by Google

in Berlin Besuch abgestattet; einige Tage darauf lud er mich „zu einer Tasse Thee im engsten Kreise mit seiner Frau und seinem Freunde Louis Ehlert“ ein. Ein seltsames Geschick führte mich beim ersten Schritte mit den zwei Persönlichkeiten zusammen, von denen ich Gutes nicht erwarten durfte. Frau von Bülow galt allgemein als eine hochbedeutende Frau, als eine „femme supérieure“ also als eine Dame der Gattung, für welche mir von jeher jedes Verständnis fehlte. Doch kann ich heute, wo ich mit ruhig prüfendem Auge auf vergangene Zeiten zurückblicke, sagen, daß unter all den genialen Frauen die mir im Leben begegneten, unter all den femmes supérieures, die sich berechtigt fühlten, das gewöhnliche Bürgerliche als unter ihrer Wesenheit stehend zu betrachten, Cosima von Bülow, später Cosima Wagner, die geistig weitaus bedeutendste gewesen ist. Tochter Liszts und der Gräfin d'Agoult*) hatte sie von Jugend auf gelernt, herkömmliche, bürgerlich moralische Begriffe gering zu schätzen, der Genialität höchsten Wert beizulegen, und feinste gesellschaftliche Formen als eine wichtigste Lebensbeigabe zu betrachten. Und sie ist eine höchst geistreiche vollendete Weltdame geworden**). Ich habe sie immer aus-

*) Diese war einst als Schriftstellerin unter dem Namen Daniel Stern bekannt. Sie gehörte zu den schönsten, geistreichsten, höchststehenden, gefeiertsten Damen der Pariser Gesellschaft; in der Leidenschaft für den 23jährigen Künstler verließ sie Mann und Kinder und fesselte ihr Los an den Geliebten. In der Ramannschen Biographie Liszts, die sich auf direkte Angaben des Künstlers stützt, ward sie schmählich behandelt.

**) Doch sei gleich hier bemerkt, daß sie nicht bloß den Hof- und Weltleuten zu imponieren versteht. Vor zwei Jahren bin ich von Italien kommend, mit einem berühmten seither verstorbenen Professor und seiner Gemahlin von München nach Leipzig gefahren. Beide huldigen bürgerlichen Grundsätzen sprachen aber mit Bewunderung von Frau Wagner und ihrer mütterlichen Führung der Familie, die sie zufällig genau kennen gelernt hatten.

Digitized by Google

nehmend höflich gefunden; ihr Gespräch ließ reiche Bildung und Nachdenken erkennen. Sie witzelte nicht, zeigte wenig Anteil an Stadt- und Hofklatsch, dagegen Vorliebe für philosophische Erörterungen, bekannte sich zur Schopenhauerschen Lehre*). Wenn mir jemals das Prädikat femme supérieure annehmbar erschien, so war es bei Cosima von Bülow. Sie erwies sich mir freundlich. Durch Liszt, der mich ein Jahr vorher in Frankfurt mit seinem Besuche überrascht hatte, wußte ich, daß sie meinen Roman „Kunst und Handwerk" kannte, und sehr günstig beurteilte. Jedem einigermaßen praktischen Menschen, der sich an meiner Stelle befand, wäre es nicht schwer gefallen, die freundlichen Gesinnungen dieser bedeutenden Frau zu erwerben. Aber ich vermochte nicht meinen sarkastischen Regungen gegenüber der herrschenwollenden Frauen den richtigen Zügel anzulegen; auch stand ich zu den „Symphonischen Dichtungen" Liszts in sehr kühlem Verhältnisse und verhehlte das, und zwar selbst dort nicht, wo der allergewöhnlichste Takt Schweigen oder wenigstens Zurückhaltung gebot. So fand denn Frau Cosima oft genug gerechten Anlaß zur Mißstimmung gegen mich; spätere Zwischenfälle haben sie zu dem Irrtume verleitet, daß ich ein Feind ihres damaligen Ehegatten wäre. Seit dem Jahre 1864 bin ich ihr nur ein Mal 1876 in Bayreuth begegnet.

Lag nun der Grund meiner Scheu gegenüber Frau von Bülow mehr in der Einbildung und im Mangel am richtigen Takt, so hatte ich dagegen triftige Ursache, mich gegenüber dem zweiten Gliede des „engsten Kreises", Louis Ehlert, einigermaßen befangen zu fühlen. Ein Jahr vorher

*) Wenn ich nicht sehr irre, hat sie vor Jahren über die Schopenhauersche Philosophie einen Artikel in einer französischen Revue veröffentlicht.

Digitized by Google

waren im „Frankfurter Museum“ meine Artikel über Musiklitteratur erschienen. In diesen sprach ich auch von Ehlerts „Briefen an eine Freundin“. Bei aller Anerkennung der vielen schätzenswerten Eigenschaften des Buches konnte ich nicht umhin, auf die bedenklichen schönrednerischen Wendungen hinzuweisen, die oft gerade dort hervortraten, wo der Fachmann gründliche Urteile zu erwarten berechtigt war. Sätze wie „die neunte Symphonie sollte auf einem Felsenplateau gespielt werden, und Dämonen müßten die Blätter umwenden“ oder „Senden Sie mir etwas Weltschatten gnädige Frau“, „Ihn hat die Sonne geheiratet“ erschienen mir als solche, die manche kunstbegeisterte Leserin eher auf Irrwege als zur wahren Erkenntnis, zur richtigen Auffassung der Kunstwerke führen. Ich selbst habe die letzten Takte des ersten Satzes der neunten Symphonie in „Kunst und Handwerk“ mit einer ganz fantastischen Katastrophe in Verbindung gebracht, ein Beweis, daß ich nicht die nüchterne fachmännische Zerlegung allein für berechtigt halte; aber alles was der Schriftsteller in einem Romane darstellen darf, muß nach meiner Überzeugung fern gehalten werden von einem Buche, das ausschließlich ästhetischen Anschauungen gewidmet ist. Allerdings erfreuen sich gerade derartige Phantastereien günstiger Aufnahme, selbst in den „gebildeten Kreisen“.

Daß Ehlert meine Artikel, die in Berliner Blättern erwähnt wurden, gelesen hatte, bewies mir seine frostige Haltung und sein baldiges Entfernen. Wie unsere Beziehungen immer gespannter, auf Ehlerts Seite eine Zeitlang sogar gehässig, dann immer freundlicher, zuletzt freundschaftlich wurden, soll im Verlaufe der Erzählung noch dargelegt werden. Hier will ich nur einige Worte über seine Stellung und seinen Charakter sagen. Er lebte seit 1850 in Berlin, nachdem er seine Studien in Leipzig unter Mendelssohn und

Digitized by Google

Schumann vollbracht hatte. Gleich seine ersten Schritte in die Öffentlichkeit gewannen schon bedeutende Erfolge. Eine Symphonie und Lieder fanden Anerkennung der Musiker, seine obenerwähnten „Briefe“ erregten das Entzücken der Damenwelt, 1863—65 lebte er in Italien, kehrte dann nach Berlin zurück. Von Anbeginn seiner Künstlerlaufbahn durch ein kleines väterliches Erbteil vor Tagessorgen geschützt und in Stand gesetzt, den künstlerischen Neigungen zu folgen, fand er i. J. 1866 in der ehelichen Verbindung mit einer schönen, liebenswürdigen und reichen jungen Dame volle Unabhängigkeit und wahrhaftes häusliches Glück. Er schrieb nunmehr für die hochgeachtete Monatsschrift „Deutsche Rundschau“ und manchmal für die Nationalzeitung. 1875 verließ er Berlin, um die geliebte, brustkranke Gattin in ein milderes Klima zu führen, und siedelte nach Wiesbaden über. Als ihm die Lebensgefährtin (1880 oder 1881) durch den Tod entrissen ward, gedachte er nach Berlin zurückzukehren, gab aber angesichts der Schwierigkeiten eine neue Stellung zu gründen, den Vorsatz auf; 1884 endete ein sanfter Tod (Herzschlag) sein harmonisches Leben.

Ehlerts Äußeres bot wenig Anziehendes; unregelmäßige Gesichtszüge, kleine, trübe und von blauer Brille verdeckte Augen (er litt öfters an Augenkatarrh) eine eigentümliche, nicht kleine, von der Mitte ab plattgeformte Nase. Dennoch war der Eindruck seiner Erscheinung ein durchaus angenehmer durch den gleichmäßig vornehmen Ausdruck des Gesichts, durch die ernst gemessene Haltung des hochgewachsenen Körpers, durch den freien Anstand der Bewegungen. Ehlert sprach langsam mit breitem Königsberger Dialekt, aber wohltönendem Organ, in gewählten Ausdrücken, aber ohne Ziererei; er hegte eine durchaus ungekünstelte, natürliche Scheu von gemeinen Worten; sie thaten ihm wehe. In seinem Gebahren gab sich

Digitized by Google

eine feinfühlende Natur kund, die ihm ganz besonders den Anteil der Damen gewann. Er genoß allgemeine verdiente Achtung, und beste Aufnahme in der Gesellschaft. Er galt auch für einen ganz ausgezeichneten Lehrer und als Taufig seine Klavierschule errichtete, berief er ihn als den Grundleger musikalischer Bildung. Als musikalischer Schriftsteller stand Ehlert in erster Reihe. Wenn er von der Vorliebe für ganz besondere Ausdrucksweise sich zu überschwänglichen Metaphern hinreißen ließ („Chopin tanzt Reue"); wenn er hie und da mehr duftige Blüten des Stils als reife Frucht künstlerisch wissenschaftlichen Denkens bot, so hat er dennoch immer den Leser zu überzeugen gewußt, daß eine wahrhafte warme Künstlernatur in ihm lebte, die allem Gemeinen abgewandt, höhere Anschauung in begeisterten Worten verkündete. Die Studie „Schumann und seine Schule" gehört zu den besten Erzeugnissen der deutschen musikalischen Litteratur. Kennzeichend für den Geschmack des deutschen „musikalischen" Publikums ist es, daß die Sammlung „Aus der Tonwelt", worin die erwähnte Studie neben anderen vortrefflichen sich befindet, fast unbeachtet blieb, während die „Briefe an eine Freundin" noch immer zu den „gangbaren" Büchern zählen. Ein Vergleich der Artikel Ehlerts in der „Deutschen Rundschau" mit denen seiner Nachfolger zeigt, daß er unersetzlich geblieben ist.

Bülows liebenswürdige Gastfreundlichkeit vermittelte mir die Bekanntschaft seiner Freunde, des Pianofabrikanten (seit 1885 Kommerzienrates) Bechstein, der jetzt überall als der erste in seinem Fache anerkannt, damals in Beginn seiner ruhmvollen Thätigkeit stand, und eines Kreises geistreicher Künstler, die sich allabendlich im Gasthause von Schubert (jetzt Lantsch) gegenüber dem Königl. Schauspielhause versammelten. Da war Ernst Dohm (†) der geniale Redakteur

Digitized by Google

des Kladderadatsch, ein begabter Dichter und schlagfertiger Satiriker, gründlicher Kenner der griechischen und lateinischen Klassiker (er hatte ursprünglich Theologie studiert); ein überaus liebenswürdiger und witziger Gesellschafter, der mit der ernstesten Miene die allerlustigsten Geschichten aus dem Stegreife erzählte. Er war auch der denkbar gutmütigste Mensch, dessen Hilfsbereitwilligkeit gar oft mißbraucht wurde, der sorglos in den Tag lebend, der Sorgen nie los wurde, aber in allen Lebenslagen die gute Laune nicht verlor. Er spielte gern, und verlor nicht selten an den Verleger des Kladderadatsch Hofmann, der als Millionär gestorben ist, das Honorar auf Monate voraus. Er arbeitete sehr schnell, aber nicht regelmäßig, und sonderbarer Weise am wenigsten, wenn er am notwendigsten Geld brauchte; als er das Textbuch von Offenbachs „Schöne Helena" für den Verleger E. Bock ganz meisterhaft übersetzte, zog er diese ihm leichte Arbeit derart in die Länge, daß die Aufführung der Operette um ein Bedeutendes verzögert ward, und Bock ihm in Verzweiflung in der Nacht Depeschen zusandte, nur um ihn durch solch' unliebsame Störung zur Beschleunigung anzutreiben.*) Es war ein eigentümliches Verhängnis, daß von dem Zeitpunkte, da er nach zeitweiliger Entfernung von Berlin seine Verhältnisse geordnet hatte, und ein ruhiges behagliches Leben führen konnte — seine beiden ältesten schönen und liebenswürdigen Töchter waren noch bei seinen Lebzeiten glänzend und glücklich verheiratet — die tückischen Schlaganfälle begannen, die seine Thätigkeit lähmten, und ihn binnen wenigen Jahren dem Grabe zuführten. Er ward allgemein betrauert;

*) Er hatte mir einen komischen Operntext versprochen, zu dem ich den Stoff lieferte. Nach einem Jahre wiederholten Versprechens und Beteuerns schrieb er mir „Lieber Freund, hängen Sie mich, prügeln Sie mich, fluchen Sie mir, aber u. s. w.

Digitized by Google

wer ihn gekannt hat, mußte dem geistvollen, gutmütigen, liebenswürdigen Manne freundliches Andenken bewahren.

Neben Dohm glänzten damals Wilh. Scholz, der geniale Zeichner des „Kladeradatsch", ein Mann von unverwüstlichem Humor; seit dem Tode der Gattin lebt er ganz zurückgezogen; dann Truhn (†) talentvoller Komponist, geistreicher Musikschriftsteller mit schneller Auffassung und Scharfblick, der zu ehrenhafter Stellung berufen schien, aber in grenzenlosem Leichsinne und in immerwährender Zerfahrenheit die unglaublichsten Dinge vollführte*) und zuletzt von der Unterstützung einiger Freunde lebte, die unter dem Vorsitze des vortrefflichen Menschen und humoristischen Dichters Trojan, jetzigen Redakteurs des Kladeradatsch eine Vereinigung „der Truhn" gebildet hatten.

Zu der Tafelrunde im Gasthause Schubert gehörten noch Theodor Formes, der als erster Tenor an der königlichen Oper angestellt, einige Jahre später im Irrenhause endete; seine witzsprühende Gemahlin, Mitglied des königlichen Schauspielhauses, aus dem sie bald nach meiner Ankunft scheiden mußte,**) die sich dann von ihrem Manne getrennt, und einen hochgestellten deutsch-russischen Militär geheiratet hat, der offenbar nur von ihren geistigen Reizen bezaubert sein konnte; Adolf Mützelburg (†), Herausgeber der Tribüne, ein mittelmäßiger Schriftsteller aber trefflicher, redlicher, durchaus verläßlicher Mann, der zärtlichste Sohn einer greisen Mutter, die ihn

*) Ein ganz merkwürdiger Streich, den er eigentlich mehr gegen sich als gegen mich ausführte, wird später erzählt werden.

**) Sie hatte in vertraulichen Briefen an einen Theaterzeitungsmann witzige, mitunter boshafte Bemerkungen über einige Kolleginnen niedergeschrieben. Als sie sich mit dem Empfänger überwarf, hat dieser Herr die vertraulichen Briefe der Öffentlichkeit preisgegeben; die Verfasserin konnte selbstverständlich nicht länger an der Hofbühne bleiben.

Digitized by Google

überleben mußte und hilflos blieb; Fischl (†) ein sehr unterrichteter talentvoller, politischer Schriftsteller, Korrespondent der Magdeburgischen Zeitung, Verfasser eines vielgelobten Buches über, die englische Verfassung;*) er ist im Herbste 1862 in Paris von einem Omnibus überfahren worden, und starb sofort. Ab und zu kam auch Ernst Kossack, damals wohl der einflußreichste Musikkritiker Berlins. Mit diesen künstlerischen Persönlichkeiten der Tafelrunde waren einige Bankiers verbunden, die seither auch das Zeitliche gesegnet haben. Der ganze Kreis gehörte mit Ausnahme Kossacks zu den in jener Zeit noch nicht zahlreichen größten Verehrern Richard Wagners, und scharte sich um Bülow, den leuchtenden und thatkräftig wirkenden Mittelpunkt aller fortschrittlichen Bewegungen im Musikleben.

Noch einen anderen Kreis lernte ich in demselben Gasthause kennen, dessen hervorragende Mitglieder zu den Berühmtheiten der bildenden Kunst gehörten. Da war Gustav Richter (†), der damals noch unverheiratet, in Schönheit, Jugend und Gesundheit strahlend, seine ersten glänzenden Werke schuf; Hildebrand (†) eben von seinen weiten Reisen zurückgekehrt, dessen Aquarelle aus den Tropenländern die größte Wirkung erzeugten, einem derselben ward die Bezeichnung „das blaue Wunder" gegeben; Kraus (später Schwager von Gustav Richter, dessen schöne Schwester er ehelichte) beliebter Genremaler. Zu ihnen gesellte sich manchmal Belly (†) der Dichter kleiner sehr beliebter Lustspiele, die im Wallnertheater allgemeine Lustigkeit erzeugten; er selbst war immer ernst und in sich gekehrt, ich habe ihn nie heiter gesehen; er ist im blühenden Mannesalter einem quälenden asthmatischen Leiden erlegen.

Diese Herren und ihre Freunde kamen fast immer nach

*) Gneist's weit bedeutenderes, ausführlicheres und umfassenderes Werk war damals noch nicht erschienen.

Digitized by Google

den Theatervorstellungen, also nach zehn Uhr zusammen, wenn alle Räume des Gasthauses bereits überfüllt waren. Das Zimmer, dessen Ecktisch sie sich vorbehalten ließen, war das heißeste und ermangelte jeder Luftströmung; ein Fenster zu öffnen ging nicht an, weil der Zug die anderen Gäste störte. In solcher Temperatur, im dichten Tabaksqualm saßen sie oft bis lange nach Mitternacht und tranken vom stärksten „echten bairischen" Biere nicht wenige Gläser. Ich entfernte mich immer nach einer Stunde Aufenthalt; denn abgesehen, daß mir vom braunen Gerstensafte mehr als ein Glas niemals mundete, war es mir geradezu unmöglich in dem Dunstkreise länger zu verweilen. Viel wurde über „dieses Solidethun" gespöttelt, die Sarkasmen spitzten sich immer schärfer zu, bis ich eines Abends losfuhr und die Erklärung abgab: Nichts läge mir ferner als die Absicht von irgend jemandem für solide gehalten zu werden; dagegen wäre mir das Schlemmen und die späten Bierkneipereien in schlechter Luft zuwider; wenn die Herren einmal ein gutes Weinhaus mit luftigem Zimmer aufsuchen wollten, dann würde ich ihnen zeigen, was ich vermag; aber mir im dicken Bier und im dicken Qualm die Gicht anzutrinken, fühlte ich keine Lust. Auf das allgemeine Halloh, mit dem diese Erklärung aufgenommen ward, antwortete ich ruhig, es werde vielleicht der Tag kommen, an dem ich den einen oder anderen an meine Worte erinnern könnte. Und viele Jahre später ist dieser Tag gekommen. Im Hause des Malers Paul Meyerheim, wo ich in den siebziger Jahren viel verkehrte, ward Liebhaberkomödie gespielt, ich wirkte mit in der Rolle eines französischen Abbé; wie das Stück hieß, weiß ich nicht mehr. Es fanden einige Proben statt, nach ihnen gemütliche Abendtafel für die Komödianten und vertraute Gäste. Bei einem dieser kleinen Mahle saß Gustav Richter neben

Digitized by Google

mir. Er war ein berühmter angesehener Mann geworden, hatte Cornelia Meyerbeer, die Lieblingstochter des Meisters, nach dessen Tode geheiratet, empfing die vornehmste Gesellschaft in seinem Hause. Aber seine Hände waren von Gicht dick angeschwollen, sein Körper war gebeugt, in dem einst blühenden Gesichte lagen Falten, über den lockigen Haaren grauer Schimmer. Von den ehemaligen lustigen Genossen am Stammtische bei Schubert waren viele und die ihm liebsten gestorben; Hildebrand, schon zwei Jahre nach seiner Rückkehr, am Gelenkrheumatismus, der von den Tropenreisen ermüdete Körper konnte das ungewohnte starke Bier nicht vertragen; die Überlebenden waren mehr oder weniger von jenem kleinen Leiden geplagt, denen mit seltensten Ausnahmen alle die verfallen, die über ein gewisses Alter das Leben und späte Verweilen in den dumpfen Gaststuben und den Genuß starken Bieres fortsetzen. Ich vermied von jener Zeit zu sprechen, bis er selbst halb scherzend, halb seufzend sich daran erinnerte. Nicht lange nach dieser Begegnung schied auch er aus dem Leben. Er war einer der liebenswürdigsten und taktvollsten Menschen, die ich gekannt habe.

Kurze Zeit nach meiner Ankunft lernte ich Dr. Julius Rodenberg kennen. Er gab damals eine kleine Monatsschrift heraus „Deutsches Magazin", die 1863 eingegangen ist. Dann redigierte er den „Bazar"; später gemeinschaftlich mit Dohm — dessen Name eigentlich nur auf dem Titelblatte, fast nie hinter einem Aufsatze zu finden war — die in Leipzig erscheinende Monatsschrift „Der Salon"; 1874 hat er die „Deutsche Rundschau" gegründet und durch ausgezeichnete Führung und mit Unterstützung der bedeutendsten Gelehrten und Autoren zu hohem Ansehen erhoben. Die Artikel, die ich im „Salon" veröffentlicht habe, gewannen meine ersten litterarischen Erfolge in Berlin: sie erregten

Digitized by Google

die Aufmerksamkeit Paul Lindaus, der damals für dieselbe Monatsschrift seine geistsprühenden und größtes Aufsehen erregenden „Briefe eines deutschen Kleinstädters“ schrieb, 1872 „Die Gegenwart“ herausgab und mich als ständigen musikalischen Berichterstatter anwarb. Auch die Mitarbeiterschaft, an manchen anderen Zeitschriften verdankte ich der freundlichen Vermittlung Rodenbergs. Seine geist- und talentvolle Gemahlin, Triestinerin, aus angesehener Familie, die er 1863 ehelichte, war eine kurze Zeit meine Schülerin.

Rodenberg stellte mich dem Dr. jur. Alexander Meyer vor, mit dem er noch heute freundschaftlichsten Verkehr pflegt; damals folgten sie beide noch denselben politischen Grundsätzen, seither ist Dr. Meyer mehr nach links gegangen. Er war zuerst Mitarbeiter der von Julian Schmidt geleiteten „Berliner Allgemeinen Zeitung“, trat nach deren Eingehen in die Redaktion der „Nationalzeitung“, übernahm in den siebziger Jahren die Leitung der nun auch seit lange entschwundenen „Schlesischen Presse“, deren Korrespondent ich einige Jahre gewesen bin. Jetzt ist er Mitglied des Preußischen Land- und des Deutschen Reichstages, hat sich ganz der Freisinnigen- ehemaligen Fortschritts-Partei angeschlossen, zählt zu den gewichtigsten schlagfertigsten Rednern, und gilt als eine erste Autorität in nationalwirtschaftlichen Dingen. 1862 war er Junggeselle, schmächtig, und meistenteils munter; jetzt ist er verheiratet, wohl beleibt und eher ernst.

Da der erste Beweggrund meiner Übersiedelung nach Berlin nicht in der künstlerischen, sondern in der politisch-litterarischen Thätigkeit lag, da ich im ersten Jahre meines Aufenthaltes die meiste Aufmerksamkeit den politischen Verhältnissen widmete, die Kammersitzungen besuchte und darüber Berichte schrieb, so mag gleich an dieser Stelle ein für alle Male die Wandlung meiner Überzeugungen, wie sie

Digitized by Google

sich im Laufe der Jahre vollzogen hat, dargelegt und erklärt werden, da ich weiterhin nur Thatsachen und örtliche Erfahrungen berichten will. Ich bin leider nicht freisinnig, vielmehr allen Parteien gegenüber sehr skeptisch gesinnt. Ich sage leider, weil in früheren Jahren mein Glaube an die Vervollkommnung der Menschen mit freiheitlichen Überzeugungen vereinigt war, und weil sie beide durch langjährige Erfahrungen und Betrachtungen erschüttert worden sind. Nach meiner Überzeugung ist die übergroße Mehrzahl der Menschen wahrer Freiheit, d. h. unabhängigen Denkens und Handelns gar nicht fähig; die Masse, das „Volk" ist entweder revolutionär oder apathisch und nur die kleine Zahl der Gebildeten kann als wahrhaft liberal betrachtet werden. Ganz besonders erscheint mir das preußische Volk, namentlich in dem nördlichen Teile der Monarchie — im südlichen und einigen östlichen Teilen bestimmen katholische Interessen vielfach die politische Haltung — so konservativ*), daß ich zur Zeit des Puttkammerschen Regimentes einem befreundeten Staatsmann sagte: „der Herr von Puttkammer ist ein schlimmer Kunde, aber jeder Dorfschulze in Pommern ist ein Puttkammer; und wenn er es nicht ist, dann hat er sich mit dem Landrate verzankt und wurde dann liberal, nicht etwa aus wahrhafter Überzeugung." Auch ist Preußen ein erobernder Staat — einen „Raubstaat" nannte man ihn vor Jahren in Österreich — und ein solcher muß sich erst festigen, bevor er ganz liberal werden darf.**) Auch tritt in keinem Staate

*) Wenn die liberalen Zeitungen eine viel größere Abonnentenzahl haben als die konservativen (die Neue Preußische (+) Zeitung macht übrigens brillante Geschäfte), so ist das nur ein Beweis, daß die „Gebildeten", die Städtebewohner mehr lesen, als die Landbewohner.

**) „Bevor wir uns den Luxus des Liberalismus gönnen dürfen" meinte Se. Excellenz X., ein ehemaliger Staatssekretär.

Digitized by Google

der große Abstand zwischen der Hauptstadt und den kleineren Provinz- und Landstädten so grell hervor als in Preußen, weil nirgends eine derartige ungeheure Vergrößerung in so kurzer Zeit vorgekommen ist, wie die Berlins seit 1870.

Vielleicht ist mein starker Zweifel an der Vervollkommnung des Menschengeschlechts ein irriger; vor der Hand muß der überzeugteste Optimist eingestehen, daß alle bedeutenden Ereignisse der letzten zwanzig Jahre auf politischem und religiösem Gebiete, die französisch-russische Allianz, der liberté egalite, fraternité und des Selbstherrschers aller Reußen, die sozialdemokratischen Entwickelungen, das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes, das herausfordernde Auftreten des Katholizismus, die Bestrebungen der orthodoxen prostantischen Partei, der immer weiter um sich greifende Antisemitismus, keinen Fortschritt der Bildung und Gesittung bekunden, und daß die Machtfragen, die diplomatischen und anderen Kämpfe um das staatliche Übergewicht durchaus keinen Beitrag zur Verbesserung der Menschen liefern. Ja, wenn man bedenkt, daß die zweihundertjährige Herrschaft der Engländer in Indien nicht die geringste Änderung in der Kastenordnung herbeizuführen vermochte, daß vielmehr die Europäer diesem Kastengeiste alle gesellschaftlichen Zugeständnisse gewähren müssen, um nicht die eigenen Interessen zu schädigen, so gelangt man zur traurigen Erkenntnis, daß die meisten Menschen leichter zu beherrschen, als zu bessern sind.

Wenn ich nun auch leider nicht liberal sein kann, so will ich dennoch feststellen, daß gerade die freisinnige Partei sich der größten Anzahl ehrenhaftester Männer rühmen darf, daß in ihren Reihen Veruntreuungen, Unterschlagungen, unsaubere Geschichten (wie die des „frommen" Schuldirektors Preuß) niedrige Verläumdungen wie sie bei manchen Hochkonservativen vorgekommen sind, niemals vorfielen; auch die

Digitized by Google

gehässigsten Angreifer konnten ihr solche Vergehen nicht beweisen, konnten ihr die Ehrenhaftigkeit des bürgerlichen Charakters nicht bestreiten. Es mag ja sein, daß diese Ehrenhaftigkeit teilweise aus der politischen Stellung zu erklären ist, daß eine nicht herrschende, angefeindete, unterdrückte Partei jeden derartigen Fehler vermeidet, auch ihre Mitglieder sorgsam überwacht, während die Männer der machthabenden Partei sich Alles erlauben dürfen, was nicht den politischen Grundsätzen widerspricht. Aber solche Betrachtungen ändern nichts an der Thatsache. Die freisinnige (Fortschritts-) Partei ist von allen sittlichen Vorwürfen frei geblieben. Dagegen hat sie allerdings im politischen Leben manche Irrtümer begangen, und wenig staatsmännische Voraussicht gezeigt. Im Jahre 1862 war ihr die große Majorität in dem neuen Landtage zugefallen, und sie mochte sich für die herrschende Partei halten. Aber sie vergaß, daß König Wilhelm I. selbst, bei seinem Regierungsantritt als Prinz-Regent Grundsätze verkündigt hatte, die gegenüber dem bisherigen System Manteuffel als liberale erscheinen konnten, daß also das Volk quasi dem Wunsche des Monarchen zu gehorchen dachte, wenn es recht fortschrittlich gesinnte Männer in die Kammer sandte; sie vergaß, wie nach der Proklamation des Königs, nach dem Rücktritte Manteuffels eine sehr große Anzahl Wähler, die bisher aller politischen Thätigkeit fern geblieben, nunmehr an die Wahlurne getreten waren, daß also die erste Zeit der „Neuen Aera" einen Umschlag bringen mußte, auf dessen Dauer und nachhaltige Wirkung weiter sehende Politiker sich nicht verlassen durften. Sie vergaß ihre Hauptaufgabe: Reformen des Innern, der Verwaltung, und befaßte sich mit allen möglichen anderen Dingen, sogar mit unnützen Fragen auswärtiger Politik. Wenige Wochen nach meiner Ankunft trat

Digitized by Google

sie mit einer Interpellation über die Kurhessischen inneren Wirren hervor, uneingedenk der fatalen Verwickelungen, in welche diese Angelegenheit Preußen unter Manteuffel gegenüber Österreich gebracht hatte, uneingedenk der Schwierigkeiten, welche eine derartige Interpellation dem neuen Ministerium bereiten mußte. Es lag kein anderer dringender Anlaß vor — so gestanden mir Mitglieder der Partei selbst — als die zufällige Anwesenheit des Herrn Oetker, eines Hauptführers der kurhessischen Opposition, dem man hierdurch eine Art von Ovation zu bereiten gedachte. Und es war dem Minister Grafen von Bernstorff nicht zu verdenken, wenn er sich zuletzt hinter die Erklärung verschanzte, der preußische Gesandte in Kassel sei nicht bei irgend einer Partei beglaubigt, sondern bei der Kurhessischen Regierung.*) Sie vergaß, daß in Preußen die hochkonservative und orthodoxe Partei immer einen großen Einfluß bewahren wird; das hat sich in den siebziger Jahren bewährt als der trotz aller großen Schwächen immer große Bismarck liberal zu sein glaubte, und bei aller Energie und geistiger Überlegenheit dieser ihm kühn entgegen tretenden Partei nur wenige Siege abzugewinnen vermochte, weil sie als geschlossene Phalanx kämpft, über zahlreiche Verbindungen am Hofe verfügt und sich nicht einen Augenblick besinnt, an den Absichten des Monarchen, die ihr nicht passen, offen und geheim zu opponieren. Die freisinnige Partei hat in den letzen Jahren, durch die Umkehr des Fürsten Bismarck, durch die maßlosen Angriffe derer gereizt, denen der neue Wind warm zublies, sich zu manchen parlamentarischen Mißgriffen verleiten lassen, und die Änderungen der Stimmung der Massen „des Volks," nicht erkannt, oder nicht genügend be-

*) Auch die wiederholte Forderung der Anerkennung des Königreichs Italien war ein nicht ganz unberechtigter, aber zu schneller Eingriff in die auswärtige Politik.

Digitized by Google

achtet. Vielleicht wäre bei einer besser berechneten Haltung von ihrer Seite ein großer Teil der National-Liberalen nicht so weit nach rechts gerückt, und die Übergangsbrücke, deren Grundpfeiler von beiden Seiten mit gleichem Grimme erschüttert wurden, konnte fest erhalten bleiben.

Von den hervorragenden Mitgliedern der freisinnigen Partei sind mir nur zwei näher getreten: Ludwig Löwe (†) einer der edelsten Männer, welche die Erde je getragen hat, und Eduard Lasker (†), ein Mensch von herrlichem Gemüt, Optimist durch und durch, leider nicht immer fähig, seiner Meinung Zügel anzulegen, seine parlamentarische Thätigkeit auf ein gewisses Maß zu beschränken. 1862/3 verkehrte ich mit dem vortrefflichen Kreisrichter Kleemann, der sich bald vom politischen Schauplatze gänzlich zurückzog; dem Professor Hänel, in dem ich das Muster eines weisen maßvollen Politikers verehrte, bin ich hie und da begegnet. Ich habe meine Überzeugung diesen Männern, auch dem Hauptredakteur des „Berliner Tageblattes" für das ich von 1878 bis vor kurzem Musikberichte und anderes schrieb, Herr Dr. Levysohn niemals verhehlt; auch gaben ja die „Stimmungsbilder aus Berlin" die in der „Allgemeinen Zeitung" erschienen sind — von ihnen wird noch die Rede sein — genaue Kunde meiner Meinungen. Doch muß ich hier dankend erwähnen, daß alle diese Männer mir nur Freundliches erwiesen haben.

Auf Auerbachs dringendes Anraten besuchte ich Julian Schmidt bald nach meiner Ankunft in Berlin. Er hatte in dem Leipziger „Grenzboten" meinen Roman „Kunst und Handwerk" sehr günstig beurteilt, stand nunmehr an der Oberleitung der seit 1863 nicht mehr bestehenden „Berliner Allgemeinen Zeitung." Auerbach meinte, ich müßte an dieser lohnende Beschäftigung finden; sie veröffentlichte auch einige Artikel aus meiner Feder, unter anderen eine Besprechung

Digitized by Google

von Marx' Gluck-Biographie, in zwei ganzen Feuilletons, wofür ich ein Honorar von — — fünf Thalern erhielt.

Der erste Eindruck, den Julian Schmidts äußere Erscheinung in mir erzeugte, war ein fast possierlicher. Seinen Sinnesgenossen und Mitredakteur der „Grenzboten", Freytag, hatte ich 1854 in Leipzig bei Gustav Kühne kennen gelernt, und erinnere mich noch lebhaft des wohlthuenden Eindruckes, den sein ruhiges feines Wesen in mir erzeugte. Julian Schmidt, den Verfasser der scharfen Litteraturgeschichte, den vernichtenden Gegner Gutzkows, hatte ich mir als einen großen, hageren Mann mit strengen Gesichtszügen gedacht; und es trat mir ein kleines Männchen entgegen, mit rundem Gesichte, halb kahlem Haupte, lockigem Hinterhaare, mit freundlichen Augen und einer Brille von der Größe, wie sie nur in den Possen, auf der Nase komischer Schulmeister zu sehen ist. Das Eigentümlichste in der Erscheinung war sein Gang; er vollführte bei jedem Schritte eine Wendung auf den Fußhacken, daß sein Oberkörper sich hin- und herwiegte, wie der eines koketten Frauenzimmers. Er empfing mich sehr freundlich, fragte nach österreichischen und ungarischen Angelegenheiten und forschte nach meiner Anschauung der damaligen Verhältnisse in Preußen; er glaubte fest an eine allmähliche Entwickelung und fand mich zu skeptisch. Als die Konfliktszeit herankam, und ich ihn einmal besuchte, billigte er meine Ansichten nach rechts und links in vielen Dingen, doch in einem entscheidenden Momente bangte er, ihnen seine Unterstützung zu leihen. Ich hatte zu Ende 1862 „zwei Neujahrswünsche" geschrieben, einen an den damaligen Freiherrn v. Bismarck, den anderen an den obenerwähnten Kreisrichter Kleemann. Der erste legte dar, daß die Regierung von einem gewissen Teile des Adels keine Sympathie für die Machterweiterung Preußens erwarten dürfe, weil diese gleich-

Digitized by Google

bedeutend wäre mit einer Beschränkung der Macht jenes Teiles, und daß Motten, die man in den Pelz setzt, diesen zuletzt fressen, gleichviel, ob es weiße oder rote Motten seien. Im zweiten warnte ich den edlen Idealisten vor zu vielem Vertrauen zum „Volke"; dieses vertrage die schlechteste Regierung, wenn nur die Zeiten gut wären, Ernten und Handel gedihen, bereite aber der besten Regierung Schwierigkeiten, wenn der Magen litte. Das einzige Element, dem man einigermaßen trauen dürfe, sei das gebildete Bürgertum, ja selbst der kleinbürgerliche Philister; diesen kann man nicht weit vorwärts, aber auch nicht zu weit rückwärts bringen. Die beiden „Neujahrswünsche" suchte ich zuerst als Broschüre zu veröffentlichen, doch es gelang nicht; mein Name war ja ganz unbekannt. Ich bat Dr. Alexander Meyer um seine Vermittlung und Verwendung bei irgend einer Zeitung; er gewährte sie mir, doch vergeblich. Julian Schmidt und die Redaktion des „Grenzboten" bezeichneten viele Stellen mit Lobes-, andere mit Fragezeichen; keiner wollte in den damaligen Verhältnissen die Verantwortlichkeit übernehmen. Aber nach Jahren ward mir eine, wenn auch recht schwache Genugthuung. Dr. Alex. Meyer, den ich Ende der sechziger Jahre traf und an die Briefe erinnerte, meinte: „Ja, Sie haben den Braten gerochen", und Jul. Schmidt fragte mich im Jahre 1872 in einer Morgengesellschaft bei Joachim: „Haben Sie die gestrige Rede des Fürsten Bismarck im Herrenhause gelesen? Man sollte meinen, er hätte Ihren Neujahrsbrief von 1862 erhalten und Sätze daraus angeführt." Noch oft bei späteren, zufälligen Begegnungen gab Jul. Schmidt mir Beweise, daß er meiner Thätigkeit Aufmerksamkeit und warme Teilnahme schenkte. In einem längeren Gespräche über Angelegenheiten, deren Erörterung hier nicht stattfinden kann, gewann ich die volle Überzeugung, daß er bei all seinen Fehlern, Einseitigkeit,

Digitized by Google

Eitelkeit und eigentümlichen Anschauungen ein durchaus ehrenhafter Charakter, ja ein Mann von wohlwollendem Gemüte war. Ich weihe ihm dankbares Andenken.

Dem Rate Bülows folgend, stellte ich mich dem berühmten Musikgelehrten A. B. Marx (†) vor; es gelang mir aber nicht, seine Gunst zu gewinnen. Bei meinem ersten Besuche sprach er viel, weniger von Musik als von Politik, obwohl ihm meine Thätigkeit nach dieser Richtung nicht bekannt war; erklärte mir, er gehöre der äußersten Fortschrittspartei an, weil erst nach gänzlichen Änderungen im Staatsleben — ich mildere die Worte — wieder an eine gedeihliche Entwickelung des Kunstlebens zu denken wäre. Etwas betroffen über diese Äußerungen, die mit dem eigentlichen Zweck meines Besuches, der Huldigung für den Musikgelehrten, in gar keine Verbindung zu bringen waren, entgegnete ich schüchtern, mir gelte die Kunst als ein Tempel der Zuflucht vor politischen Wirrnissen und Misèren; gerade weil ich politischer Korrespondent einer Zeitung sei, scheine es mir geboten, die ewige Tonkunst und die den Tagesstimmungen unterworfene Politik nicht mit einander zu vermengen; in früheren Zeiten sei ich revolutionär gewesen, nunmehr aber skeptisch geworden. Diese Antwort gefiel ihm offenbar nicht; aber noch weniger paßte es ihm, daß ich ein Schüler Sechters war, also jener ziemlich strengen, von manchen als philiströs betrachteten Kompositionsschule angehörte, die von unten nach oben steigend, erst nach voller Kenntnis und Beherrschung der Form den geistigen Aufschwung nehmen will, den ästhetischen Anschauungen der Akkorde und der Charakteristik der Tonarten geringe, dagegen der richtigen Zusammensetzung und Fortschreitung der Akkorde und besonders dem Kontrapunkte hohe Bedeutung beilegte. Nach meinem zweiten Besuche endeten unsere Beziehungen. Im Jahre 1865 ist er gestorben, er

Digitized by Google

hat mir den Eindruck eines zwar eitlen von Unfehlbarkeits-Ideen erfüllten, aber durchaus rechtlichen und ehrenhaften Mannes hinterlassen, der im wissenschaftlichen Streite niemals das Mittel persönlicher Angriffe und der Verunglimpfung angewendet hat; seinen Gegnern in Berlin und Leipzig konnte man das nicht nachrühmen. Auch werden seine musiktheoretischen und historischen Werke, trotz manchem Bedenklichen und Unhaltbaren dauernden Wert behalten.

Digitized by Google

III. Kapitel.

Ich werde von der Direktion der Gewandhaus-Konzerte zu einer Konzert-Mitwirkung eingeladen, nach der Probe nicht zugelassen.

Rückkehr nach Berlin. Zufällige Begegnung und Aufforderung Radeckes. Erstes Auftreten in Berlin.

Etwa vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Berlin erhielt ich von der Direktion der Leipziger Gewandhaus-Konzerte eine Einladung zur Mitwirkung am 23. Januar. Konzertmeister Ferd. David (†) war der Anreger dieser Berufung gewesen. Unsere erste Begegnung hatte in Leipzig im Jahre 1854 stattgefunden, wo ich einige Monate in den mißlichsten Verhältnissen lebte. Ich war ihm von Lipinski (†) in Dresden, der Bachsche Sonaten mit mir gespielt hatte, sehr warm empfohlen, er beobachtete jedoch die größte Zurückhaltung. 1861 trafen wir in Wiesbaden zusammen, wo ich eben eine Kaltwasserkur gebrauchte. Er war von der Spieldirektion zu einem Konzerte geladen, und wohnte in dem Hause des Oberprokurator August Wilhelmy. Dieser vortreffliche Mann, Vater des berühmten Geigenvirtuosen, hatte mir schon in der Zeit meines ersten Wiesbadener Aufenthaltes (1855—57) Zuneigung gezeigt, und beehrt mich noch heute mit seiner treuen Freundschaft, die er bei jeder Gelegenheit

Digitized by Google

in der edelsten Weise bekundet. Sein Sohn genoß damals in Leipzig den Unterricht Davids, und dieser nahm die dringend angebotene Gastfreundschaft gern an. Da Wilhelmy mich immer mit Herzlichkeit empfing, mußte David sich ebenfalls sehr höflich erweisen. Eines Tages zeigte er mir einige kleine Duos für Klavier und Violine, die er eben komponiert hatte; die Stücke waren gar nicht schwer, ich spielte sie aus der Handschrift fehlerlos vom Blatte. Das mußte ihn höchlich überrascht haben, denn sein Benehmen veränderte sich ganz; er bewies mir viel Teilnahme; und als ich ihm meinen sehnsüchtigen Wunsch, einmal im Gewandhauskonzert aufzutreten, andeutete, versprach er mir seine warme Verwendung und hat Wort gehalten. Mein Programm bestand aus Beethovens G-dur Konzert, das ich im Winter 1861 in Frankfurter Museums-Konzerte mit gutem Erfolge vorgetragen hatte und Solostücken. Ich wohnte im damaligen Hôtel de Prusse und benutzte den Tag vor der Probe zu einigen Besuchen. Unter diesen verdient der bei dem Eigentümer und Herausgeber der Gartenlaube Ernst Keil (†) einer Erwähnung. Er hatte mich durch den Verleger meiner Romane Herrn Sauerländer in Frankfurt, mit einem Artikel über die Spielbäder beauftragt, und empfing mich sehr freundlich im Arbeitszimmer seines palastähnlichen Hauses „Gartenlaube." Sein Gespräch ließ in jedem Worte den praktischen Geschäftsmann erkennen, der das große Publikum, dessen Neigungen und Geschmacksrichtungen bis in die kleinsten Einzelheiten richtig beurteilte. Interessant war es mir aus seinem Munde die Geschichte seines Blattes zu vernehmen. Es war ursprünglich in den vierziger Jahren die Beilage einer politischen Zeitschrift. Diese gefiel den meisten Lesern gar nicht, dagegen waren sie mit der Beilage sehr einverstanden und erklärten sich bereit auf die „Gartenlaube" weiter abonnieren zu

Digitized by Google

wollen, wenn er sie als selbständiges Blatt erscheinen ließe. Keil folgte dieser Aufforderung, und ward Millionär. Die „Gartenlaube“ ist jetzt Eigentum einer Stuttgarter Firma.

Müde, abgespannt, mit trüben Ahnungen ging ich zu Bett. Bald weckte mich schallende Musik und Lärm; in dem Hotel fand ein Ball statt, mein Zimmer lag gerade über dem Saale, jeder Ton des Orchesters, jeder Ruf des Tanzordners war mir deutlich vernehmbar. Meinem Verlangen nach einem anderen Zimmer ward der Bescheid, daß keines mehr unbesetzt sei. Schlaflos verbrachte ich die Nacht, kam ganz ermüdet und in gedrückter Stimmung zur Probe und spielte entschieden schlecht; selbst mein sonst unfehlbares Gedächtnis ward mir in den letzten Takten des Rondos untreu. Am Nachmittage erschien Herr Kapellmeister Reinecke bei mir mit dem Auftrage der Direktion, daß sie mich nach dem ungünstigen Ergebnisse der Probe nicht auftreten lassen könne. Ich entgegnete, daß mir das Mißfallen der geehrten Direktion vollkommen berechtigt erscheine, ich aber dennoch bäte, die Probe nicht als maßgebend für das Urteil zu betrachten, da die vollkommen schlaflos verbrachte Nacht meine Kräfte gelähmt hätte; die Direktion der Frankfurter Museumskonzerte würde mir gewiß bezeugen, daß ich das Konzert mit vollem Erfolge gespielt hätte, und daß die beiden Dirigenten, welche während der Probe viele Bedenken hegten, am Abend die ersten Lobspender waren. Herr Kapellmeister Reinecke, der sich während dieser Unterredung ungemein freundlich und rücksichtsvoll schonend benahm, erklärte seine Bereitwilligkeit, mein Ersuchen zu unterstützen, wollte sogar eine zweite Probe anberaumen. Eine halbe Stunde nach seinem Weggange kam ein Schreiben der Direktion, sie erklärte auf ihrem Beschlusse zu verharren.

Die Fahrt nach Leipzig hatte meine letzten Geldmittel

Digitized by Google

erschöpft, um die Gasthofsrechnung und die Kosten der Heimreise zu bestreiten, mußte ich Herrn Keil um einen Vorschuß angehen*), den er mir bereitwillig gewährte. Ich fuhr noch in der Nacht fort; bei der Ankunft am Morgen fand ich einen fremden Menschen in meiner Wohnung, die Wirtin hatte in der Voraussetzung, daß meine Abwesenheit wenigstens sechs Tage dauern würde, das Zimmer „einem nahen Verwandten geliehen." Sie und ihr Mann haben später schlimme Geschichten vor dem Gericht zu verantworten gehabt, darum will ich sie nicht nennen; meine Verhältnisse erlaubten mir nicht, sofort eine andere Wohnung zu nehmen, ich mußte bei diesen Leuten bleiben!

Dieser Vorfall in Leipzig erschien mir als entschiedenster Wink des Schicksals, nichts mehr von der Tonkunst zu erwarten, und meine Geistesthätigkeit ausschließlich auf die schriftstellerische Thätigkeit zusammen zu fassen. Aber es sollte anders kommen; wie denn überhaupt anscheinend unbedeutende Zufälligkeiten gar zu oft entscheidende Wendungen in meine Schicksale gebracht haben.

In der zweiten Hälfte Februar begegnete ich Robert Radecke auf dem Gensdarmenmarkte, jetzigem Schillerplatze; des vortrefflichen Künstlers und braven Mannes Bekanntschaft hatte ich in dem kleinen Weinhause (wie war das alles damals noch so bescheiden!) gemacht, wo auch Rodenberg öfters speiste. Seit einigen Jahren von Leipzig, wo er bereits eine geachtete Stellung eingenommen hatte, nach Berlin übergesiedelt, entfaltete er eine vielseitige Thätigkeit; hatte Kammermusik-Soiréen und einen Verein für Orchester- und Chorkonzerte gegründet, in dem er alljährlich Beethovens neunte Symphonie aufführte, viele noch wenig bekannte Werke

*) Die Konzertdirektion hat mir später 25 Thaler als Entschädigung gesendet, die ich selbstverständlich zurückwies.

Digitized by Google

Schumanns der Kenntnis des Publikums vermittelte; spielte zweite Geige in Laubs Quartetten, genoß den verdienten Ruf eines ganz vortrefflichen Organisten und eines geschätzten Pianisten und Lehrers. 1863 ward er neben Taubert und Dorn als dritter Kapellmeister „Musikdirektor" an die Hofoper berufen, 1871 neben Eckert zum Königl. Kapellmeister befördert; nach dessen Tode (1879) galt er als der erste, dirigierte auch nach Tauberts gänzlichem Rücktritte die Symphonie-Abende der Königl. Kapelle. 1886 als nach Herr von Hülsens Tode der neue Intendant Graf von Hochberg den von ihm bevorzugten Herrn Deppe, von dem noch die Rede sein wird mit großer Vollmacht, sowohl in der Leitung der Oper als der Symphonie-Abende betraute, nahm Radecke als Ehrenmann seinen Abschied. Er wirkte noch eine Zeitlang als artistischer Leiter des Sternschen Konservatoriums, jetzt ist er Professor und Direktor des Königl. Instituts für Kirchenmusik an des verstorbenen Haupt Stelle. Unsere persönlichen Beziehungen waren nie vertrauter Art, wir besuchten uns selten; ich habe ihn immer als einen durch und durch redlichen, ehrenhaften Charakter hochschätzen gelernt.

Bei der obenerwähnten Begegnung überraschte er mich mit der Frage, ob ich wohl in seinem nächsten Abonnement-Konzerte das Beethovensche G-dur Konzert spielen wollte. Ich antwortete in unwirschem Tone, es fiele mir nicht ein, noch öffentlich aufzutreten und lief weg. Er sah mir verwundert nach, konnte nicht ahnen, daß sein so gut gemeinter Antrag eine kaum vernarbte Wunde, die Erinnerung an Leipzig, schmerzhaft berührt hatte. Auf dem Heimwege kam mir in den Sinn, daß es nicht höflich gewesen war, dem trefflichen, freundlichen Künstler nicht einmal die Gründe meiner Weigerung anzugeben, und daß ich auch die günstige Gelegenheit, mich in Berlin als Musiker zu zeigen, unbedingt

Digitized by Google

benutzen mußte, selbst auf die Gefahr hin, daß es mir in Berlin erginge, wie in Leipzig. So begab ich mich am nächsten Tage früh morgens zu Radecke — er lag noch im Bette — und erklärte mich bereit in seinem Konzerte mitzuwirken. Meine bitteren Bemerkungen über die Leipziger Erlebnisse, die sehr geringen Hoffnungen, die ich an das Auftreten in Berlin knüpfte, die entschiedene Erklärung, daß ich keinen Kritiker besuchen würde, mußten ihn beunruhigen; wie er mir später selbst gestand, wäre ihn an jenem Tage ein Beharren auf meiner Weigerung viel angenehmer gewesen, als die in solcher Weise gegebene Einwilligung.

Das Konzert war auf den 17. März festgesetzt. Es fiel also in die Zeit der stärksten politischen Aufregungen; trotz meiner angestrengten Korrespondenten-Thätigkeit fand ich noch Zeit fleißig zu üben. Beethovens Konzert bot mir eine Zuflucht vor den Tagesmisèren, im übrigen sah ich dem entscheidenden Abend mit trübem Gleichmute entgegen, alles Ungemachs gewärtig; war doch noch im letzten Moment am Tage vor der Probe, ein Hindernis aufgetaucht, welches mein Auftreten in Frage stellte: das Haus Bechstein hatte alle Konzertflügel für eine bevorstehende Rundreise Bülows nach verschiedenen Städten vorausgesandt und konnte mir keinen stellen — — vielleicht hatte auch der Leipziger Vorfall das Bedenken erregt, mir ein Instrument für einen Berliner Mißerfolg anzuvertrauen. In diesem schweren Momente trat Hans von Bülow großherzig ins Mittel; er bot mir den ihm gehörigen Bechstein-Flügel, den das Haus sozusagen für ihn eigens gebaut hatte, zum Konzert-Vortrage an; möge er versichert sein, daß ich heute noch dieser edlen That dankbar gedenke!

Meine Nummer war die dritte des Konzerts; mit Hohn und Grimm im Herzen trat ich an das Instrument, verbeugte mich kaum; rings um mich im Chore und Orchester ver-

Digitized by Google

nahm ich Bemerkungen über mein Aussehen und meine Haltung. Die ersten Solo-Takte des Konzertes spielte ich ganz ruhig, fast kalt. Als aber das himmlische Pianissimo der Streichinstrumente eintrat, da überkam mich plötzlich eine andere Stimmung, und wie ein Gebet tauchte der Gedanke in mir auf: Großer, hehrer, unergründlicher Beethoven, zu dem ich so oft Zuflucht genommen habe in bösesten Tagen, beschütze mich, lasse mich dein Werk gut vortragen, nicht zu meinem Nutzen, sondern zu deinem Preise! Beschütze mich, gedenke des Fleißes und der großen Liebe mit der ich immer nach deinen Werken suchte*), hilf mir, befreie mich!" Und so begann ich mein Solo, und als der erste Satz beendet war, erscholl von allen Seiten des gefüllten Saales ein Beifall, wie er mir nur noch ein Mal im Jahre 1873 zu teil geworden ist. Der gute Radecke strahlte — ich sehe noch sein treues Antlitz — und flüsterte: „Nun spielen Sie in Gottes Namen drauf los, nun brauchen Sie sich nicht zu fürchten." Das Andante und Finale gelangen mir gut, der Beifall ward noch lebhafter. Als ich mich dann in dem Vorsaale „Cäciliensaal" genannt — jetzt befindet sich die Orgel an dessen Stelle — niederließ, erschöpft, von schwerer Last aufatmend, da — — doch ich will nicht sentimental thun!

An dritten Tage erschienen die Kritiken. Sie waren mit Ausnahme der Kreuzzeitung, deren männliche und weibliche Berichterstatter sich mir immer feindlich gesinnt bewiesen, und der „Berliner Allgemeinen Zeitung", von der gleich die Rede sein wird, entschieden günstig. Voran im Lobe standen Gustav Engel (Vossische Zeitung), jetzt Gesangsprofessor an der Königl. Hochschule, und Dr. Gumprecht in der Nationalzeitung.

*) Vagliami il lungo studio e il grande amore
Che m'han fatto cercare lo tuo volume.
Dante, inferno I, 83.

Digitized by Google

Diese trefflichen Männer haben sich vom ersten Schritt meiner Berliner Laufbahn und bei den verschiedenartigsten Anlässen so überaus freundlich gegen mich benommen, daß ich ihnen nicht genug danken kann. Auch Professor Wuerst (†) am Fremdenblatte äußerte sich in freundlichster Weise. Dagegen brachte die „Berliner Allgemeine Zeitung" (Jul. Schmidt) eine Besprechung des Konzertes aus der Feder des Herrn Professor, Kirchenmusik-Direktor Emil Naumann (†) in welcher mein Name gar nicht genannt war; und als ich an Jul. Schmidt schrieb, und mit Hinweis auf die sämtlichen Berichte, meine Verwunderung über das Stillschweigen seines Referenten ausdrückte, erschien ein Nachbericht des Herrn Professor, der mit der Behauptung endigte, Fräulein Marie Wieck hätte ein Jahr vorher dieses Konzert viel besser gespielt als ich; nun aber hatte die Dame dieses gar nicht, sondern das Chopinsche in E-moll vorgetragen! Wird es nun der Leser glaublich finden, daß ich nach vielen Jahren, und nach Vermeidung jeder Beziehung zu diesem Herrn Naumann sein Buch „Italienische Tondichter" übermäßig lobte, und darüber in heftigen Federstreit geriet mit Herrn Chrysander, dem Verfasser der mit Recht gepriesenen Händel-Biographie, in welcher allerdings die musikgeschichtlichen Forschungen die ästhetischen Urteile im Werte weit überwiegen?

Digitized by Google

IV. Kapitel.

Die Politik; Auflösung des Preußischen Landtages.

Zwischenspiele. Ein russischer Censor als Nihilist. Ende meiner Korrespondenz-Thätigkeit.

Die eben erzählten Erlebnisse auf künstlerischem Gebiete hatten nur eine sehr kurze Unterbrechung meiner Thätigkeit als politischer Korrespondent verursacht. Ich besuchte die Sitzungen der Abgeordneten, mitunter auch des Herrenhauses; meine Zweifelsucht in politischen Dingen wurde täglich stärker. Allerdings mag auch meine damalige Stimmung zu düstern Anschauungen der Zustände beigetragen haben, doch erscheint es mir auch heute bei ganz ruhigem Rückblicke unbegreiflich, wie irgend ein politisch Erfahrener über den endlichen Ausgang der Verhandlungen zweifelhaft sein konnte. Die übergroße Mehrzahl des Herrenhauses stand im entschiedensten Gegensatze zu den Abgeordneten, und in immerwährender Beziehung zum Hofe; die Partei, welche diese Mehrzahl bildete, hat von jeher eine sehr starke Zähig- und Widerstandsfähigkeit bewiesen; viele allbekannte Ereignisse der letzten Jahre haben genügende Beweise gegeben von dem großen Einflusse und geschickten Schwenkungs- (Manövrier-) Kunst dieser Partei. Glaubt man sie wirklich durch den „Volks"-

willen besiegen zu können? Ich habe oft versucht, diese liberale Anschauung zu gewinnen, schon um der optimistischen Grundlage willen, leider ist mir das ebenso wenig gelungen, wie das Aufgeben der Überzeugung, daß ein großer Teil des deutschen Adels höheren nationalen Ideen, die ein Opfer persönlicher Interessen verlangen, unzugänglich ist und noch eine Zeitlang bleiben dürfte.

Die Verhandlungen im Abgeordnetenhause wurden immer erregter; das altliberale Ministerium befand sich in peinlichster Stellung zwischen dem Andringen der Fortschrittspartei und der feindlichen Haltung des Herrenhauses. Auch die Stimmung des Königs ward immer gereizter durch die Angriffe, welche in der Kammer gegen die Militär-Organisation, sein eigenstes, aus innerster Überzeugung beschlossenes Werk gerichtet wurden. Am 2. März, bei der Beratung des Staats-Haushaltes stellte der Abgeordnete Hagen den Antrag, daß bei der Vorlage jeder einzelne Posten genau angegeben (spezifiziert) werde. Der Finanzminister widersprach dem Antrage aufs eindringlichste, aber vergeblich, er ward mit 171 gegen 143 Stimmen angenommen; darauf erfolgte am 11. die Auflösung. In der Verkündigung, die der Minister-Präsident verlas, wies die Regierung ausdrücklich darauf hin, daß sie alles gethan habe, um mit der Kammer in gutem Einvernehmen zu bleiben.

Ich wohnte dieser letzten Sitzung als Zuhörer bei; die Abgeordneten, die auf die Erklärung bereits vorbereitet waren, gingen ohne bemerkbare Erregung von dannen. Im Publikum herrschte Furcht vor Straßen-Tumulten, vor „Revolution", vor Kundgebungen des „Volkswillens." Ich durchwanderte die Hauptstraßen, und blieb zuletzt vor dem Königs-Palast Unter den Linden stehen, um die Vorgänge zu beobachten. Adjutanten und Ordonnanz-Offiziere kamen

Digitized by Google

in eigenen oder Mietswagen, stürmten die Freitreppe hinauf, eilten jedoch bald wieder hinweg. Auf manchen Gesichtern zeigte sich der Ausdruck der Siegesfreudigkeit für einen bevorstehenden Kampf; als alles vollständig ruhig blieb, nirgends auch nur eine Ansammlung von Menschen stattfand, schritten manche später kommende Herren langsam mit verdrießlichem Gesichte über die Treppe. Die ganze Garnison war während des Tages in den Kasernen festgehalten („konsigniert"). Man hatte in gewissen Kreisen mit Bestimmtheit eine Erhebung, eine durch Waffengewalt niederzuwerfende Empörung erwartet; dann würde der Belagerungszustand verkündet worden sein, und der „Schwindel" hatte ein Ende. „Ruhe kann erst werden lieber Ehrlich, wenn wieder einige zu Pulver und Blei begnadigt werden", sagte mir einmal Graf Redern in einer vertraulichen Stunde, obwohl ich meine Ansichten die den seinigen fern lagen, nie verhehlte.

Die altliberalen Minister wurden bald nach der Kammer-Auflösung größtenteils durch andere ersetzt; unter diesen haben sich die Herren von Mühler und van der Heydt am längsten gehalten; der bei all' seinen Fehlern doch unermeßlich großartige Bismarck trat erst am 9. September als Staatsminister ohne Portefeuille und Präsident in die Regierung, am 9. Oktober wurde er Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.

Meine Beziehungen zur „Nordischen Biene" wurden von dem Eigentümer Ussoff für seine Bekannten und Freunde, die nach Berlin reisten, reichlich benützt; er sandte sie alle zu mir, auf daß ich ihnen als Führer und Auskunftsgeber diene. Da kamen Professoren, Bibliotheker und Schriftsteller aller Art; meistens gebildete und kluge Leute. Aber die beiden interessantesten Männer, die ich auf diese Weise kennen gelernt habe, gehörten nicht dem Gelehrtenstande an: der

Digitized by Google

eine, ehemaliges Mitglied der Censurbehörde, war nach dem Regierungsantritte des Kaisers Alexander in den Verwaltungsdienst getreten und mit einer Ansiedlungs-Sendung an der bulgarischen Grenze betraut; der andere, eine Art von Bau-Unternehmer, hatte sich ein großes Vermögen erworben, und kam auf der „Vergnügungsreise" nach Italien durch Berlin. Der ehmalige Censor kannte nicht bloß die in Rußland verbotenen Bücher **aller** Sprachen ganz genau, er citierte auch die schlimmsten Sätze dieser Bücher aus dem Gedächtnisse, ganz besonders und mit cynischem Behagen die lockersten, unsittlichsten Verse von Heine, die nur in manchen amerikanischen Ausgaben, nicht in europäischen zu finden sind. Die politischen Grundsätze, welche dieser Mann in gemütlichem Gespräche kundgab, waren für mich dazumal erschreckend. Was ich viel später in Büchern und Zeitschriften von den An- und Absichten der russischen Nihilisten las, das vernahm ich 1862 aus dem lächelnden Munde dieses ehmaligen Censors. Wäre ich Russe gewesen, hätte der Mann mir nicht später Beweise freundlicher Teilnahme gegeben, so konnte ich gerechten Argwohn hegen, daß sein Cynismus die Maske eines Spions war. Aber ich habe mich später überzeugt, daß er ganz aufrichtig sprach. Seine Anschauungen blieben dieselben, ob er nun im Schauspielhause einer Shakespeareschen Tragödie andächtig lauschte, oder im verrufenen Lustorte in schlechter Gesellschaft über gemeine Redensarten lachte. Er war einer jener blasierten, genußsüchtigen Neurussen, die Schedo-Ferotti (Pseudonym für Staatsrat Firks) in seinem Buche „Le nihilisme en Russie" in den sechziger Jahren beschrieben hat. Übrigens kann auch Deutschland derartige Leute aufweisen, sie sind nur gesellschaftlich viel unangenehmer als die Russen, die sich doch meistens als geistreiche, gefällige Lebemänner bewähren.

Digitized by Google

Eine in mancher Hinsicht noch merkwürdigere Persönlichkeit war der Bauunternehmer. Von fremder Abstammung, aber seit früher Jugend in Rußland ansässig, kannte er alle Verhältnisse, auch der höchsten Regionen bis in die kleinsten Einzelheiten, und sprach von den grauenhaftesten Dingen mit einer Ruhe und Behaglichkeit, als verstände sich das alles von selbst, als könnte es gar nicht anders sein. Dabei war er von Rußland derart eingenommen, daß er nirgends anders leben zu können, erklärte. Als er mir eines Tages nach einem schwelgerischen Mittagsmahle im Hôtel de Rome eine Masse Thatsachen von der Bestechlichkeit der Beamten, von der Käuflichkeit in allen Gesellschaftsschichten erzählt hatte, und ich meine Verwunderung äußerte, daß ein Staat mit solcher inneren Fäulnis überhaupt existieren könne, meinte er „Ja, sehen Sie in Rußland ist alles käuflich, aber nur für den Russen: daß deutsche und französische Staatsmänner in früherer Zeit Geld nahmen, wo sie es bekamen, ist bekannt; daß Kaiser Nicolaus dem Fürsten Metternich alljährlich eine recht hübsche Summe Dukaten zukommen ließ, wissen wir alle. Aber niemals ist es einer ausländischen Regierung gelungen, einen russischen Staatsmann, selbst untergeordneten Ranges, zu bestechen. Sie können, wenn Sie in Rußland einen Prozeß führen, oder Waren einschmuggeln wollen, mit Geld sehr viel ausrichten, aber irgend ein Schriftstück oder eine sichere Mitteilung aus den Regierungskreisen zu erlangen, werden Sie jede Summe vergeblich bieten.“ Daß dieser Mann während seiner „Vergnügungsreisen“ auch geheime Aufträge vollführte, daß er mit verschiedenartigen Schriftstellern verkehrte, besonders in Frankreich und England für russische Interessen thätig wirkte, habe ich erst später erfahren. Als tiefer Menschenkenner hatte er gleich bei unserer ersten Begegnung erraten, daß ich für gewisse Pläne nicht zu

Digitized by Google

brauchen war, und nach einer oberflächlichen Frage nie wieder davon gesprochen. Bezüglich seiner genauen Kenntnis der sozialen, besonders der ehelichen Verhältnisse in Rußland, ward ihm Gelegenheit die Richtigkeit seiner Beobachtungen in der eigenen Familie zu erproben. Er hatte seine achtzehnjährige, sehr hübsche und elegante Tochter an einen jungen Russen von angenehmen Äußeren und guten Manieren verheiratet. Das junge Ehepaar kam auf der Hochzeitsreise nach Berlin. Im Gasthofe, wo sie eingekehrt waren, befand sich ein sehr reicher Russe, der ihre Bekanntschaft suchte. Er lud sie zu einem Souper, verstand es den jungen Ehemann gänzlich trunken zu machen, und entführte in derselben Nacht die Frau, die ihm sehr willig nach Frankfurt am Main folgte. Dort wurden sie von dem Ernüchterten eingeholt; was weiter geschehen ist, habe ich nicht erfahren. Die Thatsache selbst steht fest, sie ist mir von der Persönlichkeit mitgeteilt worden, die mit der gerichtlichen Abwickelung der Angelegenheit betraut war.

Meine Beziehungen zu der „Nordischen Biene" haben ein trauriges Ende genommen. Alle die russischen Herren, die mich besuchten, lobten den Eigentümer der Zeitung Ussoff, seine Talente, seine Gutmütigkeit u. s. w. Aber sie verhehlten nicht ihre Bedenken gegen seine maßlose Verschwendung, dem selbst die großen Einkünfte des viel verbreiteten Blattes nicht genügten, und befürchteten eine schlimme Wendung. Und so kam es. Ussoff ließ mich im Winter 1862/63 acht Monate ohne Honorar, sandte mir dann einen Wechsel, der nicht eingelöst wurde. Ich ließ diesen protestieren, aber der ehemalige Censor und der „Bauunternehmer" rieten mir zur Geduld; meinten, Ussoff würde mich bestimmt bezahlen, vertrösteten mich jedesmal, wenn ich an sie schrieb, auf die nächste Woche: selbst das große Petersburger Bankhaus Wynecken, dem ich

Digitized by Google

durch das hiesige Haus Mendelssohn den Wechsel übermittelt hatte, sandte mir ein Schreiben, mit der Ermahnung Herrn Ussoff nicht zu drängen. So ward ich hingehalten, bis der Bauunternehmer mir meldete, Ussoff sei wegen „verschiedener Forderungen" in das Schuld-Gefängnis gebracht worden, so daß ich jede Aussicht auf Erlangung des Honorars aufgeben mußte, und in Bedrängnis geriet. Ich wandte mich an einen russischen Botschaftsrat, dessen Bekanntschaft mir Graf Bothmer, ein Verwandter seiner Frau, einer sehr musikalischen Dame, vermittelt hatte, mit dem Ersuchen mir eine Korrespondenten-Stelle zu verschaffen. Er war so freundlich, mich dem damaligen Redakteur und Eigentümer des in Brüssel erscheinenden „Nord", Herrn v. Poggenpohl zu empfehlen. Was dieser Herr alles verlangte und was er bot, brachte mich zu dem Entschlusse vorläufig von jeder Beschäftigung nach dieser Richtung abzusehen; gering bezahlte Novellen und Essay's zu schreiben, und mich um Klavier-Unterrichtsstunden zu bemühen. Wachenhusen, der bekannte Romanschriftsteller, der damals den im Verlage von Dominé erscheinenden „Hausfreund" redigierte, veröffentlichte ein paar kleine Erzählungen von mir, Herr von Bülow der am Sternschen Konservatorium wirkte, übergab mir seine Vertretung, wenn er nach anderen Städten zum Konzertieren reiste. Ich lebte kümmerlich.

Digitized by Google

V. Kapitel.

Musikleben in Berlin in den sechziger Jahren.

Einheimische und durchreisende Künstler. Konzert. Oper. Parteien. Kritik, Litterarisches. Einige Bekanntschaften. Zwischenfälle.

Wer das Kunstleben nicht vom einseitigen Standpunkte des Handwerks, des hervorbringenden, ausübenden oder beurteilenden, betrachtet: wer die verschiedenartigen Zeitideen zu erkennen sucht, die Wechselwirkungen zwischen politischen, gesellschaftlichen und künstlerischen Bewegungen ins Auge faßt: dem wird es bald klar, wie die künstlerischen Zustände eine Wiederspiegelung der Zeitideen, der höheren und niederen bieten, der wird sich die geradezu ungeheuerliche Entfaltung des Berliner Musiklebens in den letzten zwanzig Jahren einigermaßen erklären. Ich sage einigermaßen; denn selbst von dem eben bezeichneten, weiter ausblickenden Standpunkte überschaut, erscheint manches, was die letzten Jahre gebracht haben, was in der Gegenwart vorgeht, was die nahe Zukunft in Aussicht stellt, als ein Rätselhaftes, nicht Organisches, d. h. nicht aus gesunder folgerichtiger Entwickelung des geistigen Lebens Entstandenes, sondern als gewaltsam hervorgetriebenes, wahren Fortschritt nicht Kennzeichnendes. Selbst die weitesten Ausschreitungen der Dichtkunst und

Digitized by Google

Malerei*) können nicht verglichen werden mit manchen neuesten Erzeugnissen der Tonkunst; Dichter und Maler sind gezwungen der Schönheit der besseren Wahrheit einige Zugeständnisse zu gewähren, in der Ausführung, in künstlerischer Technik und und im Hervortretenlassen irgend eines sittlichen Momentes, wenn sie nicht der Lächerlichkeit verfallen wollen. Es ist eine nicht genug hervorgehobene Thatsache, daß die Dichter ausschweifendster Einbildungskraft, wenn sie wahres Talent besitzen, nach und nach in der Darstellung der Leidenschaften mildere Ausdrucksweise anwenden, daß auch die begabten Maler sich in der künstlerischen Form immer mehr vervollkommnen. Aber was jetzt manchmal in der Tonkunst, in der hervorbringenden wie in der wiedergebenden, in Vergewaltigung der Form, in Häßlichkeit der Tonbildung, in wüstem Lärm, in Überhäufung unmotivierter Dissonanzen geleistet wird, das läßt keinen Vergleich zu.

Das musikalische Leben Berlins war in den sechziger Jahren ein sehr einfaches, ein fast banausisch spießbürgerliches. Die öffentlichen Vorführungen bewegten sich in engen Grenzen, daß sie selbst für jene Zeit des stilleren politischen und gesellschaftlichen Lebens ein für die Hauptstadt des ersten Deutschen Staates zu geringes Maß boten. Bis gegen die siebziger Jahre sind während eines ganzen Jahres in Berlin gerade so viel Konzerte gegeben worden, als jetzt binnen sechs Wochen, 75—80, mit Einschluß der Oratorien und der „Symphonie-Soireen" der Königl. Kapelle.**) Fremde Virtuosen kamen nur sehr selten, und selbst die berühmten erzielten keine bedeutenden Einnahmen; ich war im Jahre 1865 eben

*) Glückliche Bau- und Bildhauerkunst! sie kann nur geschmack- und stillos, nicht gemein und unsittlich sein!

**) Die Zahlenangabe beruht auf genauer Durchsicht der Konzertberichte der Neuen Berliner Musikzeitung.

Digitized by Google

bei Joachim zu Besuche, als ihm der damalige Hauswart der Singakademie Schäff die Rechnung der Konzerteinnahmen brachte; der unvergleichliche Künstler lächelte, schüttelte den Kopf und meinte „das war in Wien doch anders."

Das Hauptinteresse des vornehmen Konzert-Publikums war damals auf die Symphonie-Soireen der Königl. Kapelle und die Oratorien-Aufführungen des Sternschen Gesangsvereins und der Singakademie gerichtet. Die „geringere" musikalische Hörerschaft versammelte sich in den Konzerten der Liebigschen „Berliner Symphonie-Kapelle."

Die Symphonie-Soireen der Königl. Kapelle sind im Jahre 1842 gestiftet worden zum Zwecke eines Pensions-Fonds für die Witwen und Waisen der Mitglieder. Die Leitung der geschäftlichen Angelegenheiten, teilweise auch der musikalischen, lag und liegt in den Händen eines Komitees; doch die entgiltige Entscheidung über die Wahl der aufzuführenden Werke trifft der Kapellmeister. Vom Beginne dieser Konzerte war Wilhelm Taubert († 1891), Dirigent bis 1883.

Die Programme blieben sich ziemlich gleich; neben Haydn, Mozart, Beethoven, hier und da Mendelssohnsche, Cherubinische Ouvertüren, Spohrsche Symphonieen; ein Werk von Schumann kam höchst selten zur Aufführung. Das sehr konservative Publikum dieser Konzerte begnügte sich mit der gewohnten Kost.

Wilhelm Taubert (geb. 1811) war wohl der letzte jener so zu sagen spezifischen Berliner Musiker — Marpurg, Bernh. Klein, Berger, Zelter, Grell u. a. m. — die an der hergebrachten Form festhielten und alle Neuerungen mit Mißtrauen und Abneigung betrachteten. Als junger Mann glänzte er durch virtuoses Klavierspiel, betrieb zu gleicher Zeit gründliche wissenschaftliche Studien auf der Universität.

Digitized by Google

Manche seiner Kompositionen gewannen rasche Verbreitung. Die „Campanella“ gehörte vor fünfzig Jahren zu den beliebtesten Klavier-Salon- und Konzertstückchen; und die „Kinderlieder“ waren jahrelang in verschiedensten Kreisen sehr beliebt.

In seiner Kapellmeisterlaufbahn hat Taubert eben soviel Tüchtigkeit gezeigt, als Gunst der Verhältnisse genossen. Anfangs der dreißiger Jahre erhielt er die Anstellung als Leiter der Hofkonzerte, 1845 die als Hofkapellmeister an der königlichen Oper mit Heinr. Dorn; später trat Rob. Radecke als dritter ein. 1869, da Eckert zum Hofkapellmeister berufen ward, trat Taubert mit dem Titel „Oberkapellmeister“ in den Ruhestand, blieb aber noch Dirigent der Hofkonzerte und der Symphonie-Soireen. Von der Führung dieser letzteren ist er 1883 zurückgetreten. Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem Komitee, das größere Berücksichtigung der bedeutenden lebenden Komponisten verlangte, verschärften sich, als er die sehr unbedeutende Symphonie eines älteren lebenden fast nicht mehr bekannten Künstlers aufführte; sie erregte schon bei der Probe vielfache Bedenken der Mitglieder und fand dann wenig günstige Aufnahme bei der Kritik. Bald darauf legte Taubert den Leiterstab nieder.

Als Komponist war er auf allen Feldern der Tonkunst thätig, hat Kammermusikwerke, Symphonien und Opern geschaffen. Unter der letzteren kann „Cäsario“ (1874) als die bestgelungene bezeichnet werden, die früher in Berlin öfters gegeben, in anderen Städten nicht die verdiente Beachtung gefunden hat. Auch seine Musik zu Shakespeares Sturm ist ein Werk, das Interessantes enthält. Den größten Erfolg hat er allerdings mit seinen Liedern gewonnen, von denen manche für die berühmtesten Sängerinnen (Jenny Lind, Johanna Wagner, Etelka Gerster) komponiert und deren

Digitized by Google

Eigenart angepaßt waren. Er bekannte sich offen zur klassischen Richtung, die nach seiner Überzeugung mit Mendelssohn ihren Abschluß gefunden hatte. Gegen die neueren Kunstschöpfungen, Brahms u. a., verhielt er sich kühl, gegen die Wagnersche Richtung hegte er so grimmigen Haß, daß er ihr alles Schlechte, was in der Welt geschah, zuschrieb; als wir uns in dem Momente begegneten, da das schreckliche Attentat Hödels auf den edelsten Monarchen, Kaiser Wilhelm bekannt ward, rief er mir in großer Erregung die Worte zu: „Da haben Sie die Folgen jener Wagnerschen Kunstrichtung für die Sie ja auch schwärmen."

In seinen künstlerischen und persönlichen Beziehungen war er sehr zurückhaltend und am meisten um die Gunst des Hofes besorgt. Niemals hat er in seiner Eigenschaft als Dirigent der Hofkonzerte irgend einen ersten Antrag gestellt, aus eigenem Antriebe einen Künstler empfohlen. Allerdings war das gegenüber Ihrer Majestät, der verstorbenen Königin und Kaiserin Augusta ein zu starkes Wagnis, das sich nur die sehr in Gunst stehende vortreffliche Artôt erlauben durfte. Seine künstlerischen Theater-Kapellmeister-Rechte hat Taubert mit anerkennenswertem Mute bei jeder Gelegenheit gewahrt. Die Lucca, der verhätschelte Liebling der Berliner, beliebte einmal als Zerline im Don Juan einer der gewohnten Launen folgend, im Allegro der Arie „Schmäle, tobe" (batti batti) ganz plötzlich bei den Worten „ja, ja, ja" ein Ritardando anzuwenden, das dem Geiste der Musik total widersprach: Taubert schlug mit dem Taktstock auf das Pult und gab der Laune nicht nach; dafür ward er sonderbarerweise von ernsten Kritikern gerügt. Als Privatmann und in der Erfüllung der übernommenen Berufspflichten hat W. Taubert immer die größte Achtung genossen, die sich ihm bei jeder Gelegenheit kundgab, sowohl seitens der Kunstgenossen, wie der höchsten Kreise.

Digitized by Google

Er war seit 1834 Mitglied der Akademie, Leiter einer Kompositionsklasse, in späteren Jahren Vorsitzender des Senats und der musikalischen Abteilung der Akademie. Vom preußischen Hofe wie von anderen Fürstlichkeiten ward er durch hohe Orden ausgezeichnet. Er gehörte zu dem leider immer selteneren nüchteren, aber durchaus ehrenwerten Schlage der altpreußischen Männer, die nie eine Initiative ergriffen, im Amte nichts thaten als was ihnen befohlen ward, und was eben zur genauesten Befolgung der Vorschriften gehörte, die aber in Wort und That verläßlich waren, kein Wort der Freundschaft oder Anerkennung, sagten, das nicht aus aufrichtiger Überzeugung kam, nie etwas versprachen, was sie nicht zu halten gedachten.

Die Singakademie*) stand in den Jahren 1862—76 unter der Leitung des würdigen Ed. Grell (geb. 1800, gest. 1886) des Komponisten der sechzehnstimmigen Messe, die größere Beachtung verdient als ihr bisher zu teil geworden. In seiner künstlerischen Richtung hielt er hartnäckig fest an dem Grundsatze, daß nur der a capella, ohne alle Begleitung ausgeführte Gesang, die wahrhafte Tonkunst darstelle; in seinen nachgelassenen Schriften befindet sich ein „offener Brief an die Singakademie", der, im Codizill ausdrücklich „als sofort nach seinem Tode zu übergeben" bestimmt war, in welchem er „seine" geliebte Singakademie anfleht, niemals durch Bau und Benutzung einer Orgel „Deinen heiligen Gesang zu entweihen". In den anderen Aufsätzen und Gutachten erklärt er sich immer entschieden gegen jede staatliche Unterstützung von Instituten für Streichmusik, auch der Königl. Hochschule. Eine Zeitlang wandte er bei Orato-

*) Die Singakademie ward 1791 von Fasch gegründet, von Zelter, Rungenhagen und Grell weiter geführt. Unter dem jetzigen Direktor M. Blumner hat sie neuen Aufschwung genommen.

Digitized by Google

rien-Aufführungen mit Orchester die sonderbare Maßregel an, daß er alle Instrumente um einen Ton tiefer stimmen ließ, weil im verflossenen und Anfang dieses Jahrhunderts, als die aufzuführenden Tonwerke geschaffen worden, die Stimmung im allgemeinen um so viel tiefer lag. Die Folge dieser Anordnung war ein manchmal greuliches Mißtönen; die Geigeninstrumente ertrugen den ganz ungewohnten Zwang nicht, und hielten keine Stimmung, die Bläser wußten oft nicht wie sie das Transponieren bewerkstelligen sollten. Daß Grell mit zunehmendem Alter auch an Energie und Schwungkraft des Einstudierens und Führens einbüßen mußte, daß der aufblühende Sternsche Gesangverein beim Publikum immer mehr Anklang fand, daß die Mitglieder der Singakademie sich in ihrer Mitwirkung weniger angeregt fühlten, war natürlich. Er fühlte das, und übergab den Stab 1876 in festere und glücklichere Hand.

Als Mensch war er einer der edelsten, einfachsten, wohlwollendsten, kindlich gemütvollsten, die mir im Leben begegnet sind. Seine milde Sprache, sein freundliches Wesen war herzerfreuend. Ich besitze noch einen wahrhaft rührenden Brief von ihm aus dem Jahre 1884; er dankt mir für einen Glückwunsch und spricht von meinem Konzerte im Jahre 1873, dessen er sich erinnert, in schlichten Worten, die noch heute wohlthuender auf mich einwirken, als manches schöne Lob, das mir dargebracht ward.

Im Jahre 1862 stand der Sternsche Gesangverein in höchster Blüte. Ihr Gründer und Leiter, Prof. Stern (geb. 1820, gest. 1883) wirkte noch in voller Gesundheit und Kraft, in vielseitigster Thätigkeit nach allen Richtungen. Sein Name ist innigst verwebt mit der ganzen Entfaltung des Berliner Musiklebens, und seine Verdienste sind nicht vollständig anerkannt worden — weil er nicht immer die ihm gebührende Stellung festzu-

Digitized by Google

halten verstand. Er hat, als in den Leistungen der Singakademie ein Stillstand bemerkbar war, 1847, den obenerwähnten Verein gegründet und aus kleinen Anfängen, ohne irgendwelche staatliche Unterstützung zu hoher Bedeutung gebracht; er hat im Jahre 1850, die erste große Musiklehr-Anstalt (Konservatorium) im Vereine mit Th. Kullack und B. Marx gegründet, und als diese austraten, allein mit bestem Erfolge weitergeführt. Er war ein ganz ausgezeichneter Dirigent, in gleichem Maße feinfühlig und unerschütterlich sicher; als vortrefflicher Gesangslehrer verstand er den Chor zu den verschiedensten wirksamsten Schattierungen anzuleiten; als er zum erstenmale Mendelssohns Paulus vorführte, stimmten Hörerschaft und Kritiker in dem Lobe überein, daß vordem solche Klangwirkungen von Chören nicht vernommen worden waren. Zu gleicher Zeit veranstaltete er Orchester-Konzerte, und hat zuerst Kompositionen von Berlioz und Richard Wagner zu Gehör gebracht; und es gehörte damals ein starker Mut dazu, dem Publikum solche geistige Kost zu bieten, denn „Zukunftsmusik" war noch ein verpöntes Wort, das nur wenige laut auszusprechen wagten. Er war der erste bedeutende Musikdirigent Berlins, der sich der Wagner-Bewegung anschloß. Als Rich. Wagner im April 1871 nach Berlin kam, leitete Stern die vom Verein Berliner Musiker veranstaltete festliche Begrüßung in der Singakademie; in dem Konzerte, das Wagner im Opernhause gab, wo neben anderen Werken sein Kaisermarsch mit Chor aufgeführt ward, übernahm der Sternsche Gesangverein die Chöre. Im Jahre 1872, als die Grundsteinlegung des Bayreuther Wagner-Theaters stattfand, bewog Stern einen Teil seines Vereins sich an der Feier und der Aufführung der Neunten Symphonie unter Wagners Leitung zu beteiligen. So war Stern überall, wo es galt, die Entfaltung des Musik-

Digitized by Google

lebens zu befördern, aufopfernd thätig. Wenn es ihm nicht immer gelang, die volle Anerkennung seiner vielen ausgezeichneten Verdienste zu erringen, so war dies teilweise die Folge des eigentümlichen Strebens, unversöhnliche Widersprüche, gegensätzliche Interessen vereinen zu wollen. Manchmal zu sehr bemüht, es allen Leuten recht zu machen, mußte er schmerzlich erfahren, daß er es niemandem recht gemacht hatte. In dem aus wohlwollendem Herzen kommenden Bestreben, jedermann nur Angenehmes, nichts Kränkendes zu sagen, ließ er sich verleiten, dort Auswege zu suchen, wo er besser gethan hätte, offen und entschieden zu handeln und zu reden, keine falschen Hoffnungen zu erwecken. Auch in künstlerischen Unternehmungen glaubte er manchmal das wahrhaft Richtige anzustreben, wo er bei einiger Rücksichtslosigkeit und Entschiedenheit gewiß einen anderen Weg einschlagen mußte. So traf ihn denn mancher unverdiente Vorwurf. Als 1864 Herr v. Bülow infolge eines Zerwürfnisses aus dem Konservatorium trat, und mir zufällig in der Mitwirkung bei Konzerten günstige Erfolge zu Teil wurden, erweckte Prof. Stern die sichere Hoffnung in mir, daß die Klasse Bülows zwischen Kapellmeister Taubert und mir geteilt werden sollte. Nach und nach kam er wohl zur Überzeugung, daß der Nachfolger Bülows einen berühmten Namen als Virtuose führen mußte; anstatt mir jedoch diese sehr richtige Ansicht offen mitzuteilen, wartete er ab bis er den Kais. Österr. Kammervirtuosen Herrn Willmers*) angeworben hatte, und schrieb mir dann ohne mit einem Worte der Berufung Willmers zu erwähnen, einen Brief

*) Keiner war weniger geeignet, Bülow zu ersetzen, als der einst sehr brillante, ganz oberflächliche Willmers. Er und ich gaben 1851 am selben Tage ein Konzert im Wiener Musikvereinssaale, er um 12 Uhr mittags, ich um 10 Uhr, nach dem Theater. Die Kritiker erteilten mir als Musiker den Vorzug.

Digitized by Google

(der noch in meinen Händen) des Inhaltes, daß Herr Kroll am 12. Juli das Konservatorium verlasse und er mir dessen Stelle mit 4 Stunden wöchentlich anbiete mit 20 Silbergroschen (2 Mark) für die Stunde. Ich wollte ablehnend antworten, aber das Drängen meiner Freunde, ihre Bemerkung, das Sternsche Konservatorium sei ein so wichtiges Musikinstitut, daß auch eine geringere Stellung daselbst zu den ehrenden gerechnet werde, endlich auch meine kümmerlichen Verhältnisse*) bestimmten mich zur Annahme. Willmers ward krank, und verließ Berlin, wo er sich nicht halten konnte 1866, und ist 1878 gestorben, an seine Stelle kam L. Brassin († 1884 in Petersburg), der als Musiker Willmers bedeutend überragte, aber auch nicht lange blieb, endlich Ed. Frank, ein sehr tüchtiger Musiker, aber recht alter Herr (geb. 1817); 1869 verließen de Ahna, 1870 Kiel, das Konservatorium, um in die neu gegründetete Königl. Hochschule zu treten; 1871 trat ich aus, da mir das Institut keine künstlerische Befriedigung gewährte. Es hat in den letzen Jahren unter der Leitung des Frl. Jenny Meyer einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen, und erfreut sich großer Schülerzahl.**)

Hier mögen noch zwei Beispiele angeführt werden, wie Prof. Stern bei dem redlichsten Streben in Mißgriffe verfiel. Eines Morgens 1867 teilte er mir mit, die Berliner Symphonie-Kapelle habe sich von ihrem alten Dirigenten Liebig getrennt, und ihm die Stellung übertragen. Ich schlug ganz erschreckt die Hände zusammen, daß Stern mich erstaunt anblickte, und rief: „Was thun Sie Herr Professor, haben

*) Kurze Zeit vorher hatte der edle Gustav Engel mich Theodor Kullack empfohlen, an dessen „Neuer Akademie" er noch lehrte. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, weil Kullack mir einen bestimmten Wirkungskreis nicht zusagen wollte; sein Brief ist noch in meinen Händen.

**) Ich unterrichte jetzt daselbst.

Digitized by Google

Sie denn bedacht, daß Sie nun der von diesen Leuten angeworbene wandernde Kapellmeister sind?"

„„Ich werde diese Leute auf eine höhere künstlerische Stufe heben.""

„Sie werden diese Leute nicht erheben, nur von ihnen herabgezogen werden; die sind gewohnt in Wirtshäusern, wo sie ohne irgendwelche künstlerische Kontrolle spielen, die besten Geschäfte zu machen; wie sollen die alten Kerle jetzt zu höheren Anschauungen gebracht werden?"

„„Wenn mich die anderen Künstler unterstützen, und populäre Konzerte veranstalten; wenn z. B. Sie Beethoven-Abende geben würden.""

„Ich? verehrter Professor, nein!"

„„Ja, ja, Sie sind ein großer Herr.""

„In künstlerischen Dingen wohl — ich spiele keine Beethovensonate in einem Lokale, wo Tags zuvor die Köchinnen getanzt haben." Er ließ eine scharfe Bemerkung fallen, ich entgegnete in leichtfertigem Tone mit der Prophezeihung, daß er nicht der länger Aushaltende sein werde, und behielt Recht. Im Jahre 1871 gab Prof. Stern die Leitung der Kapelle auf.

Als er die Stellung übernommen hatte, war er ganz gewiß von der Überzeugung durchdrungen, der Kunst einen wesentlichen Dienst zu leisten. Die Kapelle hatte sich ganz entschieden von ihrem bisherigen Leiter getrennt; wenn sie einen nicht hochstehenden Musiker als Nachfolger wählte, so lag die Gefahr nahe, daß den Künstlern und Vereinen bedeutende Schwierigkeiten bereitet würden, während er (Stern) sich immer aufopfernd bereit bewährte. Nichtsdestoweniger — ich sage das nach wiederholter Erfahrung, im Hinblick auf entschiedenste Äußerungen verschiedenartiger Persönlichkeiten — ward ihm die Übernahme übel gedeutet. Ein gleiches Mißgeschick widerfuhr ihm, bei der Verpflanzung

Digitized by Google

der Vereins-Konzerte nach den „Reichshallen.“ Der Eigentümer dieses Gebäudes wollte Biergeschäfte und Musikliebe vereinen, errichtete im Hinterhause ein großartiges Bierlokal und über demselben einen prachtvollen Musiksaal mit Statuen der großen Tonmeister und einer Orgel. Die ausschließliche Benützung dieses Saales, sowie die Anwerbung und Leitung eines eigenen Orchesters bot er Prof. Stern an, dieser erblickte in diesem Anerbieten einen großen künstlerischen Gewinn für seinen Verein und andere musikalische Vorführungen, und erklärte sich bereit; er dachte nicht daran, daß der musikenthusiastische Bierwirt in erster Reihe den Nutzen seines Geschäftes im Auge behalten mußte, daß ihm künstlerische Anordnungen nicht anvertraut werden durften. Als nun der Saal fertig gestellt war, als die ersten Konzerte stattfanden, als der Gesangverein daselbst zum erstenmale mit einer ganz herrlichen Aufführung des Judas Maccabäus wirkte, da traten eine Masse großer Übelstände in der Anordnung des Baues hervor,*) die nicht zu beseitigen waren, und anhaltende Mißstimmung erzeugten. Stern fühlte das um so schmerzlicher, als er vor allem künstlerischen Erfolg erhofft hatte. Seine durch Arbeits-Überlastung ohnehin leidende Gesundheit wurde durch diese Ereignisse vollends erschüttert; er trat 1874 von der Leitung des Vereins und von den Reichshallen-Konzerten zurück. Wiederholte Schlaganfälle lähmten seine Thätigkeit, im Jahre 1883 endigte er sein thatenreiches Leben. In der Geschichte des Berliner Musiklebens gebührt ihm ein Ehrenplatz. Der Gesangverein und das Sternsche Konservatorium

*) Die Besucher und Mitwirkenden der Konzerte mußten an dem Bierlokale vorübergehen, der Zugang für die Sänger befand sich neben den Räumen, wo die Bierfässer lagen. Die Treppen waren so eng, daß man nie ohne Furcht bei den Gedanken einer Feuersbrunst hinaufstieg; manchmal drang unangenehmer Küchengeruch in den Saal.

Digitized by Google

behalten seinen Namen, und werden sein Gedächtnis auf die Nachwelt verpflanzen.

Außer dem Sternschen Gesangvereine existierten die noch jetzt bestehenden der Kotzoltsche a capella und der Cäcilienverein; der erste von dem vortrefflichen Kotzolt († 1881) gestiftet und geleitet, der andere von Rudolf Radecke, dem Bruder Roberts, jetzt vom Prof. Alexis Holländer geführt, Sie leisteten Verdienstliches.

Die Konzerte des Domchors, einst der Sammelplatz des feinsten Publikums, waren in starkem Rückgange seit dem Tode Neidthardts, des vortrefflichen Kapellmeisters, und seit dem Hinscheiden des Königs Friedrich Wilhelm IV. Dieser war für geistliche Musik sehr eingenommen, besuchte alle Konzerte (sie fanden damals in der Singakademie statt, dann in der Domkirche) mit dem ganzen Hofstaate; es gehörte absolut zum guten Tone, daselbst gesehen zu werden. In neuerer Zeit unter der Leitung des Prof. Becker haben sie sich wieder bedeutend gehoben.

Das einzige Orchester, das in den sechziger bis in Anfang der achtziger Jahre zu Abendkonzerten verwendet werden konnte, war die „Berliner Symphonie-Kapelle". Ihre Entstehung, ihr Aufstieg und Untergang bieten ein nicht uninteressantes Bild des Berliner gesellschaftlichen musikalischen Lebens vergangener Zeit. Die Königliche Kapelle, war allabendlich im Opernhause beschäftigt, daher den Konzertgebern unzugänglich, auch stand selbst für den Fall, daß sie an einem der seltenen freien Abende in einem Konzerte mitwirken konnte, der ihr zu entrichtende Ehrensold in keinem Verhältnisse auch zu einer guten Einnahme, bei den damaligen Eintrittspreisen. Bis zum Jahre 1850 mußten die Gesangvereine und die Konzertgeber, welche mit Orchester spielen wollten, sich mit dem recht schwachen damals bestehenden Privatorchester be-

Digitized by Google

gnügen. Im Jahre 1843 tauchte in dem Kopfe eines recht einfachen Mannes, eines Regimentsmusikers, der später den höheren offiziellen Titel „Stabshautboist" führte, Georg Liebig, der Gedanke auf, ein Orchester zu bilden, welches klassische und gute neuere Werke für einen billigen Eintrittspreis dem Teile des musikalischen Publikums zu Gehör brächte, der die teuren Sitze der „Symphonie-Soireen" der königlichen Kapelle nicht erschwingen konnte. Da ihm selbst die Mittel fehlten, ein Orchester zu bezahlen, vereinigte er sich mit mehreren musikalischen Subalternbeamten und jüngeren Fachmusikern zu dem Zwecke, Konzerte auf Einnahme-Teilung unter seiner Direktion zu veranstalten. Er gewann einige Eigentümer großer Garten- oder Ball-Lokale, Sommers Salon, Kolonaden, Tonhalle u. s. w., für seine Idee, einem großen Publikum zu gleicher Zeit mit dem Genusse von Weiß- oder Braunbier (Bayerisches kannte man noch nicht) von Stullen oder Braten, für 25 Pfg. den Genuß von Symphonien der großen Meister zu bieten, die bisher nur in den obenerwähnten eng begrenzten und kostspieligen Räumen gehört wurden. Die vornehme Gesellschaft lächelte im Anfange über die „vulgäre Musikmacherei"; aber der weniger bemittelte Bürgerstand begrüßte freudig das Orchester, das ihm die Möglichkeit bot, die geliebten Meisterwerke, die er nur im Klavierauszuge kannte, endlich vollständig zu hören. Liebig brachte auch die Werke jüngerer Komponisten zu Gehör; mancher jetzt Hochgeachtete verdankt ihm die Einführung in die Öffentlichkeit. Die Konzerte erregten bald einen großartigen Andrang des Publikums; die Gastwirte und die Kapelle erzielten reichliche Einnahmen. Es war ein eigentümlicher Anblick, wie manchmal Tausende Menschen an Tischen vor Weiß- oder Braunbier, Stullen oder Braten saßen und dabei den Klängen einer Beethovenschen

Digitized by Google

Symphonie andächtig lauschten, wie Bürgermädchen strickten oder häkelten und bei manchen Stellen die Arbeit sinken ließen und träumerisch horchten. Diese Konzerte waren noch vor dreißig Jahren eine Berliner Eigentümlichkeit. Liebig, der einfache Stabshoboist*) führte, ohne eigentliche musikalische Bildung, nur durch redliches Streben und unermüdlichen Fleiß die Kapelle auf einen Höhepunkt, daß sie zuletzt von den aristokratischen Gesangvereinen, der Singakademie und dem Sternschen, und von Künstlern und Virtuosen zu ihren Konzerten verwendet wurde. Der bescheidene Mann überließ den Dirigenten der Vereine die Leitung, er begnügte sich mit dem Bewußtsein, daß seine Kapelle mitwirkte. Dieser schwoll der Kamm. Er hatte die Herren groß gemacht, sie wollten nun einen Größeren, erschwerten ihm das Dasein in jeglicher Weise. Das „Komitee", welches die geschäftlichen Angelegenheiten zu ordnen hatte, stellte zuletzt Anforderungen an ihn, denen er sich nicht unterwerfen konnte; so kam es 1867 zum Bruche, und zu der Berufung des Prof. Stern. Liebig bildete eine neue Kapelle, aber es gelang ihm nicht, mit ihr durchzudringen; die großen Lokale setzten ihre Zuversicht in den neuen Dirigenten der alten Kapelle, und behielten diese; nach allerlei vergeblichen Versuchen trat der alte Mann ganz aus der Öffentlichkeit und starb in kümmerlichen Verhältnissen an gebrochenem Herzen. Die Herren der „Berliner Symphonie-Kapelle" wurden im Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit und da sie gar keine Konkurrenz zu fürchten hatten**), immer hochmütiger und nachlässiger.

*) 1860 erhielt er „in Anbetracht seiner Verdienste um die klassische Musik als Volksmusik" den Titel Königl. Musikdirektor.

**) Zwar hatte Bilse von dem noch die Rede sein wird, 1867 sein vortreffliches Orchester aus Liegnitz nach Berlin gebracht, aber es war kontraktlich an das „Konzerthaus" gebunden, durfte nirgend anderswo mitwirken.

Digitized by Google

Sie kamen zu den Proben, wie es ihnen beliebte, sie gehorchten dem Dirigenten nicht, und gaben sich auch keine Mühe bei den Konzerten. Nachdem Prof. Stern, als dessen Stellvertreter Wuerst manchmal wirkte, sich von der Kapelle lossagte, wechselte sie fast alle zwei Jahre ihren Dirigenten; die Bläser fanden es nicht notwendig, sich neue Instrumente anzuschaffen, obwohl die alten den Dienst versagten, und es kamen oft abscheuliche Mißtöne vor. Als Rubinstein seine „Symphonie dramatique" zu Gehör brachte, sagte er mir unmittelbar vorher „Sie werden was Schönes erleben von dieser Kapelle"; als Franz Manstedt, den sie zu ihrem Leiter gewählt hatten, in der Singakademie Wagners Trauermarsch aus der Götterdämmerung vorführte, bliesen die Hörner und Posaunen derartig falsch, daß man nicht im Saale bleiben konnte. Den Ermahnungen ihres Dirigenten setzten die Herren Hohn entgegen, den Vertretern der Presse, welche die Übelstände rügten, sandten sie unhöfliche Briefe. Der Bruch zwischen Bilse und seinem Orchester, an sich ein beklagenswertes Ereignis, mußte jetzt als ein ganz besonderes Glück betrachtet werden, da er die allmähliche Bildung eines anderen Konzert-Orchesters ermöglichte, und die Musikwelt endlich von dem unerträglichen Hochmute und der Nachlässigkeit der anderen Leute befreite. Die Berliner Symphonie-Kapelle fristete noch eine Zeitlang ihr Dasein, jetzt ist sie von der Oberfläche verschwunden. Des alten Liebig Andenken aber verdient in Ehren gehalten zu werden, er hat für die Verbreitung guter Musik, für das Bekanntwerden der Werke neuerer begabter Tonsetzer mehr gethan und schwierigere Pfade wandeln müssen, als die jetzige Generation ahnen mag.

Im Jahre 1862 und bis in die siebziger Jahre gab es in Berlin neben der sogenannten Meisterschule für Kom-

Digitized by Google

position an der königlichen Akademie, in der Taubert und Grell lehrten und dem königlichen Institute für Kirchenmusik, das von A. W. Bach, später von dem würdigen B. Haupt († 1891) geleitet wurde, vier oder fünf Musikschulen, unter denen nur zwei zu höherer und dauernder Bedeutung gelangten: Das Sternsche „Konservatorium" und die Kullacksche „Akademie der Tonkunst". Heute weist der Musik-Kalender nicht weniger als 74 Konservatorien, Akademien, Hochschulen, Musikschulen 2c. auf, und es wachsen noch immer neue aus der Erde. Am Sternschen Konservatorium wirkten damals neben dem Eigentümer, der vortrefflichen Gesangunterricht erteilte, Bülow (1855—1864), de Ahna, Weitzmann, später Geyer und Kiel; bei Kullack waren Wuerst (†) für Komposition, Gustav Engel (jetzt Gesangs-Professor an der königlichen Hochschule), Prof. Grünwald angestellt. Am Konservatorium verfolgte der Unterricht den Hauptzweck einer allgemeinen musikalischen Bildung; an der Spitze der Akademie stand ein ehemals berühmter Klaviervirtuose; der Schwerpunkt des Unterrichts mußte nach seiner Seite neigen. Und wahrlich, man kann sagen: für das „absolute Klavierspiel", für die vollendete technische Behandlung des Instrumentes hat es nie einen besseren Lehrer gegeben, als Theodor Kullack. Er besaß die Eigenschaft, dem Schüler Gleichmäßigkeit des Anschlags und Sicherheit des Mechanischen beizubringen in so hohem Maße, daß selbst Kenner manchmal nicht bestimmt entscheidend urteilen konnten, ob die Wiedergabe des Schülers aus bloßer Abrichtung (Dressur) hervorgegangen war, oder ob sein eigenes Denken und Empfinden dabei mitthätig war. Ich habe das an mir selbst erfahren: in einem Konzerte dritten oder vierten Ranges wirkte ein Klavierspieler mit, der mir einerseits durch seine große Fertigkeit, andererseits durch den gänzlichen

Digitized by Google

Mangel richtigen musikalischen Vortrages, durch ineinanderschieben der von einander getrennt zu haltenden Sätze auffiel; er spielte wie einer, der beim Lesen weder Komma, Striche noch Punkte beobachtete. Nachdem dieser Klavierspieler seinen Vortrag beendet hatte, trat er zu mir, und erinnerte mich, daß er vor nicht langer Zeit in einer öffentlichen Prüfung der Kullackschen Akademie aufgetreten und von mir mit großem Lobe beurteilt worden war! Kann ein stärkerer Beweis gedacht werden, daß Kullack nicht darauf hinarbeitete, dem Schüler musikalische gründliche Bildung beizubringen, daß ihm aber keiner gleich kam in der Kunst gut Klavierspielen zu lehren?! Seine Anstalt war die am stärksten besuchte, sie zählte manches Jahr tausend Schüler. Auch war ihm die seltene Gabe verliehen, daß er bei den von ihm angestellten Lehrern trotz des sehr geringen Honorars, das er ihnen gab, Anhänglichkeit und freundliche Gesinnungen anzuregen verstand, sie lobten seine Offenheit und rücksichtsvolle Behandlung. Nach seinem Tode (1882) hat sein Sohn Franz eine Zeitlang die Akademie weiter geführt, dann aufgegeben, und in letzter Zeit eine Schule ausschließlich für Klavierspiel eröffnet.

Die königl. Oper stand damals unter der Intendanz des Herrn Botho von Hülsen (geb. 1815, gest. 1886). Es sind über diesen Mann sehr viel widersprechende Urteile gefällt worden. Wer ihn oberflächlich kannte, selten mit ihm zusammentraf, ihn nur in den Proben sah, nicht in ernsteren Angelegenheiten mit ihm zu sprechen hatte, der mußte in ihm das Musterbild (Prototyp) des preußischen Junker-Gardeleutnants erblicken. Seine Haltung war die denkbar steifste militärische, der Ton seiner Rede manchmal hochmütig bis zur Unerträglichkeit, schnarrend und näselnd; die Angestellten, selbst Kapellmeister und Regisseur behandelte er manchmal, wie nur ein Feld-

Digitized by Google

webel Rekruten behandelt. Während er bei den Proben irgend einen Aufmarsch des Chores, oder den Eintritt eines Sängers aus den Kulissen vier bis fünfmal wiederholen ließ, wenn er ihm nicht militärisch genau erschien, fuhr er aus seiner Loge den Kapellmeister Eckert in barschestem Tone an, wenn dieser die Sänger ersuchte, irgend eine schwierige Stelle, die sie noch nicht ganz sicher wiedergaben, noch einige mal zu versuchen; das ging so weit, daß der sehr geduldige und durch seine zerrütteten Verhältnisse zur größten Nachgiebigkeit gezwungene Eckert eines Tages den Kapellmeister-Stab niederlegte, und erklärte, er könne in solchem Tone nicht mit sich reden lassen und müsse seine Stellung aufgeben. Auch bei manchen andern Gelegenheiten, im Verkehr mit Künstlern, Schriftstellern und Berichterstattern zeigte er sich oft von unvorteilhafter Seite, und es war daher ganz erklärlich, daß viele Leute inner- und außerhalb der Theaterkreise in das Geschrei von Gamaschentum, von maßlosem, aufgeblasenem Dünkel und Rücksichtslosigkeit mit einstimmten.

Aber wie anders erschien der Mann, wenn man ihm näher trat, wenn man seinem hochfahrenden Wesen Ruhe entgegensetzte, und ihn zur Überlegung, zur Rücksichtnahme bewog! Da lernte man einen Mann kennen, der immer bereit war, das Recht des anderen anzuerkennen, das eigene Unrecht einzusehen und gut zu machen. Als ihn, nach dem erzählten Vorfalle mit Eckert zwei angesehene Mitglieder der Hofoper vorstellten, wie es der Würde der Kunstanstalt nicht angemessen sei, den künstlerischen Leiter in solcher Weise zu behandeln, ließ er Eckert zu sich bitten, und gab ihm eine vollkommen befriedigende Erklärung. Auch ich kann aus meinen Beziehungen zu ihm einen ganz ähnlichen Fall anführen: Eines Tages ließ er mir den Zutritt zu einer Generalprobe verweigern, weil irgend eine Kritik aus meiner Feder

Digitized by Google

sein Mißfallen erregt hatte; so erklärte mir der seither verstorbene Intendanturrat Titus Ulrich. Darauf schrieb ich Herrn von Hülsen einen langen, sehr höflichen aber entschiedenen Brief, mit der Erklärung, daß ich gern auf den Zutritt zu den Generalproben, nicht aber auf die Unabhängigkeit meines, nach bestem Gewissen und mit ruhiger Überlegung gefällten Urteils verzichtete, und daß ich nur glauben könne, er habe den ihm mißfallenden Artikel nicht selbst geprüft, und sei darüber von anderen informiert worden, denen freilich manches darin nicht ganz genehm erscheinen mochte. Am anderen Tage kam ein sechs Seiten langer eigenhändiger Brief von Hülsen, worin er zuerst betont, daß der Eindruck des Artikels ein „von ihm selbst empfundener und nicht inspirierter" war. Dann sagt er „gerne würde ich mit Euer Wohlgeboren Meinungsaustausch herbei geführt sehen, und da ich nicht verlangen kann, daß Sie sich zu mir bemühen, bin ich auch bereit, an einem Tage (mit Ausnahme des morgenden Dienstags) zwischen $1^1/_2$ und $2^1/_2$ zu Ihnen zu kommen."

Selbstverständlich setzte Herr von Hülsen als sicher voraus, daß ich dieses Anerbieten nicht annehmen, und ihm einen Besuch abstatten würde. Aber, daß er es stellte, zeigt immer von vornehmer Denkungsart. Und ich kann wohl sagen, obwohl meine unabhängige Haltung ganz dieselbe blieb, obwohl ich niemals mehr den Eintritt in eine Generalprobe anstrebte, also zeigte, daß mir solche Vergünstigungen gleichgiltig wären, hat sich Herr von Hülsen bei jeder Begegnung sehr liebenswürdig und rücksichtsvoll gezeigt. Fast alle, die mit ihm in längerem Verkehr gestanden haben, sprachen mit hoher Achtung von ihm. Direktor Angelo Neumann, an dem ich mich um Auskunft über die Verhandlungen wandte, die zwischen ihm und der Kgl. Intendanz bezüglich der Auf-

Digitized by Google

führung der Tetralogie „der Ring der Nibelungen" stattgefunden hatten, sandte mir eine Darlegung*), die mit den Worten endigt: „Ich habe Herrn von Hülsen damals von früher und auch später als einen Mann von wahrhaft vor-

*) Diese enthält so viel Interessantes, daß ich hier einen Teil wiedergebe:

„Es ist Thatsache, daß der Maschinenmeister Brandt die Erklärung abgegeben hatte, die Aufführung des „Ring des Nibelungen" von Richard Wagner im Königl. Opernhause in Berlin sei aus technischen Gründen unmöglich. Auf diese Erklärung hin kam mit meinem damaligen Maschinen-Inspektor Eduard Römer vom Stadttheater in Leipzig nach Berlin, um im Einverständnis mit Herrn von Hülsen eine genaue Besichtigung und Bemessung des Bühnenraumes der Königl. Oper vorzunehmen, nach welcher er und sein Maschinen-Inspektor verantwortlich erklärten, daß keinerlei unüberwindliches Hindernis vorhanden sei. Unserer Konferenz war auch Herr Maschinenmeister Brandt und Herr Direktor von Strantz zugezogen, welcher letztere die Aufführung im Königl. Opernhause befürwortete. Das Ergebnis dieser Konferenz war, daß Herr v. Hülsen mit mir vereinbarte, ich solle die Tetralogie (nicht etwa „Walküre" allein) im Mai 1881 im Königl. Opernhause zur Aufführung bringen. Die Besetzung sollte aus den Künstlern der Kgl. Oper und denen des Leipziger Stadttheaters kombiniert werden; Leipzig hatte außerdem auch die Ausstattung zu liefern, das Orchester stellte die Kgl. Oper. Schwierigkeiten bot die Dirigentenfrage, da ein Hausgesetz bestehen soll, wonach die Kgl. Kapelle nur von einem in Kgl. Dienst stehenden Kapellmeister dirigiert werden darf. Allein, nachdem Herr v. Hülsen Sr. Maj. dem Kaiser Wilhelm darüber Vortrag gehalten und diese Frage als den Angelpunkt des Unternehmens bezeichnet hatte, erfolgte ihre Lösung in der Weise, daß der Leipziger Kapellmeister Anton Seidl auf drei Monate in den Kgl. Dienst treten und die Aufführungen des „Ring des Nibelungen" dirigieren sollte."

Ein Zwischenfall der die gereizte Stimmung zwischen Richard Wagner und Hülsen erzeugte, führte den Abbruch der Verhandlungen herbei. Direktor Neumann mietete das Viktoria-Theater.

Digitized by Google

nehmer Gesinnung und echter Begeisterung für alles Große und Edle in der Kunst kennen gelernt. Einer seiner Briefe während der Verhandlungen beginnt mit den Worten „Immer offenes Visir! In diesem Ausspruche hat sich der ganze Mann in seinem Handeln und Thun am treffendsten selbst charakterisiert."

Hülsen erfreute sich nicht allgemeiner Beliebtheit in den Hofkreisen. Der hochselige Kaiser Wilhelm schätzte ihn sehr hoch, und bewies das bei jeder Gelegenheit. Aber die Kaiserin Augusta mußte gegen ihn gestimmt worden sein; es scheint, daß man der hohen Frau die Meinung beigebracht hat, er suche die Aufführung der Werke von Richard Wagner zu verhindern (die eben angeführte Darlegung beweist das Gegenteil); jedenfalls sind Äußerungen gefallen, die nicht von besonderem Wohlwollen zeugten. Graf Redern erzählte mir 1874 — ich werde auf diese Unterhaltung noch zurückkommen — er habe auf Hülsens Ersuchen Ihrer Majestät eine junge Opernsängerin für ein Hofkonzert empfohlen, und die Antwort erhalten: „Est ce que mes salons sont la pour exercer les recrues de Mr. de Hülsen?" Und die Gemahlin eines Gesandten sagte mir in einer Gesellschaft bei Redern: „Les jeudi*) de l'Imperatrice sont le cauchemar de Mr. de Hülsen, nous le savons bien, mais ça nous amuse." Ein lustiger Attaché nannte ihn „le beau mannequin". Solche Äußerungen in der Hofgesellschaft sind immer aus irgend einem Urquell herzuleiten. Freilich, das

*) Die Donnerstage waren von der Kaiserin für ihre kleinen musikalischen Abendgesellschaften bestimmt; die Aufforderungen an die Sänger der Hofoper, deren Mitwirkung Ihre Majestät wünschte, erfolgte manchmal spät, das Repertoire der Oper war bereits festgestellt worden, eine Änderung war notwendig, um die Sänger, welche auftreten sollten für die kaiserliche Soiree frei zu machen. Daher der Ausdruck cauchemar de Mr. de H.

Digitized by Google

Buch der Frau von Hülsen „Unter zwei Königen“ erzählt nur von gnädigsten Äußerungen Ihrer Majestät, doch kann auch sie nicht umhin, einmal von einem „Siege der Wagnerpartei“ am Hofe zu sprechen.

An der Oper wirkten, als ich ankam, die Lucca, de Ahna (†), Harries-Wippern (†), (die Köster trat schon im Oktober des Jahres von der Bühne ab), die Sänger Formes, Woworski, Betz, Fricke; Niemann, Wachtel, Krolop, die Mallinger, Voggenhuber, kamen erst später. Als „Stern“ glänzte die Lucca. Diese ebenso geniale, wie künstlerisch rücksichtslose Sängerin war kaum seit einem Jahre an der königlichen Oper angestellt und beherrschte bereits das Publikum; übte die größte Anziehungskraft. So oft sie auftrat, füllte sich das Haus, und als sie 1865 in London als Lucca in der „Afrikanerin“ einen großen Triumph errungen, und einen schönen Gardeleutnant von Rhaden geheiratet hatte, da wußten die Berliner nicht mehr, wie sie ihr Entzücken, ihre Anbetung kundgeben sollten. So ward denn die Donna immer übermütiger, zuletzt kontraktbrüchig, ging nach Amerika und kehrte nicht mehr zurück. 1880 ließ sie sich herbei, wieder als Gastin auf der königlichen Opernbühne zu erscheinen, und ward wie eine Königin empfangen, mit Tusch des Orchesters, der bis dahin nur bei Galaopern, beim Erscheinen der allerhöchsten Herrschaften geblasen wurde. Jetzt ist sie ein zweites Mal verheiratet (von dem sehr unfeinen Herrn von Rhaden hat sie sich getrennt) und lebt in Österreich von der Bühne zurückgezogen. Sie glänzte als Sängerin, wie als Darstellerin in allen Rollen, die mehr ungezügelte Leidenschaft und Bühnensicherheit — im Kulissen-Jargon heißt es „Theaterblut“ — als musikalische Bildung und künstlerisches Studium verlangen; „Valentine“ in den „Hugenotten“, besonders aber „Carmen“ und „Afrikanerin“

Digitized by Google

waren außerordentlich wirksame Leistungen; dagegen lagen ihr Partien ferne, in denen wo eine einheitliche Durchführung, Rücksichtnahme für künstlerische Gesetze als Hauptbedingung gelten; ich habe selten eine verzerrtere, in Tempo und Vortragsweise willkürlichere Wiedergabe erlebt, als die der Lucca „Cherubim" in Figaros Hochzeit; selbst das sie gewöhnlich vergötternde Publikum verhielt sich kühl, und zollte der Artôt (Gräfin) und der Harries-Wippern (Susanne) viel reicheren Beifall. Nichtsdestoweniger blieb sie bei ihren Launen und ließ sogar einmal von der Bühne herab lauter unhöfliche Äußerungen fallen, als einige der Hörer im Parkett durch leise Zischlaute ihre Mißbilligung kundgaben; und es trat am Tage nach dieser Szene der unerhörte, allgemeines Erstaunen erregende Fall ein, daß der General-Intendant auf dem Theaterzettel eine Ansprache an das Publikum veröffentlichte, man möge die Künstlerin nicht durch solche Demonstrationen kränken. Er that es, weil die Lucca von allen Seiten, aus Petersburg, aus Wien, aus Amerika, mit den glänzendsten Anträgen förmlich bestürmt ward, und er sie der königlichen Bühne erhalten wollte, was ihm dennoch nicht gelungen ist. Sie ging nach Amerika und kam nicht eher, als es ihr eben paßte.

Einen wohlthuenden Gegensatz der Lucca bot die Desirée Artôt, die damals und mehrere Jahre hindurch als Gast auf der königlichen Bühne wirkte. Diese vortreffliche und gewissenhafte Künstlerin erfreute sich der besonderen Gunst Ihrer Majestät der Königin, die sie vollkommen verdiente. Denn sie war immer bescheiden, und immer bedacht allen künstlerischen Pflichten in vollem Maße zu genügen. Der Theaterkasse brachten ihre Gastspiele nicht so große Einnahmen, wie die der Lucca, aber sie genossen allgemeine hohe Achtung. Sie war mit dem trefflichen Sänger von

Digitized by Google

Padilla verheiratet, lebte, nachdem sie die Bühnenlaufbahn aufgegeben, bis zum Tode der Kaiserin als Gesanglehrerin in Berlin, und ist seit zwei Jahren nach Paris gezogen.

Frau Harries-Wippern und Leonore de Ahna waren beide vortreffliche und gewissenhafte Künstlerinnen. Hier sei vorübergehend bemerkt, daß die königliche Oper mit Anwerbungen ihrer Altistinnen von besonderem Mißgeschicke verfolgt worden ist. Nach der de Ahna kam Marianne Brandt, eine ganz ausgezeichnete Sängerin und Darstellerin, vortreffliche Musikerin, in leidenschaftlich hochdramatischen Partien großartig, dabei herzensgut und redlichen Gemütes, aber immer empfindlich, oft verletzt, wo kein Mensch gedacht hatte, ihr wehe zu thun. Sie fühlte sich beleidigt, als Frau Luger (Gräfin Luckner) neben ihr angestellt ward und man ihr nicht das alleinige Besitztum kontraktlich sichern wollte, und verließ die Königliche Oper. Frau Luger kündigte ihrerseits, als Frau Reicher-Kindermann nach den großartigen Erfolgen im Neumannschen Wagnertheater von der General-Intendanz angeworben ward. Diese starb bevor sie die Stelle antreten konnte, und das Königliche Opernhaus mußte auf die neue Suche gehen.

Die ersten Tenoristen in den sechziger Jahren, Th. Formes, der im Irrenhause endigte, und Woworski, der nach reicher Heirat in das Privatleben getreten ist, waren ganz gute Künstler, konnten aber gegenüber Niemann und Wachtel nicht standhalten.

Neben der Königlichen Oper bestand und bestehen noch die Sommeroper im Krollschen Saale und die des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters. Die Geschichte der Entstehung und Entwickelung der erstgenannten ist ein Stück alter Berliner Geschichte und verdient dem Gedächtnisse der Mitwelt aufgefrischt zu werden. Der Erbauer und erste Besitzer des

Digitized by Google

Gebäudes, Kroll, hatte ursprünglich ein ähnliches zu demselben Zwecke in Breslau errichtet, das noch heute seinen Namen trägt. Dieses gefiel dem König Friedrich Wilhelm IV., bei dessen Besuch in der schlesischen Hauptstadt so sehr, daß er die Geneigtheit aussprach, den Bau eines derartigen in Berlin zu unterstützen. So kam denn der jetzt verstorbene Kroll nach der Residenz und erhielt vom Könige den Grund und Boden für sich und seine direkten Nachkommen, um ein „Vergnügungslokal für die elegante Gesellschaft" zu errichten. Es wurde in der Mitte der vierziger Jahre eröffnet und zuerst nur für Konzerte eingerichtet. Strauß' Vater, Musardun der Pariser Tanz-Apollo, Gungl ließen daselbst ihre Weisen erklingen. Wenige Jahre nach der Eröffnung starb der Erbauer und hinterließ eine einzige Tochter, die das Geschäft mit derselben Energie und demselben Fleiße weiterführte. Ende der vierziger Jahre brannte das Gebäude vollständig nieder. Aber die thatkräftige Besitzerin ließ sich durch den Unglücksfall nicht niederbeugen und baute mit Unterstützung des Königs ein größeres und eleganteres Haus auf derselben Stelle. Es war alles auf das beste angeordnet, aber es fehlte doch ein tüchtiger männlicher Leiter und besonders ein energischer Kapellmeister für das Orchester; es war durchaus notwendig, den Liebiegschen „Symphonie-Konzerten" ein Gegengewicht zu bieten. Gerade zur Zeit, als der nach dem Brande neu entstandene Saal eröffnet wurde, kam ein zweiter Geiger des Pester Theaters, namens J. C. Engel, nach Berlin, um nach Petersburg zu reisen, wo er in einem Sommerlokale Konzerte anordnen sollte. Damals war die Meerfahrt über Stettin-Kronstadt die bequemere — die russischen Eisenbahnen entstanden erst — der Reisende blieb einige Tage in der preußischen Hauptstadt, um erst den nächsten Stettiner Dampfer zu benützen. Der

Digitized by Google

österreichisch-ungarische Tanzkomponist Gungl, der in einem Lokale Konzerte gab, wurde zufällig unpäßlich und bat seinen Landsmann, ihn zu vertreten. Der erste Musikverleger Berlins, der verstorbene Gustav Bock, ein sehr thätiger, energischer und scharfblickender Mann, sah diesen Stellvertreter und erkannte in ihm den richtigen Leiter für das Krollsche Institut mit seinen vielseitigen Richtungen, bewog ihn, in Berlin zu bleiben, seinen Vertrag mit Petersburg zu lösen, und bewirkte seine sofortige Anstellung bei Kroll. Und so ward J. C. Engel zuerst Direktor und nach seiner Verehelichung mit Fräulein Kroll der Besitzer des Etablissements. Er begann seine Thätigkeit damit, daß er in dem Saale eine Bühne errichtete und eine Operngesellschaft anwarb. Am 2. Dezember 1851 wurde dieses neue Theater mit der „Regimentstochter" eröffnet und errang einen beispiellosen Erfolg. Der damals allmächtige Rollstab (der Dichter von Schuberts „Ständchen" und „Aufenthalt") berichtete mit Anspielung auf Paris von einem „künstlerischen Staatsstreich", und Kroll ward Mode. Wer nicht Berlin in jener Zeit gekannt hat, der vermag nicht, sich einen Begriff zu bilden von der Großartigkeit dieses Erfolges. „Kroll" lag damals weit ab von der Hauptstadt, mitten im Tiergarten, von Wald und ziemlich öden Wiesen umgeben; kein Haus stand in seiner Nähe; alle die eleganten Straßen neben dem Tiergarten, Viktoria-, Regentenstraße ꝛc. existierten noch nicht, es gab nur Restaurations-Gärten. Ein Besuch des Krolltheaters im Winter bedingte also eine höhere Ausgabe für Fuhrwerke oder einen gewissen Mut für die Fußgänger. Aber der kühne Direktor war vom Glück begünstigt und durfte alles wagen, und er schmiedete sein Eisen fortwährend. Im Jahre 1852 gehörte der Name Richard Wagner nicht bloß zu den verpöntesten künstlerischen, sondern auch poli-

Digitized by Google

tischen; noch war der Steckbrief gegen den ehemaligen Königlich Sächsischen Hofkapellmeister, gegen den Anführer einer Barrikade während des Dresdener Aufstandes nicht zurückgenommen; noch blieb ihm die Königliche Oper verschlossen; Tannhäuser kam 1856, Lohengrin erst 1859 zur Aufführung. Und in jenem Jahre wagte J. C. Engel in seinen Kroll-Konzerten die Ouvertüre und den Einzugsmarsch aus dem Tannhäuser aufzuführen und errang einen vollständigen Erfolg. Und was für jene Zeit besonders merkwürdig erscheint: der Ruf seiner „Loyalität", seiner guten politischen Gesinnung litt durchaus nicht durch solche „revolutionäre" Vorführungen; Engel erfreute sich immer hoher Gunst, erhielt nach und nach den Titel „königlicher Kommissionsrat", einen österreichischen und den preußischen Kronenorden. Er war überhaupt eine in seiner Art merkwürdige Erscheinung. Er besaß keine eigentlichen musikalischen Kenntnisse, konnte kaum aus der Violinstimme dirigieren, geschweige denn eine Partitur lesen; fühlte sich auch durchaus nicht klassisch gestimmt; nichtsdestoweniger galt sein Urteil auch in ernsten Dingen als ein vollkommen sicheres, und wenn er bei der Generalprobe oder nach der ersten Aufführung einer Oper einen Erfolg voraussagte, so behielt er immer Recht. Ebenso unfehlbar erwies sich sein Urteil über Sänger und Sängerinnen; in wen er Vertrauen für die Zukunft setzte, den begleitete ein günstiger Stern allüberall; und auf dem Krollschen Theater haben manche Berühmtheiten ihre ersten Erfolge gewonnen, wie z. B. die Gerster und Ilma von Murska; und die größten, bereits berühmtesten Künstler und Künstlerinnen, die große Patti, die unvergleichliche Sembrich, Reichmann, Wachtel haben nicht gezaudert, auf dem Krolltheater neue künstlerische, und auch goldene Lorberen zu gewinnen.

Seine Energie und sein guter Humor verließen ihn nie;

Digitized by Google

es gab einen Moment, wo sein Besitz der Vergantung anheimgefallen war und er vor dem Ruin stand; aber er gewann die Unterstützung eines reichen Theaterfreundes und brachte dann die Bühne zu noch größerer, glücklicherer Entfaltung. Während der schwierigsten Zeiten blieb er äußerlich ruhig und heiter und ließ seinem Witze freien Lauf. Manche seiner lustigen Einfälle haben die Bedeutung geflügelter Worte erlangt. Als Blondin, der berühmte Seil-Wanderer, seine kühnen Leistungen auf dem Platze vor dem Krolltheater vollführt hatte, kam ein Mann zu Engel mit einem „besonderen Anerbieten": er habe eine Flugmaschine erfunden, die ihn ganz sicher vom Krolltheater bis zum Brandenburger Thor trage. „Schön", sagte der Direktor, „bitte, fliegen Sie mir etwas vor." „Ja", entgegnete der Erfinder, „die Maschine sei sehr kostspielig und noch nicht ganz beendet, er bitte um einen Vorschuß." „Auch den würde ich geben", meinte der Schlagfertige, „wenn es sich um eine Maschine handelte; aber es müßten gleich zwei gebaut werden, eine, mit der Sie fliegen und eine, mit der ich meinem Gelde nachflöge." Eine andere Antwort ist vielleicht noch witziger. Der Besuch des Theaters, besonders aber des Gartens und der Restauration nach dem Theater wird durch das Wetter bestimmt. Ist dieses nicht günstig, so hält es viele Leute zurück, die das Vergnügen der Oper im Saale mit der Bewegung und der „Stärkung" im Freien während der Zwischenakte vereinigen, auch noch die draußen spielenden Militärkapellen und das von Engel geleitete Konzert des Orchesters hören wollen. Nun gastierte einmal ein bekannter, sehr eitler Tenorist, der sich jetzt von der Bühne zurückgezogen hat, im Kroll-Theater. Er wohnte bei Engel und meinte an einem regnerischen Tage wohlgefällig: „Heute ist's nicht so heiß und ich singe; da wird das

Digitized by Google

Haus gewiß überfüllt sein." — „Sie irren, Verehrtester," entgegnete Engel. „Ihr schönes Singen allein thut's nicht; in meinem Theater müssen die Bäum' mitsingen." Als derselbe Sänger in einer Oper zusammen mit dem berühmten Baritonisten Reichmann auftreten sollte, und die beiden Herren jeder die Hälfte der Einnahme verlangten, fragte Engel „Ich krieg' doch ein Freibillet?" Die Wirkung dieser Witze ward verstärkt durch den trockenen Ton und den österreichisch-jüdischen Jargon, den Engel trotz des langen Aufenthalts in Berlin bewahrte; wohl mit Vorbedacht, um immer als Besonderheit (Spezialität) zu erscheinen. Er ist gestorben, sein Sohn führt das Theater weiter und hat auch bereits die Genugthuung erlebt, daß ein früher wenig bekannter italienischer Sänger d'Andrade auf seiner Bühne zu großem Rufe gelangt ist. Ob die neue Einführung einer ständigen, d. h. auch im Winter bestehenden Oper gegen den früheren Gebrauch einer Sommer-Oper Vorteile bringen wird, muß die Zukunft entscheiden.

Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater war damals wie jetzt der Pflege der Operette gewidmet, in welcher Offenbach noch als Alleinherrscher regierte; Joh. Strauß Sohn, Suppé und Millöcker sind erst viel später hervorgetreten. Die Vorstellungen des Theaters fanden bis zum Jahre 1884 in dem Gebäude statt, welches jetzt als „Deutsches Theater" der ernsten Muse gewidmet ist; heute erschallen die lustigen Weisen in der Chaussee-Straße 25, wo einst „Meisels Theater" die schnurrigsten Possen vorführte, dann eine Zeitlang eine Art von Oper ihr kurzes Dasein fristete, dann „Woltersdorff-Theater" eine Art von Schauspiel darstellte, in welchem selbst der berühmte Bogumil Dawison als Gast erschien, der einst große Künstler, der später zum reisenden Theater-Solospieler, zum effekthaschenden Virtuosen

Digitized by Google

herabsank; seit 1884 ist das Gebäude Eigentum des Direktors Fritsche, der die Bezeichnung „Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater" aus der Schumann- in die Chaussee-Straße verpflanzte.

Unter den Virtuosen-Konzerten ragten anfangs der sechziger Jahre bis zur Ankunft Joachims und Rubinsteins die Klavier-Abende Bülows berghoch über alles andere hinaus. Er war damals wie noch jetzt, nach dreißig Jahren, der großartigste Denker, der virtuose Lehrmeister am Klavier. Betreffs der fremden Künstler, die in jener Zeit nach Berlin kamen, kann ich mehr von ihrer Persönlichkeit berichten, als von den Leistungen. Im Frühjahr 1862 erschien der ungarische Geiger Eduard Reményi, ward von Bülow sehr begünstigt, eingeführt, und in manchen Kreisen sehr gefeiert. Ich hatte ihn im Jahre 1853 kennen gelernt, er reiste damals mit Johannes Brahms, sie gaben Konzerte in kleinen hannoverschen Städten, kamen zuletzt nach Göttingen, wo Joachim eben weilte und bekamen von ihm eine Empfehlung an den hannoverschen Hof-Intendanten Graf Platen, daß er sie dem Könige vorführe. Diesem und den Hofdamen gefiel das frische muntere Wesen und das feurige Spiel des Ungarn entschieden besser, als die nach innen gerichtete Natur Brahms, und nun gar dessen „fremdartige" Kompositionen, sein durch und durch musikalisches aber ganz „effektloses" Klavierspiel. Die beiden wollten nach Mittel-Deutschland weiter reisen, aber ein sonderbarer Zwischenfall bewog sie, eine andere Richtung einzuschlagen. Reményi war der Bruder eines der thätigsten ungarischen Revolutionäre von 1848; er selbst hatte, nach seiner eigenen Erzählung, bei jener Bewegung nur als Musiker gewirkt, indem er Gorgey, dem Revolutions-General, auf dessen Zügen mit der Geige in der Hand folgte und ihm die nationalen Weisen vorspielte. Nun aber stand sein Name

Digitized by Google

im „Schwarzen Buche“. Der hannoversche Polizeipräsident Wermuth, dem die Hinkeldeysche Allmacht als Ideal vorschwebte, ließ Reményi rufen und einem Verhör unterziehen, hierbei geberdete sich dieser so pathetisch großsprecherisch, daß ihm und seinem Reisegenossen der weitere Aufenthalt in der Stadt verboten und die Fahrt nach Bückeburg im Passe vorgeschrieben wurde. Doch ließ sich der Polizei-Pascha bewegen, das Visum nach Weimar umändern zu lassen; er meinte die Sache wäre gar nicht so weit gekommen, wenn Herr Reményi nicht eine Masse Dinge vorbrachte, um die er nicht befragt worden.

Brahms, von dem ich später noch ausführlich sprechen werde, und Reményi gingen zu Liszt. Dem ersteren ward die Weimarer Luft bald zu schwül, er eilte fort. Aber für Reményi war das damalige Ilm-Athen das richtige künstlerische Klima; er zählte sofort zu den begeistertsten und lärmendsten Anhängern der neuen Richtung. Später ging er nach England, lebte daselbst nach dem Tode Saintons einige Jahre als erster Geiger der Königin, dann kam er nach Deutschland. Bülow veranstaltete ihm zu Ehren eine Matinée für geladene Gäste, in welcher er selbst mitwirkte. Adolf Stahr war von Reményi's Phantasie über die „Hugenotten“ und „Ungarischen Weisen“ derartig entzückt, daß er ihn in einem begeisterten Gedichte besang. Nun verbreitete sich der Ruf des jungen Künstlers durch die Stadt, er spielte zuerst in einem Konzerte des Gustav-Adolf-Vereins mit glänzendem Erfolge, dann veranstaltete er ein eigenes Konzert, in welchem er ein Quartett von Beethoven recht unkünstlerisch vortrug, dagegen mit der erwähnten Phantasie und den Ungarischen Weisen wieder großen Beifall hervorrief. Seither ist er nicht mehr in Berlin gewesen, auch verlautete wenig von seiner künstlerischen Thätigkeit; nur

Digitized by Google

bei einer Gelegenheit erscholl sein Name vielfach, als er Brahms in irgend einer Zeitung beschuldigte, bei der Veröffentlichung seiner vierhändigen Ungarischen Tänze nicht genau angegeben zu haben, daß sie nicht von ihm direkt komponiert, sondern nur gesetzt waren (auf dem Titelblatte war das übrigens angegeben). Die Geschichte hat seiner Zeit viel Staub aufgewirbelt, Brahms schwieg mit vollem Rechte, es bedurfte keines Beweises, daß ihm Unlauteres ganz fern liege, und Reményi's künstlerischer Ruf hat bei diesem Angriffe nicht gewonnen. Doch wäre es ungerecht von diesem einen Vorfalle auf seinen Charakter zu schließen, ihn zu verdammen. Er war fanatischer Anhänger Liszts und der neudeutschen Schule, gegen die Brahms sich einmal im Verein mit Joachim und Herrn Bernh. Scholz öffentlich erklärt hatte, nur aus dieser künstlerischen Gegnerschaft, nicht aus irgend welchen persönlichen Motiven ist Reményis Verhalten zu erklären. Sein Herz war gut, er zeigte immer offenen Charakter, Ränke schmieden, Ohrenbläsereien konnten ihm nie vorgeworfen werden. Aber eitel und prahlerisch, durch äußerliche Erfolge in seinen Fehlern bestärkt, wollte er wohl als der Fahnenträger der Partei glänzen, und trat gegen den Künstler in die Schranken, dessen ganze Wesenheit als Gegensatz der Richtung galt. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so bedeutendes Talent und ein im Grunde guter Mensch sich auf Abwege verleiten ließ. Da war Mischka Hauser, ebenfalls ein ungarischer Geiger, der 1864 in Berlin erschien und 23 mal im Kroll-Theater aufgetreten ist, ein ganz anderer Mann! Der konnte garnicht auf Abwege geraten, weil er durchaus keinen anderen Weg suchte, als den der Reklame und des Geldmachens. Er war durch die ganze Welt gereist, auch auf Otaheiti gewesen, hatte dort vor der Königin Pomare gespielt und von ihr

Digitized by Google

Lobeserhebungen erhalten; dieses Abenteuer tischte er überall auf, ließ es mit allen möglichen Ausschmückungen von den Zeitungen ausposaunen und in dieser Weise die Neugierde der großen Masse erregen. Er war ein talentvoller Geiger, sein Vortrag Mozartscher Adagios ward selbst von Kennern als ausdrucksvoll und vornehm bezeichnet. Aber an dieser Anerkennung lag ihm nichts, er gestand ganz frei, daß er in keiner Stadt auftrete, in welcher sein Konzert vor der Pomare nicht vorher genau bekannt geworden war, und als ich ihm einmal bemerkte, daß diese Art der Ruhmsucht doch eigentlich eine recht unkünstlerische, seines Talentes nicht würdige wäre, fuhr er mich an: „Was verstehen denn Sie? So geigen wie ich können viele, aber vor der Königin Pomare gegeigt hat keiner.“ Ich habe diese Äußerung noch bei seinen Lebzeiten in „Über Land und Meer“ erzählt. Er ist, wenn ich nicht sehr irre, erst vor kurzem gestorben.

Hier mögen noch einige sonderbare Zwischenfälle aus dem Jahre 1862 erwähnt werden, sie bieten Beweise, wie oft in der Welt das Verkehrte von dem geschieht, was man zu erwarten berechtigt ist und wie das Unbedeutendste zu großem Schaden gereichen kann. Im April kam eine Oper von Jean Bott im Königlichen Opernhause zur Aufführung, „Actäa, das Mädchen von Korinth“; das sehr wirksame Textbuch war von Rodenberg gedichtet, mit Benutzung von Alexander Dumas' Roman „Néron“. Ich hatte der Redaktion der „Leipziger Signale“ einen Bericht über die erste Aufführung versprochen und besuchte die Generalprobe. Mir war eine Oper von Bott, die vor Jahren in Wiesbaden aufgeführt worden, noch ganz gut erinnerlich; sie hatte so absolute Talentlosigkeit für dramatische Erfindung dargethan, daß meine Erwartungen der neuen gegenüber sich an den

Digitized by Google

geringsten Maßstab hielten. Doch auch der war noch zu hoch, und ich konnte mich nicht enthalten, meine Mißbilligung zu äußern. Nach der Probe versammelten sich die Freunde Rodenbergs in einem Weinhause, wo auch ich mein Mittagsmahl einnahm. Bott wandte sich mit der barschen Frage an mich: „Hören Sie, Sie haben meine Oper schlecht gemacht und zwar gleich von Anfang.“ „Wie sollte ich nicht“, lautete meine Entgegnung, „wenn gleich im Anfange der ersten Takte der Ouverture Ton für Ton dem Andante der A-moll Symphonie Mendelssohns entnommen sind! Nicht ich habe Ihre Oper schlecht gemacht!“ Herr Bott schwieg verlegen; aber Rodenbergs Freund, Gustav Rasch,*) sprang auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie in näselndem Tone: „Ich werde mich an meinen Freund Kossack wenden, er muß über die Oper schreiben und all diesen Intrigen ein schmähliches Ende bereiten.“ Kossack, damals der witzigste, fast einflußreichste Kritiker Berlins, war langjähriger Mitarbeiter der „Signale“, und da Rasch ihn seinen Freund nannte, so glaubte ich dem Dichter Rodenberg, der sich mir so freundlich gezeigt hatte, keinen besseren Beweis meiner aufrichtigen guten Gesinnung bieten zu können, als daß ich den Redakteur der „Signale“ bat, mich von meinem Versprechen den Bericht zu schreiben, zu entbinden und sich an Kossack zu wenden. Das geschah; und Gustav Raschs „guter Freund, der allen Intrigen ein schmähliches Ende bereiten“ sollte, sandte eine viel schonungslosere, viel

*) Gustav Rasch (†) war seinerzeit ein ziemlich bekannter demokratischer Schriftsteller; einer der excentrischen, gutmütigsten Narren, den ich je gekannt habe. Sein hin und her wackelnder Gang, seine bis an die Ohren reichenden Stehkragen, sein näselndes, schrilles Organ, erregten immer meine Heiterkeit. Sein Charakter ward als der eines braven Mannes gerühmt.

Digitized by Google

witzig-boshaftere Kritik, als ich sie je geschrieben hätte. Rasch ließ die Nase hängen. Ein Brief, den er später an einen anderen Freund richtete, in welchem er nach gewohnter überspannter Art auf die „Unverläßlichkeit und Treulosigkeit der besten Bekannten", auf die „ehrenhafte Unabhängigkeit mancher Fremden" anspielte, ließ erkennen, daß er sein Unrecht gegen mich eingesehen hatte. Ein anderer Zwischenfall bietet eine ernstere Seite, ist aber noch bezeichnender für die verschiedenen Wandlungen, die eine ganz absichtslose Äußerung erfährt, für die unsichtbaren Gefahren, die den Menschen umschweben, wie für meinen gänzlichen Mangel an praktischem Sinn. Im September 1862 wurde Meyerbeers „Feldlager in Schlesien" auf der Hofbühne gegeben; nach meiner Ansicht ist der zweite Akt das Beste, Einheitlichste, echteste Deutsche, was Meyerbeer geschrieben hat. Nach der Vorstellung kamen mehrere Genossen der Tafelrunde bei Schubert (jetzt Lantsch) zusammen, unter ihnen auch Truhn. In lebhaftem Gespräche ließ ich mit Hinweisung auf die drei verschiedenen Umarbeitungen und Titel der Oper „Feldlager" „Vielka" (in Wien) „Nordstern" (in Paris) einen Witz fallen, wie man ihn eben beim Glase Bier in lustiger Gesellschaft ausspricht, ohne damit irgend welches Urteil zu verbinden. Truhn fragte, ob er den viel belachten Witz gelegentlich anbringen könnte; ich hatte nichts dagegen. Wenige Tage darauf erschien in der von Glasbrenner geleiteten Montagszeitung ein langer Bericht über das „Feldlager", der mit den Worten schloß: „Die Oper ist christlich und jüdisch zugleich, dreimal umgetauft" u. s. w. Bei der nächsten Begegnung mit Truhn verhehlte ich ihm meine Mißbilligung dieser Art der Verwendung eines Bierhauswitzes nicht, und bemerkte, daß derselbe höchstens in einem Feuilleton-Winkel, niemals in einer ernsthaften Be-

Digitized by Google

sprechung Platz finden durfte. Truhn war sehr verlegen, antwortete ausweichend. Sechs Wochen später erfuhr ich durch den verstorbenen Hermann Mendel, der das Musikalische Konversations-Lexikon herausgab, daß Meyerbeer sich über diesen Ausfall bitter beklagt hätte, und daß Truhn ihm hierauf ein Schreiben mit der Versicherung sandte — — — ich sei der Verfasser der Kritik. Ich teilte diese überraschende Nachricht den Herren mit, welche an jenem Abende bei Schubert am selben Tische mit mir gesessen hatten, und sie behandelten Truhn mit großer Zurückhaltung. Da schrieb er mir einen Brief, der mit den Worten beginnt: „Lieber Ehrlich, eine Dummheit gebiert die andere", dann weiter „die größte Dummheit war, daß ich die Entschuldigung schrieb und Ihren Namen hineinzog." Mit diesem Briefe ging ich zu Meyerbeer, um ihn von dem wahren Sachverhalte zu unterrichten. Er empfing mich sehr freundlich und meinte, der unangenehme Zwischenfall bringe ihm den Vorteil, daß er mich wieder einmal sähe. Die gutmütig-ironische Bemerkung war eine wohlverdiente; Meyerbeer hatte sich bei meiner ersten Anwesenheit in Berlin (1852) so liebenswürdig gegen mich benommen, daß er meinen Besuch wohl erwarten durfte — ich aber in meiner unpraktischen Scheu hatte es unterlassen, die Bekanntschaft zu erneuern. Wenn mir Herr Mendel nicht zufällig begegnete, wenn mir also Truhns Streich verborgen blieb, so mußte Meyerbeer mir heftig zürnen, und hätte, wenn ich irgendwelche künstlerische Vorteile anstrebte, bei denen sein Einfluß ins Gewicht fiel, sie gewiß nicht gefördert. So ist's aber in der Welt beschaffen!

Ein Rückblick auf jene Zeit erinnert mich noch an einige interessante Bekanntschaften. Ich nenne zuerst Lassalle; Bülow führte mich (Juni 1862) zu diesem Manne, den er

Digitized by Google

als einen der merkwürdigsten, die je gelebt haben, bezeichnete, der ihm neben Bismarck und Schopenhauer als einer der Regeneratoren des Jahrhunderts erschien. Ich teilte diesen Enthusiasmus nicht ganz; Lassalle's großartige Gelehrsamkeit,*) seine Genialität erregte meine höchste Bewunderung; aber seine weit ausgreifende Thätigkeit für die Arbeiterbewegung — und diese hat seinem Namen unendlich mehr Verbreitung gegeben, als die gelehrten Werke — konnte in mir niemals die Überzeugung erwecken, daß ihn innerstes Bedürfnis leitete, oder aus warmem Herzen entspringende Sorge um das Wohl der Männer, die sich und ihre Familien mit unsicherem Tagelohne, ohne Aussicht für die Zukunft ernähren müssen. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß er aus Eitelkeit und Herrschsucht den Weg betrat, auf dem er allein mit der ihm eigenen Kühnheit, Genialität und Energie vorwärts stürmte. Mir wollte es nicht einleuchten und leuchtet mir auch heute nicht ein, daß ein Mann, der in seinem Hause die feinsten luxuriösesten Soupers und Diners „en tout petit comité" veranstaltete,

*) Im „Philosophisch-geschichtlichen Lexikon" des Professor Noack, dessen ganze Tendenz solchen Geistern wie Lassalle nicht günstig gestimmt ist, findet sich folgende merkwürdige Stelle über dessen Werk „Die Philosophie Herakleito's": Nachdem zuerst Friedrich Schleiermacher den Versuch gemacht hatte, die Lehren des Herakleitos aus den Trümmern seines Werkes und aus den Zeugnissen der Alten darzustellen, ist durch Ferdinand Lassalle (1858) das Quellenmaterial zur Kenntnis der Lehre des Ephesiers mit solcher Vollständigkeit zusammengestellt, und zugleich mit einer so mustergiltigen Ordnung und geistvollen Gründlichkeit benutzt und verarbeitet worden, daß die Herakleitische Forschung fernerhin nur in dem Studium dieses klassischen Werkes bestehen kann, welchem nur der eine Fehler anhaftet, daß Lassalle die Lehren des alten Ephesiers zu sehr vergeistigt oder vielmehr hegelianisiert und allzuviele moderne Anschauungen hineingetragen hat.

Digitized by Google

der wahre überzeugte Vertreter der Klasse von Menschen sein konnte, die vom Schicksale zu hartem täglichen Kampfe um das Dasein bestimmt sind. Wäre er wirklich von dem Bewußtsein einer „Mission" erfüllt gewesen, nicht von dem fieberhaften Bedürfnis nach Aufregung, von dem Bestreben, die Augen der Welt auf sich zu lenken, so hätte er nicht sein Leben aufs Spiel gesetzt und geopfert im Duelle — er, der entschiedenste und lauteste Gegner dieser Art der Genugthuung! — noch dazu aus ganz wahnwitziger Leidenschaft*) für eine Dame, und nun gar für Helene von Dönniges! Doch was hier gesagt ward, gilt nur vom Agitator für die Arbeiter und kann die gewaltige Bedeutung der Persönlichkeit nicht beeinträchtigen. Ein Mann, der als 23jähriger Jüngling von Heine, der mit seinem Lobe sparsam umging, dem Herrn von Varnhagen in poetischen Worten auf das wärmste empfohlen wurde, den einige Jahre später der große Alexander von Humboldt „unseren bösen Freund" nennt und in jeder Weise zu schützen sucht, dem Boeckh Anteil schenkt, für den sich sogar Gneist in der fatalen Liebesaffaire verwendet, dem Bülow und Lothar Bucher aufrichtige Freundschaft weihten, ein Mann, der das erreichte, und zu gleicher Zeit die elegante, leichtlebige Gesellschaft vollkommen zu bezaubern verstand, ist jedenfalls eine ganz

*) Er selbst schrieb darüber: „Meine Dummheit richtet mich hin! Der Gewissensbiß frißt mich auf! . . . . Noch mehr vielleicht als des Mädchens Verlust zerbricht mich meine Gimpelei. Wenn ich sie nicht durch einen Sieg ausgleichen kann, verachte ich mich selbst für immer auf das Schnödeste!" Und gleich am Tage nachher: „Ich bin an allem Schuld; ich hatte acht Tage lang den Vogel in Händen. Was nun? Ich weiß es nicht. Nur das eine weiß ich: Ich muß Helenen haben. Arbeiterverein, Politik, Wissenschaft, Gefängnis, alles ist mir absolut verblaßt in meinem Innern bei dem Gedanken, Helenen wieder zu erobern." Darf ein Volkstribun so reden?

Digitized by Google

merkwürdige Erscheinung. Auch sein Äußeres war geeignet, die Aufmerksamkeit zu erregen. Seine Züge ließen zwar die jüdische Abstammung erkennen, aber die hohe Stirn unter dem dichten Kraushaar, das blitzende Auge, der fest geschlossene Mund, der Ausdruck des Selbstbewußtseins, die Überlegenheit in Miene und Gebahren mußten überall Wirkung hervorbringen. Sein Verehrer und Biograph Georg Brandes nannte ihn grand oseur et grand poseur.

Er wohnte Bellevuestraße 13 im Erdgeschosse; seine Wohnungs-Einrichtung war überfein, sein Hausanzug gesucht elegant; das wäre mir nicht besonders aufgefallen; hatte doch Benjamin d'Israeli, der spätere Premierminister Englands und Peer Lord Beaconsfield, in seinen jüngeren Jahren die Rolle des excentrischen Dandy gespielt; aber der gehörte der aristokratischen, der Tory-Partei an, nicht der demokratisch-sozialistischen. Nach einigen freundlichen Empfangsworten führte uns Lassalle in seinen Garten, wo er eine Scheiben-Schießstätte für Pistolen ohne Knall eingerichtet hatte. Wir versuchten jeder einen Schuß — mit ziemlich gleichem Ungeschick. Ich erinnerte mich an diese Übung, als die Nachricht von seinem unglücklichen Duelle nach Berlin kam.

Mein Besuch dauerte nicht lange, ich bin ihm nur noch zwei- oder dreimal begegnet, glaube auch nicht, daß meine Persönlichkeit ihm sehr zugesagt hat. Nichtsdestoweniger bedauerte ich seinen Tod auf das tiefste, mir war nicht ein Augenblick zweifelhaft, daß in ihm ein großartiger Geist gelebt hat, der zuletzt zum Heile der Menschheit wirken konnte. Allerdings wäre, wenn er leben blieb, ganz gewiß eine Veränderung seiner Überzeugung eingetreten. Der Gedanke, daß Lassalle ein Genosse der Tölkes, Liebknecht, Bebel u. s. w. hätte werden können, daß er sich gar von ihnen ins Schlepptau nehmen ließ, wird wohl niemandem ein-

Digitized by Google

fallen; er hätte höchst wahrscheinlich nach den greulichen Attentaten Hödel und Nobiling für das Sozialisten-Gesetz gestimmt. Eine andere Frage, die ungelöst blieb, ist die: Wenn es ihm gelungen wäre, die Ehe mit Helene von Dönninges zu schließen, wie lange hätte die gedauert? Ich bin dem Fräulein von Dönniges, verwitweten Frau von Racovitza*) separierter Frau Friedmann (mit wem sie weiter verheiratet war, weiß ich nicht mehr) im Winter 1862/63 einige Male in Gesellschaft begegnet, habe aber nur kurze Gespräche mit ihr geführt. Es war ja von jeher mein „Pech", daß ich gegen eine gewisse Gattung „femmes supérieures" eingenommen war, besonders aber gegen die von deutscher Nationalität eine unüberwindliche Scheu fühlte, denn diese setzen sich über alle Schranken der Weiblichkeit nicht mit der leichten Anmut der Französin oder Ruffin hinweg, sondern mit zur Schau getragener Plumpheit und ungeschickter Koketterie. Ich bewunderte das wirklich blendende Äußere des Frl. v. D., ihr Gebahren erregte meinen Unmut in solchem Maße, daß ich in einer Gesellschaft, in der sie sich mit einem eleganten, philosophierenden Militär sehr ungezwungen unterhielt, eine beißende Bemerkung ziemlich laut fallen ließ. Der verstorbene Professor Nohl, der 1876 in Bayreuth beim Wagner-Bankett in der Antwort auf eine Rede von Franz Duncker „Sieglinde" als „das herrlichste, edelste Weib" pries, — es wird hiervon noch die Rede sein — hat auch Frau von Dönniges-Racovitza-Friedmann ꝛc. in Prosa besungen; das genügt!

*) Madame Helene Racovitza, Prinzesse Ghika née de Dönniges, nannte sie sich auf ihren schwarz beränderten Visitenkarten nach dem Tode des ersten Mannes. Siehe Lesehalle, Beiblatt des Berliner Tageblattes „Lassalleana" von Reinhold Schlingmann, der jahrelangen Umgang mit Lassalle gepflogen hatte.

Digitized by Google

Eine andere vielleicht nicht so hochinteressante, aber in der Erinnerung angenehmste Bekanntschaft, die des jetzigen Hofrates, Professors und Ober-Bibliothekars der Heidelberger Universität Zangemeister, verdanke ich einer Wechselwirkung zwischen Bach-Sophokles. Ich wohnte 1862 eine Zeit lang in der Mittelstraße 7. Im Nachbarzimmer wurde öfters Klavier gespielt, vorzugsweise Bachsche Fugen, während ich mich gerade ziemlich vergeblich abmühte, den Oedipus auf Kolonos im Original zu lesen. Ich vernahm, daß mein Zimmernachbar Philologe sei und beschloß, ihn um seine Meinung über eine Stelle der Tragödie anzugehn und dafür eine Bemerkung über Fugenspiel anzubieten. So entstanden unsere Beziehungen. Der Klavierspieler war ein schmächtiger, schlichter junger Mann mit intelligenten Zügen, sprach noch den Sächsisch-Gothaischen Dialekt, studierte klassische Philologie, bestand im Frühjahr die Doktor-Prüfung cum laude, und verließ Berlin. Als er mich 1866 besuchte, war er ein vornehm aussehender Herr geworden, dem man auch nicht mehr die thüringische Abstammung anhören konnte. Wissenschaftliche Arbeiten in Rom, Pompeji und Neapel, im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften ausgeführt, hatten ihm schnell eine ehrenhafte Stellung gesichert; 1874 sandte ihn die badische Regierung nach Paris, um eine Anthologie photographieren zu lassen, 1875 die Wiener Akademie der Wissenschaften nach England, um Handschriften zu prüfen. Der Musik ist er immer treu geblieben. Im Jahre 1886 schrieb er mir: „Ich werde nicht vergessen, wie viel Anregung und Aufklärung ich Ihnen in musikalischer Beziehung verdanke, namentlich in Bezug auf Bach".

Digitized by Google

VI. Kapitel.

(1863—65.) Liszts Rhapsodie Hongroise Nr. 2 und deren Entstehung. Liszt als Künstler und Mensch.

Belloni und Sivori. Die Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde, unter Bülows Leitung. Zwischenfall.

Anfangs des Jahres 1863 kam der Geigenvirtuose Sivori mit seinem Sekretär Belloni nach Berlin. Der letztgenannte war in den vierziger Jahren der beständige Begleiter Liszts, dessen Konzert-Anordner und Geldverwalter. 1853, wo er mit dem Pariser Verleger Escudier*) in engem Bunde stand, hat er meine Konzerte in Paris als Agent besorgt, und sich dafür ganz gut bezahlen lassen. Nunmehr war er Sivoris Faktotum. Dieser Belloni gehörte zu jener Gattung schlauer Italiener, gegen welche der „geriebenste" Deutsche gar nicht, oder nur sehr schwer aufkommt. Ich habe den Theater-Agenten Röder ge-

*) Die Brüder Escudier — ich habe sie in „Kunst und Handwerk" als Brüder Blaguéoni, den Belloni als Apaltone geschildert — genau wahrheitsgetreu zu beschreiben, ist unmöglich, ich kann nur sagen, daß, wenn mir ein anderer von ihnen erzählte, was in meinen eigenen Beziehungen zu ihnen vorgekommen ist, ich ihn für einen Verleumder gehalten hätte.

Digitized by Google

kannt, der seinerzeit als der schlimmste und gewandteste bezeichnet ward, den alle Hofintendanten und Direktoren haßten und keiner entbehren konnte, weil die meisten berühmten Künstler nur durch seine Vermittelung Gastspiele oder feste Anwerbung abschlossen.*) Aber Röder war bei seiner Habsucht und sonstigen Eigenschaften ein aufgeblasener eitler Geck, dem einer, der seiner nicht bedurfte, bittere Wahrheiten sagen konnte, ich glaube sogar, es gab Momente, da er aufrichtig zu sein versuchte, wie denn auch der spitzbübischeste Deutsche immer noch einen kleinen Rest von ehrlicher germanischer Plumpheit bewahrt, die freilich den Umgang mit ihm noch unangenehmer gestaltet, als wenn man von vornherein weiß, daß man ihm nie trauen darf. Belloni dagegen benahm sich immer höflich und rücksichtsvoll, wußte seine Zweizüngigkeit immer so geschickt einzurichten, daß man ihm nichts beweisen konnte, geschweige denn Unangenehmes sagen durfte.

Sivori kam auf Einladung der Königin Augusta nach Berlin, er war ihr in Baden-Baden vorgestellt, und sehr gnädig empfangen worden; so lange er in Berlin weilte, wirkte er in jedem Hofkonzert mit. Wir kannten uns von Paris her, ich schätzte ihn nicht sehr als Musiker, wohl aber immer als freundlichen, gutmütigen Menschen. Er wohnte bei Direktor Engel im Krolltheater, wir erneuten unsere Bekanntschaft. Kaum merkte Belloni, daß ich mit dem Grafen Redern, Chef der Hofmusik, verkehrte und

*) Gerade wie jetzt die Mitwirkung von d'Albert, Bülow, Joachim, Rubinstein, der Sembrich, Barbi und vieler anderer nur durch die Vermittelung der „Konzertdirektion" Wolff zu erlangen ist. Übrigens sei hier gleich bemerkt, daß Herr Wolff durchaus nicht mit jenem Röder verglichen werden darf, — selbst seine Feinde greifen nur das Gebahren an, nicht den Charakter.

Digitized by Google

zu der Presse in einigen Beziehungen stand, da teilte er mir eine ganze Menge Pläne mit, wie ich mit Sivori zusammen Konzerte geben und durch seine geschickte Manövrierung zu einem Hofkonzerte berufen werden sollte, da er das ganz leicht durchsetzen könne. Jeden Tag kam er mit neuen Vorwänden und Gründen, mit neuen Beweisen wie das nächste Hofkonzert schon vollständig festgestellt sei, mit Versprechungen, daß selbst Sivori ihm in meiner Gegenwart sagte, er möge solche Unwahrheiten vermeiden. Als ich dann in einem Konzerte von Radecke wieder aufgetreten bin und Beethovens Es-dur-Konzert mit gutem Erfolge vorgetragen hatte, — Bülow befand sich unter den Zuhörern und gab immer den ersten Anlaß zum Beifalle, — und mich entschloß, ein eigenes zu veranstalten, da bot Sivori sich selbst als Teilnehmer an; aber es sollte anders kommen. Ich war mit ihm bei dem Kommerzienrat Friedeberg (†), einem liebenswürdigen Künstler- und Gastfreunde zu einer Abendgesellschaft geladen. Mein Spiel fand vielmehr den Beifall der Gesellschaft, als das seinige, hauptsächlich aus dem Grunde, weil mein Name fast ganz unbekannt war und man von mir wenig erwartete und mein Vortrag sich von abgebrauchten süßlichen Schnörkeln fern hielt, aus denen er gar nicht mehr herauskam. Von dem Augenblick an vollzog sich eine Änderung in Bellonis Sinnesart, die er trotz aller Schlauheit nicht ganz verbergen konnte. Bisher wollte er mich nur durch Versprechungen günstig gestimmt erhalten, nunmehr suchte er mir zu schaden. Um den Eindruck meines Vortrages zu schwächen, ließ er Sivori an dem Abende noch so viel spielen, daß die Zuhörer sich zuletzt aus dem Saale entfernten und im Nebenzimmer ganz laut plauderten. Dann hielt er mich während Sivoris Reise in den Provinzen immer in der Zuversicht, daß dieser das anberaumte Kon-

Digitized by Google

zert mit mir gemeinschaftlich geben würde. Erst wenige Tage vorher, als sämtliche Anordnungen getroffen waren, sandte er plötzlich Nachricht, Sivori sei stark unwohl, und müßte einige Wochen unthätig bleiben. Das war eine unwahre Ausflucht, denn Sivori spielte bereits zehn Tage später wieder in kleinen Städten; mein Konzert aber mußte aufgeschoben oder ganz aufgegeben werden, wenn nicht die liebenswürdige Artôt, die ich bei Friedeberg kennen gelernt hatte, in edelster Weise ihre Mitwirkung anbot. Belloni ließ sich nicht mehr sehen, mehrere Jahre später begegnete ich ihm in Baden-Baden, wo er der Carlotta Patti als Sekretär und Konzert-Anordner diente. Seit mehr als zehn Jahren habe ich nichts mehr von ihm vernommen.

Im Winter 1863 veranstaltete ich Trio-Soireen zuerst mit de Ahna und Espenhahn im Englischen Hause. Auf die Empfehlung Bülows wurden wir drei nach Leipzig von der Musikgesellschaft Euterpe eingeladen, in einem ihrer Konzert-Abende das Programm unseres ersten Abends Rubinsteins B-dur Trio, Bachs Toccata D-moll mit den zwei Fugen Beethovens, Romanze für Violine und Trio in B-dur, zu wiederholen. Wir erhielten dafür ein Gesamthonorar von — 50 Thalern d. h. 16 Thalern 20 Silb. für jeden; nach Abzug der Reise- und Aufenthaltskosten blieben mir achtzehn Mark.

Nach der Rückkehr wurde ich krank und mußte die zweite Trio-Vorführung verschieben. Der gute de Ahna sollte indessen die Vorkehrungen treffen. Da seine Einnahmen damals noch sehr geringe waren, und wir nur wenige Abonnenten gewonnen hatten, scheute er sich meine Aufträge auszuführen, und die Verantwortlichkeit für etwaige Verluste mit zu übernehmen. Als ich mich, nach vielen Schmerzen endlich soweit hergestellt fühlte, daß wir ans Werk gehen konnten, war absolut nicht die mindeste Vorbereitung getroffen. Es kam zu

Digitized by Google

einer unliebsamen Erklärung zwischen de Ahna und mir; er trennte sich, war aber so erzürnt, daß er die unfeine Handlung beging, am nächsten Abende, bei welchem Rehfeldt an seiner statt wirkte, sich in die vorderste Reihe als Zuhörer zu setzen. Daß ich ihm keinen Groll nachtrug bewies am besten zwei Jahre darauf meine Mitwirkung in seinem Konzerte. De Ahna war ein trefflicher Künstler, ein sehr guter Mensch, ein musterhafter Gatte und Vater; nach manchen Jahren mühseligsten künstlerischen Erwerbes ward ihm endlich die verdiente Anerkennung zuteil; 1868 erhielt er die Stelle eines Konzertmeisters der Königl. Kapelle. 1869 berief ihn Joachim als Lehrer in die Königliche Hochschule und als zweiten Geiger im Quartette, dann veranstaltete er selbst populäre Trio-Abende mit Prof. Barth und Hausmann, die zahlreichen Besuch anzogen. Unermüdlich fleißig vervollkommnete er sich in seiner Kunst, vermehrte seine Einkünfte bedeutend, genoß allgemeine Achtung als feiner Künstler und guter liebenswürdiger Mensch und konnte einer behaglichen Zukunft entgegen sehen. Ein tückisches Herzleiden verbitterte ihm die letzten Lebensjahre, die im November 1892 endeten.

In den letzten Monaten des Jahres 1863 trat Bülow mit einem bedeutsamen Unternehmen hervor, das ihm Gelegenheit bot, seine großartige Begabung als Dirigent zu zeigen: er veranstaltete im Verein mit mehreren angesehenen Persönlichkeiten aus Adels- und Finanzkreisen die „Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde," in welchen neben den Meisterwerken der klassischen Musik auch Werke der Neuzeit vorgeführt werden sollten. Das erste, in welchem er Liszts damals noch ganz unbekanntes Es-dur Klavier-Konzert spielte und Beethovens Neunte mit der ihm eigenen Energie, Sicherheit und großartigen Auffassung dirigierte,

Digitized by Google

nahm einen glänzenden Verlauf. Doch fanden die späteren nicht den verdienten Zuspruch; noch war die Zeit nicht gekommen, in welcher das Berliner Publikum sich aus den bequemen Gewohnheiten zur Anteilnahme an Ungewohntem beleben ließ. Das vierte Konzert im März 1864, in welchem Liszts symphonisches Vorspiel und Chöre zu Herders „Prometheus" zu Gehör kamen, erzeugte Mißhelligkeiten zwischen Bülow und einigen Berichterstattern, auch fand aus demselben Anlasse ein Schriftwechsel zwischen ihm und mir statt, der eine lange Unterbrechung unserer Beziehungen herbeiführte. Ich würde diesen Zwischenfall heute gar nicht berühren, hätte er nicht einen Brief Liszts veranlaßt, der mit einem der sonderbarsten Ereignisse meines Künstlerlebens zusammenhängt: mit meinem sehr starken Anrechte auf die allbekannte Rhapsodie Hongroise Nr. 2. Ich muß zur genauen Darlegung dieser Angelegenheit ziemlich weit zurückgreifen.

Im Jahre 1846 lebte Liszt eine Zeit lang in Wien. Ich war gerade von meinen Irrfahrten zurückgekommen und fristete ein recht kümmerliches Dasein. Ich hatte auf einem Gute in Ungarn eine Sonate komponiert, die sandte ich ihm anonym, er ließ mir durch seinen Belloni viel Schönes sagen und zu sich laden. Nachdem ich über die Lieder des zufällig in Wien anwesenden Rob. Franz eine Studie für ein Blatt „Die Gegenwart" geschrieben hatte — es war die erste Kritik, die aus meiner Feder floß — zeigte mir Liszt vielen Anteil, erkundigte sich nach meinen Verhältnissen, über die ich nie gesprochen hatte und fragte, ob ich denn nichts Kleineres, den Verlegern Bequemeres komponiert hätte, als die Sonate und die Symphonie, an der ich gerade arbeitete. Da spielte ich ihm einige „Ungarische Fantasien" vor, sie gefielen ihm, und ich bat ihn, da er sich eben zur Konzert-

Digitized by Google

reise nach Ungarn rüstete, einige dieser Sachen in Pesth vorzuführen, es wäre mir dann ein Leichtes, ein anständiges Honorar zu erlangen. Er versprach es und meinte, ich sollte ihn daran erinnern lassen. Das that ich auch und schrieb an den Verleger Treichlinger. Dieser antwortete, er habe „meine Bitte dem Herrn Doktor vorgetragen", ich möge ihm einstweilen das Manuskript senden und gleich den billigsten Preis dafür angeben. In meinem thörichten Stolze schrieb ich zurück, es wäre mir nicht eingefallen, ihm Etwas anzutragen, meine Absicht ginge nur dahin, den Herrn Liszt an sein gütiges Versprechen zu erinnern, der hätte ja die Abschrift und könne den Preis bestimmen. Die Sache ward vergessen, ich ließ das Ding liegen, im Jahre 1851 schenkte ich eine Abschrift der verstorbenen Gräfin Henckel, Mutter der Gräfin Saurma-Jeltsch; ihr Gemahl hatte mich nach meinem Konzerte in Wien auf sein Gut Wolfsberg in Kärnthen eingeladen, und ihr gefiel der „beliziöse" Ungarische ganz besonders. Im Jahre 1852 auf der Reise nach Paris besuchte ich Liszt in Weimar; er wohnte mit der Fürstin Wittgenstein auf der Altenburg und spielte mir seine neueste Rhapsodie vor. „Aber," rief ich, „das ist ja die ungarische Fantasie, die ich Ihnen 1846 gegeben, damit Sie sie in Pesth spielen." »Comment«, antwortete Liszt, »j'ai cru que c'étaient des motifs que vous aviez arrangés!« »Oui des motifs, mais les miens.« »Ah alors j'écrirai sur le titre d'après des motifs de Mr. Ehrlich.« Die Fürstin*) mischte sich nun in das Gespräch, und die Angelegenheit war beendet. Am anderen Tage besuchte mich Liszt, führte mich in Weimar herum,

*) Die Fürstin machte auf mich einen unangenehmen Eindruck; sie nahm manchmal un petit air minaudant an, das einer nicht mehr jungen Dame nicht gut stand; dann rauchte sie immer lange, starke Cigarren, was damals noch zu den ungewöhnlichen Erscheinungen in der Damenwelt gehörte.

Digitized by Google

zeigte mir alle interessanten Punkte, gab mir Empfehlungen nach Paris an die Gräfin Kalergi (spätere Madame de Mouchanoff), an Berlioz u. s. w., und war so unwiderstehlich bezaubernd, wie nur er allein das zu sein vermochte. Ich dachte nicht mehr an meine Fantasie. Erst in späteren Jahren, als diese Rhapsodie gerade die beliebteste und überall auch in Orchester-Übertragungen gespielt wurde, kam mir manchmal doch der Gedanke, meinen sehr starken Anteil an den Erfolgen in Anspruch zu nehmen. Ich sprach mit Bülow davon, und er wollte Liszt veranlassen, eine neue Ausgabe zu veranstalten und die Stellen zu bezeichnen, die er meinem Manuskript entnommen hatte.*) Ich wartete und wartete, und es kam nichts. Warum ich nicht auf meinem Rechte bestand? Weil ich bei meinem unglückseligen Naturell gar oft dort aufbegehrte, wo ich nicht Recht hatte, dagegen mich apathisch verhielt, wo energisches Handeln durchaus geboten war, weil der Spruch Goethes, den ich auf das Titelblatt gesetzt habe, auf mein Leben paßt, wie kein anderer. Als nun im Jahre 1864 nach jenem Konzerte zwischen Bülow und mir jener Austausch gereizter brieflicher Äußerungen entstand, erklärte ich unter anderem, man habe kein Recht, mich zu den Feinden Liszts zu zählen, da ich doch gegenüber diesem nach der Benützung meines ihm anvertrauten Manuskripts mich so resignierend verhalten hätte. Diese Erklärung erhielt Bülow in Petersburg, wohin er inzwischen gereist war, sie mag ihn veranlaßt haben, Liszt aufzufordern, daß er sich über diesen Punkt ausspreche, und dieser schrieb mir folgenden Brief, der hier wörtlich wiedergegeben ist:

Il m'est trés agréable de remplir votre souhait Monsieur, de vous donner (sans combat aucun)

*) Seine Zuthaten beschränken sich auf die Baßfigur.

Digitized by Google

pleine satisfaction sur le terrain des Rhapsodies Hongroises. En publiant sous ce titre une sorte d'Antologie patriotique dont j'ai essayé de fixer le caractère dans mon volume sur les Bohémiens et leur musique en Hongrie, je ne prétendais nullement à un droit de propriété quant au fond des mélodies ni même par rapport à certaines particularités inséparables de leur mode d'expression; il me suffisait d'en devenir l'usufruitier et ma tâche de Rhapsode se bornait à une simple mise en œuvre aussi congénère que possible. En toute bonne foi j'étais donc autorisé à prendre mon bien partout ou je le trouvais, d'abord dans mes souvenirs d'enfance qui remontent à Bihary et autres célébrités ziganes, plus tard à travers champs au beau milieu de bandes de musicieus bohémiens d'Oedenburg, Pressburg, Pest etc. etc.. et enfin j'ai retenu et reproduit à ma manière beaucoup de motifs, traits et saillies caractéristiques, qui pendant une vingtaine d'années m'ont été communiqués avec une bienveillante profusion soit sur le piano, soit en notation, par les Comtes Amadé Apponyi, Szechényi, le Baron Angusz, Fay, Messieur Egréssy, Erkel Doppler Réményi — — — et vous, cher Monsieur Ehrlich; quel embarras de richesse n'est-ce pas? J'espère pourtant m'en être passablement tiré, moyennant les quinze Rhapsodies que vous connaissez. Elles protestent résolument et sur tous les tons, que je n'ai fait aucun tort à mes nombreux créanciers dans le domaine du Csardas, parmi lesquels j'ai plaisir à vous compter, en vous assurant de ma sincère

Digitized by Google

estime pour vos rares talents et de mes remercimens affectueux.

30 Mars 1864. Rome. J. Liszt.

Auf diesen Brief habe ich, obwohl mir, dem ehemaligen Korrespondenten der „Indépendance" und der „Nordischen Biene" die französische Sprache ziemlich geläufig ist, eine deutsche Antwort geschrieben. Ich bemerkte, daß doch ein gewaltiger Unterschied vorhanden sei zwischen der Benützung nationaler bereits bekannter Motive und der von ganz originalen, die ein junger Komponist einem Künstler anvertraute, daß ich es seinem Urteile überlasse, die Gefühle zu beurteilen, die mich überkämen, wenn ich diese beliebteste Rhapsodie hören muß und an deren Entstehung denke, an die Zeit, da ich in Not und Kümmernis ihm das Manuskript übergab mit der Bitte, ein Stück daraus in Pesth zu spielen, und daß ich mit dieser Erklärung die Angelegenheit als abgeschlossen betrachte.*) — So hat diese Sache geendet.

Um nun jeden Zweifel zu beseitigen, jedem etwaigen Versuche, meine Darstellung als unrichtig zu bezeichnen, von vornherein den Riegel vorzuschieben, bemerke ich: Bei allen Rhapsodien mit Ausnahme der Nr. 2 lassen sich die Motive aus alten nationalen ungarischen Liedern, die zugleich zu Tanzweisen dienten, genau nachweisen; die meisten, wenn nicht alle, waren schon vorher im Drucke erschienen. Von den Motiven der Rhapsodie Nr. 2 kann niemand den Ursprung nachweisen; niemand ist im Stande, aus der Zeit **vor** 1846 ein Lied oder einen Tanz vorzuzeigen, in welchen irgend eines dieser Motive vorkäme. Es ist also unbestreitbar, daß die Motive der Nr. 2 von mir herrühren.**)

Nun aber will ich gleich hier bemerken, daß die Erzählung dieser Thatsachen durchaus nicht den Zweck verfolgt,

*) Der Bogen war bereits gedruckt, als ich Treichlinger's Brief fand. Er steht im Anhange.

**) Ich weiß nicht ob ein Geiger von Asboth noch lebt, er war der erste der 1843 in Bukarest diese Fantasie von mir hörte.

Digitized by Google

Liszts Andenken herabzusetzen, daß ich noch heute eine schwärmerische Verehrung für Liszt hege, der bei all seinen Schwächen ein liebenswertester, wohlwollendster Mensch*) gewesen ist, eine Natur seltenster Art; an Geist, Bildung und gesellschaftlich bezaubernden Gaben der Erste unter allen zeitgenössischen Künstlern, dem keiner annähernd gleich kam in der Macht, die Gemüter zu gewinnen.

Die jetzige Generation, selbst irgend ein Schüler aus den fünfziger Jahren, vermag nicht sich einen Begriff zu bilden von der Art der Erfolge die Liszt bei seinem vormärzlichen Erscheinen in Deutschland 1838 eroberte; denn in jenen Zeiten, wo die Eisenbahnen im Entstehen waren, die Presse sich fast nur mit Kunst-Klatsch beschäftigte, war die Stellung des Künstlers eine ganz andere als jetzt, im Vergleiche mit unseren Tagen eine untergeordnete; nur der sich beliebt zu machen verstand, genoß einige Gunst des hohen Adels, besonders in Wien. Selbst Thalberg, der Fürstensohn, der im Hause seines Vaters, des Fürsten Dietrichstein lebte, beobachtete eine gewisse ehrerbietige Haltung gegenüber den hochadeligen Familien, wie etwa der Prinz eines kleinen souveränen Hauses vor dem großen Kronenträger, der ihn als Neffen behandelt. Aber Liszt durchbrach sofort alle gesellschaftlichen Schranken. In seinem ersten Konzerte das er zum Besten der Pesther Überschwemmten gab, spielte er das Konzertstück von Weber und eigene Kompositionen; man vernimmt ein Klavierspiel, wie man es nie geahnt hat, die Hörer bringen tosenden Beifall, der Enthusiasmus kennt keine Grenzen. Das alles galt dem Künstler. Aber dem

*) Selbst Mendelssohn, dessen Wesenheit nicht mit Liszt harmonierte, sprach in einem Briefe an seine Schwester die Überzeugung aus, daß Liszt ein wahrhaft guter Mensch sei.

Digitized by Google

Konzerte folgte ein Nachspiel, dessen Kunde die ganze Stadt von einer nie gesehenen Erscheinung durchflog.*)

Liszt war mit leichtem Schwunge vom „Podium" (Saalerhöhung, in Berlin „Estrade") in den Saal herabgesprungen, und hat mit den Hochadeligen, die auf den Bänken gesessen, in französischer Sprache eine Unterhaltung begonnen, „als wäre er ein naher Verwandter". Das nächste Konzert, das ohne Orchester stattfand, bot den noch nie gesehenen Anblick, daß auf dem „Podium" dicht um den Künstler Damen des höchsten Adels saßen, mit denen er sich während jeder Pause unterhielt. Und noch waren die Unterhaltungen im Gange — Politik gab es ja noch nicht! — da wurde eine noch wichtigere Neuigkeit erzählt: Liszt hatte bei der Fürstin Metternich, der Stolzesten der Stolzen, gespeist, sich mit einer schönen Nachbarin etwas lebhafter unterhalten, als es der Hausherrin gefallen mochte, diese unterbrach ihn plötzlich mit einer Frage über Venedig und ob er gute Geschäfte gemacht habe, und seine Antwort lautete: „Musik habe ich da gemacht, Madame la Princesse, nicht Geschäfte;" (alle diese Unterhaltungen wurden in französischer Sprache geführt). Der Eindruck all dieser Zwischenfälle auf das Publikum kann heute nicht mehr verstanden werden! Die jungen Künstler betrachteten Liszt als einen Gott! Und wie benahm er sich gegen sie, in welchem Gegensatze zu Thalberg! Während dieser nur nach schriftlicher Anmeldung sichtbar war (der Portier des Dietrichsteinschen Palastes besaß eine Liste der Personen, welche auch ohne solche vorherige Anmeldung zugelassen wurden) und seine Gäste immer im wohlgeordneten Salon und vorbereiteten Anzuge empfing,*) glich Liszts Wohnstube im Hotel „Stadt Frank-

*) Ich erzähle als Augenzeuge.

*) Nur vor mir, seinem Schüler, hat Thalberg sich im Schlafrocke sehen lassen.

Digitized by Google

furt" einem Heerlager aller Stände. Da kam ein kaiserlicher Oberhofmeister mit Aufträgen vom Hofe, dann ein kleiner Klavierspieler, der etwas vortragen wollte, hier saß ein Graf, daneben ein Guitarrespieler auf der Ecke seines Stuhles, damit er dem Hochgeborenen nicht zu nahe käme; und im Zimmer summte und schwirrte es von großen und kleinen Dichtern, Malern und Musikern. Gegen alle war Liszt gleich liebenswürdig, aber am liebenswürdigsten, bezauberndsten gegen jeden jungen Künstler, bei dem er Talent entdeckt hatte. War es verwunderlich, wenn ihm überall, wo er sich zeigte, ein Schwarm von Verehrern folgte, daß er angebetet, vergöttert ward, daß seine Abreise einem Triumphzuge glich? Aber nicht in Wien allein herrschte solcher „Liszt-Taumel"; die Berliner Karrikaturen aus den vierziger Jahren zeigen, daß die preußische Hauptstadt die österreichische in erhitzten Kundgebungen noch weit überbot. Und was mir der verstorbene Professor Rosenkranz in Königsberg von dem Aufenthalte Liszts daselbst erzählt hat, — es läßt sich hier nicht wiedergeben — beweist, daß in der Stadt der „reinen Vernunft" auch die Unvernunft zur Herrschaft gelangen konnte. Hinterdrein haben manche der früher ganz begeistert sich Gebahrenden über solche Vorfälle gespöttelt, und Liszt der Eitelkeit, des berechnenden Zuschautragens (Ostentation) beschuldigt. Natürlich! Wenn Leute sich an feurigem Weine berauschen, und hinterdrein Katzenjammer spüren, dann gestehen die wenigsten, daß sie zu viel getrunken haben, die meisten geben dem Weine Schuld!

Mit welchem Edelmut Liszt immer zu Werke ging, wo er künstlerische oder wohlthätige Zwecke fördern konnte, wie er durch die große Summe (etwa 30 000 Mark) die er vermittelst seiner Konzerte dem Beethoven-Denkmal zuwandte, dessen baldige Beendigung ermöglichte, die ohne seine

Digitized by Google

schöne That noch sehr lange hinausgeschoben war, wie als er von der Öffentlichkeit zurückgezogen, in bescheidenen Verhältnissen lebte, seine Hand jedem Unglücklichen helfend offen stand, daran möge die Nachwelt immer und immer wieder erinnert werden.

Als ausübender Künstler ist Liszt in der Gesamtwirkung unerreicht geblieben, im einzelnen wurde er von manchem Nachfolger übertroffen, von Bülow in der Einheitlichkeit des Vortrags klassischer Werke, von Tausig in der Unfehlbarkeit der Technik, von Rubinstein in der kolossalen Ausdauer,*) aber in der Nachhaltigkeit der Wirkung ist er einzig geblieben, weil er eben eine in ihrer Art einzige Erscheinung darstellte, weil sein Auftreten in Deutschland eben eine kaum gewohnte, noch nicht dagewesene Umwälzung im Konzertwesen und in der ausführenden Kunst hervorbrachte. Auch ist er der erste gewesen, der ohne jegliche Mitwirkung einen Konzertabend allein ausfüllte.

Seine Technik war eine ganz neue, für sich bestehende, aus den umfassendsten, gründlichsten musikalischen Studien hervorgegangene. Er brachte nicht nur ganz eigentümliche Zusammenstellungen von Passagen, sondern auch neue Tonwirkungen hervor. Diese Technik, dann die elektrisch zu nennende Unmittelbarkeit seines Vortrags, von der selbst Mendelssohn, der eine ganz entgegengesetzte Richtung einhielt, in seinen Briefen mit größter Bewunderung spricht, die merkwürdigsten Tonfärbungen, die blitzartigen jähen Wechsel verschiedenster Betonungen und Stärkegrade,**) die ungemeine Be-

*) Liszt beklagte sich in seinen Briefen, daß er 5—6 Stücke in einem Konzert spielen müßte, Rubinstein führte deren 25—30 auf einem Sitze aus.

**) Gleichwie schnell dahinziehende Wolken ein plötzliches Helldunkel erzeugen, daß die ganze Landschaft mit einem Male als eine ganz andere erscheint, und im nächsten Augenblicke wieder im hellsten Sonnen-

Digitized by Google

stimmtheit des Rhythmus und der Deklamation, die Phrasierung, welche den musikalischen Hauptgedanken klar andeutete, selbst wenn alles Nebenwerk manchmal in wirrem Durcheinander zerfloß, alles das wirkte gleichzeitig und bildete eine Erscheinung, wie sie nicht dagewesen und nicht wiedergekommen ist. Denn selbst Paganini, mit welchem die romantische Musikerperiode beginnt, kann Liszt nicht annähernd gleich gestellt werden. Sein Wirkungskreis war ein beengter, er hat sich als Musiker fast nie gezeigt, nur seine Kompositionen gespielt. Er ist auch ganz vereinzelt, ohne Nachwirkung geblieben; alle großen Geiger nach ihm haben eine andere Richtung eingeschlagen und sein einziger Schüler Sivori ist gewiß am wenigsten ein Vertreter großartiger dämonischer Leidenschaftlichkeit. Aber Liszt hat anregend nach allen Seiten hin gewirkt. Keiner vor ihm war mit solcher umfassenden Kenntnis der gesamten Musiklitteratur, mit solchem Erfassen der verschiedensten Gattungen, mit solcher Gabe eine jede Gattung charakteristisch wiederzugeben, ausgestattet.

Meine Beziehungen zu Liszt blieben nach dem oben dargestellten Briefwechsel zwölf Jahre vollständig gelöst. Aber im Jahr 1876 versuchte ich eine Wiederaufnahme; denn trotz des schmerzlichen, wenn auch unwillkürlichen Unrechtes, das er an mir begangen, blieb meine Verehrung für seine Person ungeschmälert und der Versuch ward vom besten Erfolge gekrönt. Ich hatte über „Tristan und Isolde", Ende März im Königlichen Opernhause aufgeführt, zwei Studien in der „Gegenwart" veröffentlicht. Diese sandte ich Liszt nach Weimar mit einem Briefe und dem Ersuchen um seine Meinung. Umgehend kam ein sehr liebenswürdiges Schreiben

glanze strahlt, so verliehen Liszts Tonfärbungen manchen Stellen einen wechselnden Zauber, über den man sich im ersten Augenblicke gar nicht klar werden konnte, sagte ich vor Jahren in der „Gegenwart".

Digitized by Google

in deutscher Sprache mit dem wärmsten Lobe des Artikels und der Einladung ihn zu besuchen. Als ich dann nach Bayreuth zur ersten Aufführung des „Ring der Nibelungen" ging, blieb ich vor- und nachher mit meiner seligen Frau und deren Mutter einige Wochen in dem Badeorte Berka, von wo aus man damals mit der Post in fünf Viertelstunden Weimar erreichte, fuhr oft nach Ilm-Athen, um dem greisen Künstler meine Huldigung darzubringen. Und von jener Zeit bis kurze Zeit vor seinem Tode, da wieder durch meine Haltung gegenüber „Parsifal" eine Erkühlung eintrat, entfaltete Liszt mir gegenüber den ganzen Zauber seiner unwiderstehlichen aus wahrhaft gutem Herzen kommenden Liebenswürdigkeit. Von dieser, wie von seinen blitzartig leuchtenden, genial-geistreichen Einfällen mögen hier zwei Beispiele angeführt sein. Meine selige Frau hegte Scheu vor neuen Bekanntschaften, besonders mit großen Künstlern — mit Künstlerinnen verkehrte sie gern — und Liszt stellte sie sich als eine ihr ganz unbegreifliche, unnahbare Größe vor, wollte durchaus nicht mit mir zu ihm gehen. Endlich, nachdem er mich zu öfteren Malen nach ihr gefragt hatte, drang ich darauf, daß sie mich begleite. Mit Zittern und Zagen kam sie, entzückt, begeistert ging sie und schwärmte tagelang von dem herrlichen Manne. Mit dem ersten Blicke hatte er ihr Wesen erkannt, empfing sie mit einfachen, herzlichen Worten, setzte sich neben sie auf das Sofa und begann gleich von mir zu sprechen, wie er mich seit meinem sechzehnten Jahre kenne und meine Laufbahn immer mit Interesse verfolge, und was ich alles Tüchtiges geleistet hätte u. s. w. Das Gesicht meiner guten Frau verklärte sich, ich saß staunend da und dachte: „Das kann Keiner!" Aber noch in anderer Richtung zeigte er, was kein anderer konnte. Ich hatte mein Konzertstück in ungarischer

Digitized by Google

Weise und meine Variationen „Lebensbilder" (komponiert 1873) mitgebracht, in denen alles zusammengehäuft war, was ich an Schwierigkeiten erdenken konnte und spielte sie ihm vor. Die erste gefiel ihm besonders, er setzte sich ans Klavier und zeigte mir, wie sie nach seiner Auffassung wiedergegeben werden sollte. Herr von Bronsart war gegenwärtig. Er spielte sie vom Blatte mit einem Feuer und einer unvergleichlichen Sicherheit in schnellem Tempo. Vor mir tauchte wieder der Liszt vom Jahre 1838 auf, den ich eine halbe Stunde nach seiner Ankunft in Wien gesehen und gehört hatte, als er mit seinen Lehrer Czerny und dem Musiker Horzalka in Conrad Grafs, des damaligen ersten Klavierfabrikanten Saal trat, erst eine Weile präludirte, dann die Variationen über ein Thema aus dem Piraten von Clara Wieck (Schumann), die eben in Wien große Erfolge feierte, auf einem Klaviere wahrnahm, auf das Pult legte und à vista spielte; sie galten als ein ungeheuer schweres Stück, er führte sie in einem schnelleren Tempo aus, als die Komponistin je genommen hatte, ohne daß eine Note verloren ging! Ich sah wieder den Liszt von 1846, der ein Streich-Quartett von Dr. Becher*), mit dem sich die ersten Künstler Wiens Mayseder, Merk u. s. w. schweißtriefend vergeblich bemühten, aus der Partitur spielte, daß man erst durch ihn zum innigen Verständnisse gelangte! Wer konnte das noch?! Im Jahre 1881 kam er nach Berlin und wohnte im Hausministerium bei der Gräfin Schleinitz, jetzigen Gemahlin des österreichischen Gesandten in Petersburg, Grafen

*) Dr. Becher war in den vierziger Jahren der angesehenste, musikalische Kritiker in Wien, ein vielseitig begabter und braver, allerdings im Leben und in seiner Komposition sehr excentrischer Mann. Im Jahre 1848 redigierte er ein ultra-radikales, politisches Blatt und wurde nach der Einnahme von Wien mit seinem Mitarbeiter Jellinek kriegsgerichtlich erschossen.

Digitized by Google

Wolkenstein, der zu jener Zeit als Botschaftsrat in Berlin weilte. Ich besuchte Liszt und er empfing mich mit den Worten: »Vous-avez trés bonne mine cher Ehrlich. Vous vous plaisez donc ici?« »»Je me plais assez,«« antwortete ich, »mais je ne plais pas à beaucoup d'autres,«« C'est que vous avez meilleur gout qu'eux,« entgegnete er rasch.*) Ich frage wieder: „Wer konnte das noch, wer vermochte so entzückend geistreich, so schlagfertig zu sprechen?" Er lobte meine Kritiken; ich bemerkte, daß diese aufreibende Thätigkeit mich an allen größeren, Sammlung und Zusammenfassen der Kräfte verlangenden Arbeiten, besonders am Komponieren hinderte; er trat an das Klavier und spielte das zweite Thema jener Sonate, die ich ihm 1846 gesendet hatte! Ich frage ein drittes Mal: Wer konnte das?!! Von meiner Verehrung war er überzeugt, obwohl es ihm nicht gefiel, daß ich seine größeren Werke nicht unbedingt pries. Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß er die Verdächtigungen eines Menschen, der sich an ihn herandrängte, der in der litterarischen Welt besonders durch die Lügen bekannt ist, die er schrieb und hinterdrein widerrufen mußte, der ihn gegen mich zu stimmen suchte, ernst zurückwies. Aber er wurde alt, überschwänglicher Schmeichelei und Weiber-Einflüssen mehr und mehr allein zugänglich. Ich hielt mich fern, habe ihn seit seinem Berliner Besuche nicht mehr gesprochen; aber sein Andenken lebt in mir. Seiner unvergleichlichen, ausführenden, eigentlich nachdichtenden und oft neubildenden Kunst, seinem edlen Gemüt werde ich Verehrung weihen bis zum letzten Atemzuge!

*) „Sie sehen sehr gut aus, Sie gefallen sich wohl hier!" „„Ich gefiele mir schon, gefalle aber vielen anderen nicht"", „das zeigt, daß Sie besseren Geschmack haben, als jene."

Digitized by Google

VII. Kapitel.

Tod Meyerbeers.

Niemanns Erscheinen in Berlin. Vergleich mit Wachtel. Preußens und Österreichs Krieg gegen Dänemark.

Am zweiten Mai 1864 starb Meyerbeer in Paris. Seine Leiche wurde nach Berlin gebracht und mit großen Ehren bestattet. Ihm hier eine besondere Studie zu weihen, ist kein Anlaß vorhanden, da ja im ganzen und großen seine Verdienste und Erfolge anerkannt sind, und „Robert" und die unendlich höher stehenden „Hugenotten" noch immer zu den „Zugopern" gerechnet werden. Nur einige Bemerkungen über seine Stellung in der Musikwelt und seinen Charakter als Künstler und Mensch mögen hier Raum finden. Er ist vielfach angefeindet worden, Künstler verschiedenartigster Richtung, Mendelssohn, Schumann und Richard Wagner haben Verdammungsurteile über ihn gefällt. Aber es ist doch sehr bezeichnend, daß die beiden letztgenannten manches in den Hugenotten als sehr hochbedeutend anerkennen. Schumann spricht erst von „Cirkusmusik Franconi", dabei läßt er aber als besseres, als „edlere großartigere Regung" gelten: Marcels Schlachtlied, dann wieder im dritten Akt „lebendig vorgestellte Volksszenen", den ersten Teil des

Digitized by Google

Duettes zwischen Marcel und Valentine „durch Charakteristik“; ebenso das Sextett“, den „Spottchor durch komische Behandlung“ im vierten Akte, die „Schwerterweihe durch größere Eigentümlichkeit“ und vor allem das darauf folgende Duett Raoul und Valentine „durch musikalische Arbeit und Fluß der Gedanken“. Richard Wagner der Meyerbeer den verdorbensten Musikmacher nennt, nachdem er einige Jahre zuvor in seinen Pariser Briefen nicht genug überschwengliche Worte des Preises und Dankes finden konnte, meint dennoch, daß sich in dem Duette des vierten Aktes der Hugenotten eine Stelle befindet, „die nur mit sehr wenigem und nur mit dem höchsten in der Musik zu vergleichen“ wäre. Ein Komponist, dem die erbittertsten Gegner solche Zugeständnisse gewähren müssen, darf wohl von denjenigen, die mit weniger Voreingenommenheit und von weniger starren Grundsätzen ausgehend urteilen, als ein hochbedeutender anerkannt werden. Die jetzt in Deutschland herrschenden Strömungen lassen ein unparteiisches Urteil über Meyerbeer noch für geraume Zeit nicht erhoffen, wenn einmal eine ruhigere Anschauung des Kunstwerks Raum gewinnt, dann werden die Hugenotten und der zweite Akt des „Feldlagers“ als Meisterwerke anerkannt werden; die anderen Opern werden verblassen, wie manches, das in der Zeit seines Entstehens als Wunderwerk gepriesen ward.

Als Mensch und in seinen Beziehungen zu anderen Künstlern war Meyerbeer einer der edelsten, wohlwollendsten, neidlosesten; was immer von seiner Ängstlichkeit vor jedem neu auftauchenden Talente erzählt ward, gehört in das Reich böswilliger Erfindung. Es ist erwiesen, daß durch seine Empfehlung Wagners „Fliegender Holländer“ auf der Berliner Hofoper zur Aufführung kam, und daß er auch später nie gegen Wagners Werke intrigirt hat, trotz der

Digitized by Google

unwürdigen Angriffe die Rich. Wagner und seine Partei gegen ihn schleuderten, und obwohl er in seiner Stellung Einfluß genug geltend machen konnte, um Vergeltung zu üben. Er war eben eine viel zu friedfertige, zu wenig selbstbewußte schwächliche Natur, viel zu viel besorgt alles Aufsehen zu vermeiden, um sein Recht zu wahren; er hätte sonst jene Briefe Wagners, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden, schon bei seinen Lebzeiten zur allgemeinen Kenntnis bringen müssen, um zu zeigen, wie edel er gehandelt hatte und wie schlecht er belohnt worden war. Er schwieg, ließ alle Verunglimpfungen über sich ergehen, die falschesten Ansichten über seinen künstlerischen Charakter unwiderlegt, obwohl die stärksten Gegenbeweise in seiner Hand lagen. Wie gesagt, erst eine ruhigere Zeit wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Das Jahr 1864 brachte in das musikalische Leben Berlins eine neue Erscheinung, die auf das Publikum für das Wagnersche Kunstwerk entscheidenderen Einfluß ausgeübt hat als alle Zeitungsartikel und sonstigen Schriften: Albert Niemann kam von Hannover als Gast an die Königliche Oper, sang den „Tannhäuser" und erregte einen Beifallssturm, wie keiner vor ihm. Die skeptischen Berliner hatten Tannhäuser und Lohengrin schon vor seinem Erscheinen öfters gesehen, aber erst in Niemanns Wiedergabe erkannten sie die wahren Gestalten, wie sie Rich. Wagner geschaffen hatte; und wie immer auch andere Sänger in diesen Rollen durch einzelne schöne Momente den Anteil des Publikums gewinnen konnten, den Gesamteindruck Niemanns vermochten sie niemals zu erreichen. Ich kann hier nicht eine Biographie Niemanns schreiben, eine ziemlich ausführliche Studie über ihn und seine Erlebnisse habe ich in meinem Buche „Aus allen Tonarten" im Jahre 1888 ver-

Digitized by Google

öffentlicht. Ich will an dieser Stelle nur einige allgemeine Bemerkungen und einen Hinweis auf sein künstlerisches Wirken im Vergleiche zu andern berühmten Tenoristen geben, die jene Studie nicht enthält.

Niemann, war als Sänger ganz und gar der Vertreter jener neuen Zeitideen die in Schopenhauers Philosophie, in Richard Wagners Kunstwerk, in Bismarcks Politik bis zum Jahre 1888 ihren höchsten, in manchen Ausgeburten der Dramatiker der „freien Bühne" und im Antisemitismus ihren niedrigsten Ausdruck gefunden haben: Gewaltigstes, gewaltsames Vordringen zu hohem Ziele, vollständige Rücksichtslosigkeit gegen alles, was zum „Hergebrachten" gehörte, sobald es den Weg zum Ziele im mindesten beschränkte, wenn dabei auch manches Gute und Schöne weggedrängt, selbst ganz beseitigt werden mußte. Darum hat auch Niemann nichts Hervorragendes geleistet, so lange er den Pfad des „hergebrachten" Lernens wandelte; darum erlitt auch 1854 sein erstes Auftreten in Berlin, nachdem er auf Unkosten der General-Intendanz*) bei Mantius studiert hatte, — er sang den Sever in Norma, — ein solches Fiasko, daß er von dem ganzen Richterstuhle der Königl. Hofoper für ewige Zeiten unbrauchbar erklärt wurde! Darum kam er, als der König von Hannover ihn auf Anraten des edlen Roger nach Paris zu Duprez gesandt hatte, aus der Seinestadt mit ziemlich viel Schulden und sehr geringem künstlerischen Gewinn nach Deutschland zurück. Darum erst ward er groß, als er sich von alledem befreite, was als hergebracht,

*) Er hatte sich schon 1851 zum „Probesingen" der General-Intendanz vorgestellt, aber sehr mißfallen; 1853 erscholl sein Ruf vom Theater in Halle so laut, daß Herr von Hülsen ihn einlud und den Hofsänger Mantius mit der „Ausbildung" betraute, die ein so sonderbares Ergebnis herbeiführte.

Digitized by Google

als künstlerisch gesetzmäßig seine Individualität beengte, und sich ganz in jene Werke vertiefte, deren Hauptgestalten als Kämpfer gegen alles gewohnheitliche hervortreten: Tannhäuser, Tristan, Siegmund, Ferdinand Cortez, der, als die Soldaten sich gegen ihn auflehnen die Schiffe in die Luft sprengen läßt, um den Aufrührern keinen Ausweg zu lassen, als seinen Mord oder ihre Unterwerfung. In den ersten Jahren seiner Glanzzeit entzückte er auch als Florestan im Fidelio, als Josef in Ägypten; das ist psychologisch ganz erklärlich, weil diese beiden Gestalten den vollständigsten Gegensatz zu den oben genannten bilden. In „Fra Diavolo" hat er manche Erfolge gewonnen, meiner Überzeugung nach mehr durch die Darstellung als durch den Gesang, als eleganter Räuberhauptmann auf der Bühne zu erscheinen, mochte ihm eine anregende Aufgabe dünken, daß seine schwerfällige Stimme zu der Rolle paßte, hat er ganz gewiß selbst nie gedacht.

Was überhaupt Pflege oder Schonung der Stimme verlangt, was andere Sänger als unerläßliches Hauptgebot befolgten, das betrachtete Niemann fast gleichgiltig; daß er an den Tagen, wo er zu singen hatte, zu Hause blieb und wenig sprach war wohl alles, was er sich in dieser Hinsicht auferlegte. Sonst ging er auf die Jagd, stand 1871 vom frühen Morgen bis Mittag mit hohen Stiefeln in Gernsbach bei Baden-Baden im Wasser und fischte Forellen, unternahm in der Schweiz lange ermüdende Bergwanderungen, ja er vollführte sogar das unglaubliche, — wie soll ich's nennen, Kunststück, Experiment —, ich wähle den Ausdruck Wagnis, daß er manchmal unmittelbar, nachdem er in der Oper eine anstrengende Rolle durchgeführt hatte, anstatt die notwendige Ruhe zu suchen, noch mit einem Freunde bis tief in die Nacht Pikett spielte. Seine Riesennatur,

Digitized by Google

sein energischer Geist überwand alle derartigen gefährlichen Versuche. Jeder andere Sänger wäre dabei zu Grunde gegangen, er konnte noch 1887 als Sechsundfünfzigjähriger nach Amerika fahren, und in der New-Yorker Deutschen Oper großartige Erfolge gewinnen! —

Unsere persönlichen Beziehungen waren ganz oberflächlicher Art, die zweimaligen, vorübergehenden künstlerischen werden später zur Sprache kommen. Einige charakteristische Züge aus seinem gewöhnlichen Leben habe ich in der obenerwähnten Studie erzählt, hier will ich eine bisher noch nicht erwähnte und wenig bekannte Eigentümlichkeit seines Wesens hervorheben. Niemann war bei Beginn seiner glänzenden Laufbahn leichtlebig und dem Spiele ergeben, mit den Jahren, als seine Einkünfte sich immer vergrößerten, wurde er sparsam, ja geschäftlichen Gewinn suchend in Börsen- und anderen Unternehmungen. Aber in allen künstlerischen Angelegenheiten überwog bei ihm der Ehrgeiz das geschäftliche. Mehrere Theaterdirektoren, — ich nenne Pollini in Hamburg als denjenigen, dessen Äußerungen mir am lebhaftesten erinnerlich, — haben mir bestätigt, daß Niemann, wenn sein Gastspiel auf ihren Bühnen nicht die gehofften glänzenden Einnahmen zu bringen schienen, sie von jeder Verpflichtung zu entheben sich bereit erklärte; seine Mitwirkung in Konzerten und Oratorien gewährte er immer, ohne Honorar zu verlangen. Als Prof. Stern 1874 in den „Reichshallen" mit seinem Vereine den Judas Maccabäus aufführte und Niemann ersuchte die Titelpartie zu übernehmen, und sein Honorar festzustellen, antwortete er: „Judas Maccabäus Ende Februar singen? Ja! Honorar nehmen? Nein!" So handelte der Börsen- und Grundstück-Spekulant Niemann in künstlerischen Angelegenheiten, von wie vielen berühmten Theatersängern ließe sich wohl Ähnliches erzählen?

Digitized by Google

Neben Niemann hat seinerzeit Theodor Wachtel die größten Erfolge erzielt, ja die Einnahmen und der Ruf dieses einst sehr gefeierten Tenoristen mögen in fremden Ländern noch größer gewesen sein, weil er in der italienischen Oper in London, selbst in Kalifornien gesungen hat, während Niemann mit Ausnahme des Ausfluges nach Paris 1860, wo er auf besondere Einladung Napoleons III. in der Akademie Impériale bei der unglücklichen Aufführung des „Tannhäuser" mitwirkte, nur Deutschland, 1887 Nord-Amerika bereiste und nur in deutscher Sprache sang. Auch war Wachtels Stimme als Instrument viel wertvoller und von dem Besitzer auf das sorgfältigste ausgebildet und gepflegt, ihre Klangschönheit und Kehlengeläufigkeit erregte noch Bewunderung als Wachtel (geb. 1823) schon ein alter Herr mit gefärbtem Lockenhaar geworden war. In allen Partien, wo das Material und technische Vollendung den Ausschlag geben, mußte Wachtel Triumphe feiern, in jenen, die musikalische Bildung und höhere geistige Auffassung verlangen, stand er hinter manchem Sänger zweiten Ranges zurück. Darstellungskunst war ihm ein ganz fremder Begriff, ich sehe ihn noch vor mir, wie er als Raoul in den „Hugenotten" den vom Pagen gebrachten Brief las, mit auseinander gespreizten Beinen, weit aufgerissenen Augen und lispelnden Lippen, ein komischer Cavalier!

Wachtels Name ist jetzt fast verschollen, die Masse jubelt nunmehr Bötel zu, der im „Postillon" fast ebenso gut mit der Peitsche knallt, als jener, aber Niemanns Leistungen tauchen immer wieder im Gedächtnisse auf, wenn man die heutigen Tannhäuser, Tristan und Lohengrin hört und sieht.

Von musikalisch-wichtigen Ereignissen des Jahres 1864 ist nur zu berichten, daß Bülow das Stern'sche Konservatorium und Berlin verließ, nach München übersiedelte, wohin Richard

Digitized by Google

Wagner von dem jungen, eben zum Thron gelangten König Ludwig II. berufen worden war. An seine Stelle trat R. Willmers; in welcher Weise Professor Stern mich anwarb, habe ich bereits erzählt. Im Winter 1864/65 veranstaltete ich einige Kammermusikabende in denen mich die Gebrüder Müller unterstützten, die viel gelobt, aber wenig besucht wurden.

In politischer Beziehung bedeutet das Jahr 1864 den ersten Wendepunkt in der Politik Preußens durch den Krieg gegen Dänemark, den es in Gemeinschaft mit Österreich ohne Beihilfe von Truppen des „Deutschen Bundes" unternahm, um die Rechte Schleswig-Holsteins als deutsches Bundesland gegen die dänischen Übergriffe zu wahren. Daß die österreichischen Staatsmänner nicht einsahen, wie sie von Bismarck genarrt wurden, daß sie wirklich glauben konnten sie würden diesen Mann übertrumpfen, zeigt am besten, welche Verblendung, welche Unkenntnis der Zeitverhältnisse noch in Wien vorherrschten. Das war um so verwunderlicher, als schon im Jahre 1852 ein junger österreichischer Diplomat, der in einer deutschen Residenz seine Laufbahn begann und seither einen Gesandtschaftsposten erlangt hat, mir mitteilte, Fürst Schwarzenberg habe ihm die Instruktion mitgegeben: „Preußen kann unmöglich in seiner jetzigen geographischen Stellung verharren; es muß sich einen direkten Weg zwischen seinen nördlichen Besitzungen und denen am Rhein bahnen, unsere Aufgabe ist es, das zu verhindern, à tout prix, ohne uns in irgendwelche gemeinsame Aktion einzulassen, nur im Verein mit dem Bundestage zu handeln, dessen wir sicher sind." Schwarzenbergs Nachfolger Graf Rechberg glaubte erst er könne noch klüger, noch feiner zu Werke gehen! Ich schrieb damals in mein Tagebuch: „Die beiden Großmächte scheinen mir ein Spiel zu spielen,

Digitized by Google

bei dem jede die andere in den — bringen will. Quel temps de misères! Wahrlich die Menschen, die „Völker" sind des Eisens nicht wert, aus dem ihre Ketten geschmiedet werden!" Ich citiere diese Worte aus dem Jahre 1864, um zu zeigen, daß meine skeptische Ansicht politischer Dinge aus alter Zeit stammt. Zu gleicher Zeit will ich noch einen bisher ganz unbekannten Fall aus der politischen Welt erzählen, der den Geist Bismarcks in Dingen auswärtiger Politik ganz erkennen läßt. Anfangs 1865 kam ein jetzt schon seit Jahren verstorbener Staatsminister aus einer Abendsitzung des Gesamtministeriums in einer Aufregung nach Hause, die seine Frau, — aus deren Munde ich die folgende Mitteilung vernommen habe, — noch nie an ihm bemerkt hatte. Auf alle ihre Fragen gab er ausweichende Antworten, ging eine Zeitlang unruhig hin und her und spät zu Bett. Aber er fand keinen Schlaf; und als die besorgte Gattin in ihn drang, ihr doch die Ursache seiner so großen Aufregung mitzuteilen, sagte er: „Mein gutes Weib, ich kann, ich darf nichts sagen, wüßte ja auch eigentlich gar nichts Positives vorzubringen; was dieser Bismarck nur angedeutet hat, was er nur so oberflächlich über künftige Beziehungen zu Österreich, zu Frankreich fallen ließ, genügte schon, um mir die Haare zu sträuben. Der Mensch wird uns, sich und Preußen ruinieren!" In einem Punkte hat dieser Minister Recht behalten, ihn hat Bismarck ruiniert!

Im Sommer des Jahres 1864 erwachte meine alte Wanderlust, ich unternahm Fußwanderungen erst nach dem Taunusgebirge über Homburg, dann in den Harz, zuletzt in die Sächsische Schweiz. Damals — bis zum Jahre 1875 — trug ich meinen Ranzen selbst, und wanderte ohne Führer. Bei meiner Rückkehr erlebte ich ein kleines Abenteuer, das hier erzählt werden soll als Beweis, wie wenig in gewissen

Digitized by Google

Dingen auf die Polizeiherren Verlaß ist und wie man manchmal durch eigene Wachsamkeit und Energie am meisten ausrichtet. Ich ging in das Askanische Schwimmbad. Als mir der alte Bademeister die Wäsche verabreichte, fragte er, ob ich irgend welche Wertsachen zu übergeben hätte, worauf ich mein Portemonnaie vor ihn auf den Tisch legte, meine Uhr, die übrigens wertlos und an einer vergoldeten Tomback-Kette befestigt war, vergaß ich beizufügen. Gleichzeitig mit mir war ein junger Badediener zu dem Alten getreten und hatte Laken und Handtücher geholt; als ich in meine Zelle zurückging und mich zufällig umwandte, fiel mir der scheue Blick des Mannes auf, doch ich dachte meine melancholische Stimmung flöße mir Mißtrauen ein. Nach dem Bade verlangte ich mein Portemonnaie von dem Alten zurück, und erhielt die Antwort: „Sie haben mir nichts gegeben, Sie tragen ja auch noch Ihre Uhr." Ich war aufs höchste erschreckt, das Portemonnaie enthielt meine ganze Habe, etwa 100 Thaler mit denen ich die nächsten drei Monate mein Leben bestreiten mußte, da im Hochsommer sich auch nicht die geringste Aussicht auf Erwerb zeigte. Die sehr wenigen, mir näher bekannten Personen an die ich mich hätte wenden können, waren alle verreist und selbst wenn ich den einen oder anderen zu Hause fand, mußte ihm die Erzählung eines derartigen Falles nicht als eine Fabel erscheinen, mußte er nicht denken, mein Portemonnaie sei nicht im Askanischen Bade, sondern in Homburg oder Wiesbaden an der Spielbank verloren gegangen? Ich ließ einen Schutzmann aus dem nächsten Polizeirevier holen, der fragte nach jeder Einzelheit, dann zuckte er mit den Achseln und ging fort, ich rief den Eigentümer der Badeanstalt, der übernahm jede Garantie für den alten Bademeister, der schon

Digitized by Google

seit dreißig Jahren in den größten Anstalten in gleicher Weise verwendet und immer als durchaus ehrenhaft anerkannt worden war. Meine Bemerkungen, daß der Alte stark nach Branntwein roch und wahrscheinlich gar nicht bemerkt hatte, daß ich ihm das Portemonnaie übergab, daß es ihm abhanden gekommen wäre, fand er richtig, verweigerte aber jede Entschädigung. Ich lief nach dem Polizeipräsidium auf dem Molkenmarkt, dort empfing mich ein Polizeirat, naher Verwandter eines Kollegen am Stern'schen Konservatorium, er vernahm meine Erzählung mit Aufmerksamkeit und Teilnahme und meinte dann, schon seit Wochen treibe sich ein Badezellen-Dieb in den Anstalten herum, dessen man nicht habhaft werden könne, es wäre daher auch für mich keine Hoffnung zur Wiedererlangung des Verlustes vorhanden, doch riet er mir, dem Polizeihauptmann des Reviers, in dem das Askanische Bad lag, Anzeige zu erstatten. Nun lief ich zu diesem, der war nicht im Büreau, er ließ mich in seine Privatwohnung kommen, wo er gerade an einer Staffelei stehend malte. Nach meiner Erzählung äußerte er seine Verwunderung, daß der Schutzmann mich nicht untersucht hätte, ich entgegnete in scharfem Tone, seine Verwunderung erschiene mir vom Standpunkte des Anstandes sehr verwunderlich, er drohte mir mit sofortiger Verhaftung, ich ersuchte ihn spöttisch, nicht zu vergessen, daß meine Bemerkung einem Maler vor der Staffelei, und nicht dem Polizeihauptmann in seinem Büreau gesagt worden war, er schwieg, ich lief fort, — in das Askanische Bad. Dort rief ich den Eigentümer, den alten und jungen Badediener und sagte: „Einer von diesen beiden hier hat mein Portemonnaie, ich will nicht sagen gestohlen, aber vielleicht unbewußt irgend wohin gesteckt. Einige Freunde, die von mir über den Vorfall unterrichtet

Digitized by Google

sind, werden nun alle Angestellten genau beobachten, wohin sie gehen, was sie ausgeben, möge ein jeder sich wohl hüten, das kleinste Anzeichen, das mich zum Verdachte berechtigt wird sofort an die Polizei berichtet! Das merkt Euch!" Ich wiederholte diese Drohung in einem Schreiben an den Besitzer des Bades. Am dritten Tage benachrichtigte er mich das Portemonnaie sei gefunden worden, es lag im Spinde des alten Bademeisters zwischen einem Haufen frischer Wäsche, wann dieselbe ihm überbracht worden war, wieso der Gegenstand sich gerade an diese Stelle verirrt hatte, darüber konnte er, den ganz bestimmt ein Argwohn nicht treffen durfte, keine Auskunft geben. Fest steht bei diesem Vorfalle nur, daß die Polizei mir niemals zur Wiedererlangung meines Verlustes verholfen hätte. Eine Dame aus der hohen Gesellschaft, der ich nach Jahren das Geschichtchen erzählte, meinte, auch ihr wäre ähnliches widerfahren, nur mit geringerem Erfolge: Ihr Diener hatte eines frühen Morgens mit dem größten Teile des Silberzeuges das Weite gesucht, sie war von dem Dienstmädchen um sechs Uhr in Kenntnis gesetzt worden und sofort zum Polizeilieutnant gefahren, der lag noch im Bett und ließ sie ersuchen später wieder zu kommen, darüber vergingen zwei Stunden, der Dieb war und blieb verschwunden, wenigstens kam ihr niemals mehr eine Kunde zu. Ein sehr hoher Beamter, mit dem ich einmal über diese eigentümlichen Erscheinungen sprach, erklärte sie dahin, die Polizei-Lieutnants und Hauptmänner seien zu gebildete Leute, meistens ehemalige Offiziere, die einerseits an strengen Gehorsam der Untergebenen, anderseits an den Umgang mit Gleichstehenden gewohnt waren, wenn sie dann in der neuen Stellung mit allerhand verschiedenartigen Leuten verhandeln müssen, unter denen so vieles nichtsnutzige Gesindel hervor-

Digitized by Google

tritt mit dem sie noch höflich umgehen sollen, dann suchen sie so viel als möglich von weitläufigen Untersuchungen befreit zu sein und widmen daher mancher dringenden Angelegenheit nicht die Aufmerksamkeit, die einer anwenden würde, der sozusagen zum Polizisten herangebildet worden war. Relata refero, ich darf kein eigenes Urteil aussprechen.

Digitized by Google

VIII. Kapitel.

(1865—1866.) Meine Thätigkeit an der Neuen Berliner Musikzeitung.

Gustav und Emil Bock. Ernsteste Artikel und — Potpourri aus „Schöne Helena". Meine erste Besprechung Brahmscher Werke. Meine Heirat. Joseph, Joachim, Karl Tausig. Der preußisch-österreichische Krieg. Eigentümliche Erinnerungen. Das Frankfurter Journal. Reise nach Königsberg und Posen. Wieder nach Leipzig.

Meiner Aufsätze für die Neue Berliner Musikzeitung habe ich schon einmal Erwähnung gethan. Sie war von Gustav Bock gegründet, dem Eigentümer der großen Verlagshandlung Bote und Bock. Dieser vortreffliche Mann, der sehr regen berechnenden Geschäftssinn mit wahrhaft gutem Herzen verband, hat sich mir immer wohlwollend gezeigt und ich gedenke seiner noch heute dankbar. Er ist schon 1863 gestorben, sein einziger Sohn Hugo, der jetzige Eigentümer war noch minderjährig, sein Bruder Emil führte das Geschäft weiter. Dieser Herr fand, daß ich eine verwendbare Feder führe und bot mir an, dem Blatte meine Thätigkeit in ausgedehnterem Maße als bisher zu widmen. Ich ging darauf ein, verpflichtete mich jeden Monat einige größere selbständige Aufsätze, für jede Nummer des Blattes

Digitized by Google

eine von mir zuerst erdachte Journalschau, Inhaltsverzeichnis der sämtlichen deutschen und ausländischen Musikzeitungen und ein unterhaltendes kleines Feuilleton und Notizen, außerdem aber noch Kritiken der größeren Konzerte, der bedeutenden neu erscheinenden Kompositionen und Bücher über Musik zu schreiben. Für diese Arbeiten erhielt ich sechs Thaler monatlich, die ganz selbstständigen Artikel d. h. diejenigen, welche keinen der eben erwähnten Gegenstände behandelten, wurden mir mit anderthalb Thaler die Spalte (etwa 70 Zeilen) honoriert. In dieser Weise schrieb ich jährlich zwischen 6—7000 Zeilen für etwa hundert Thaler; daneben arbeitete ich vierhändige Arrangements für 20 Silbergroschen die Seite, ja sogar ein Potpourri aus Motiven der „Schönen Helena" für 8 Thaler. Es war die härteste Aufgabe jener Zeit, aber die Verhältnisse zwangen mich, auf jeden nicht unehrenhaften Erwerb einzugehen. Ich darf wohl ohne Anmaßung behaupten, daß die Neue Berliner Musikzeitung während der Periode meiner angestrengten Thätigkeit bedeutenden Aufschwung genommen hat und vielfach von anderen Zeitschriften citiert wurde. Ich bin auch der erste in Berlin gewesen, der eine begeisterte Kritik über Brahms herrliche Magellonen-Lieder und seine Paganini-Variationen geschrieben hat, 1866, also in einer Zeit, da dieser hochherrliche Komponist den meisten Berlinern, selbst vielen Musikern kaum dem Namen nach bekannt war. Auch habe ich im selben Jahre das Wagnis unternommen für Wagner gegen Otto Jahns Angriffe einzutreten, was selbst der verstorbene Dr. Brendel, der Verfasser der Musikgeschichte, damaliger Redakteur der „Leipziger Neuen Zeitschrift für Musik" mit Lob anerkannte, weil es in jener Zeit ebenso gefährlich war, Wagner zu verteidigen, wie es heute gefährlich ist, dieses kolossale Genie nur als solches und nicht

Digitized by Google

auch als Reformator auf allen Gebieten der Kunst und des Lebens zu preisen.*)

Ich muß, da dieses Buch doch die Ereignisse meines Lebens in Berlin schildert, hier dem wichtigsten einige Zeilen widmen. Im November 1865 habe ich mich verheiratet. Meine selige Frau wohnte mit ihrer Mutter, der Witwe eines Wundarztes, in dem Hause von Bechstein; durch diesen Umstand habe ich sie kennen gelernt. Sie war eines der edelsten Wesen, die mir im Leben begegnet sind. Einfach bürgerlich, ohne Kenntnis des Lebens, ohne Ahnung wie es in der großen Welt, besonders in der Künstlerwelt zugeht, wirkte sie in stiller Zufriedenheit häuslich in beschränkten Verhältnissen immer thätig, sparsam und doch wohlthätig. Als sie durch mich in weitere Kreise eingeführt ward gewann sie die Teilnahme und selbst die Freundschaft aller Frauen, — mit Ausnahme der femmes supérieures, von dem Schlage der Madame Lindau, jetzigen Madame Jaques Saint-Cere — durch ihr bescheidenes, liebenswürdiges, heiteres Wesen, durch ihr herrliches Gemüt dem Neid, Mißgunst und Nachreden fremde Dinge waren. Von schwacher Gesundheit, gegen die leiseste Zugluft empfindlich, war sie öfters kränklich, aber kein Leiden konnte sie in der unermüdlichen Sorgfalt für das Hauswesen und für mein Wohl hindern. Im Jahre 1888 wurde sie von einer furchtbaren Krankheit befallen, die letzten Monate ihres Daseins verbrachte sie in schrecklichen Qualen, — ein Geschwür breitete sich über das ganze Gesicht und beraubte sie des Augenlichtes, — aber kein Laut der Klage kam aus dem Munde der Märtyrerin, bis zu ihrem letzten Hauche war sie nur um mich besorgt

*) In neuester Zeit haben sich sogar Schreiber gefunden, die Richard Wagner als einen edlen Menschen schilderten. Ich werde auch diesen Punkt noch ausführlich besprechen.

Digitized by Google

und um das Schicksal ihrer Mutter, die bei uns wohnte. Dieses Weib, — die Tochter eines protestantischen Kantors aus Thüringen, — war nicht etwa nur eine böse Schwiegermutter, darüber würde ich kein Wort verlieren, sondern eine ebenso herzlose Mutter! Um ganz kurz zu sein will ich hier nur zwei Thatsachen erzählen, von deren Wahrheit jeder zweifelnde Leser sich leicht überzeugen kann, da ich Namen nenne. Als der edle würdige Hofprediger Frommel, der mich noch jetzt mit seiner Teilnahme beehrt, der sterbenden Frau das Abendmahl reichte hielt sich die Mutter von ihm und allem was er berührte ganz entfernt, damit ja nichts, was der todkranken Tochter nahe war, an sie käme. Der edle Seelsorger würdigte sie keines Wortes, aber als wir allein waren konnte er seinen Unwillen nicht ganz unterdrücken, noch in einem späteren Briefe erwähnte er diesen Vorfall. Als meine Frau ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatte und aufgebahrt lag, ließ die Mutter den Tapezierer Herrn Spranger, Wilhelmstraße 122 zweimal rufen und verlangte er solle meinen Teppich, auf dem ihr Bett stand, umlegen, damit der Sarg der Tochter nicht darüber getragen werde. Erst als der fremde Mann ihr seine Entrüstung geradezu ins Gesicht aussprach, gab sie den verruchten Gedanken auf. Für dieses Weib muß ich jetzt, nachdem ich sie aus meinem Hause entfernt, jährlich an tausend Mark Unterhaltungskosten bezahlen und noch froh sein, daß sie jemand im Hause behält. Denn in dem Stifte „Frauenheim" in Lichterfelde, wo sie zuerst untergebracht war, hat sie gleich in den ersten Tagen solchen Lärm vollführt, daß die alten daselbst wohnenden Damen sich von ihr fern hielten und ich eine andere Unterkunft für sie suchen mußte. Auch mein bitterster Feind wird, wenn ihm nicht alles menschliche Gefühl abhanden gekommen ist, zugestehen, daß es ein sehr hartes Los ist,

Digitized by Google

ein edles braves Weib in solch schrecklicher Weise zu verlieren und für eine alte Megäre eine Summe, mit der gar manche Not gemildert werden könnte, auszugeben, ohne die mindeste Befriedigung irgend einer besseren Empfindung. Doch genug!

Aus dem Berliner Musikleben des Jahres 1865 sind vor allem hervorzuheben das erste Erscheinen von Karl Tausig und die Konzerte von Joseph Joachim, in zweiter Reihe die Ullmann-Patti-Konzerte und die erste Aufführung von Meyerbeers „Afrikanerin".

Karl Tausigs Andenken lebt heute nur mehr im Gedächtnisse der wenigen, die ihm näher gestanden haben, das große Publikum weiß nichts mehr von ihm, sind doch seit seinem Tode (1871) so viele große Pianisten aufgetreten. Rubinstein mit seiner reichen Natur, mit seinem genial-vulkanischen Spiele in dem Feuersäulen mit Rauch und Schlacken wechseln, hat größere Augenblicks-Erfolge errungen, als jeder andere. In neuester Zeit hat Herr Moritz Rosenthal, der unter den Pianisten das ist, was der Eiffelturm unter den Gebäuden — ein Unikum, kein Kunstwerk — auf das große Publikum verblüffenden Eindruck geübt. Aber in künstlerischer Vollendung und Gewissenhaftigkeit kann mit Karl Tausig nur Hans von Bülow verglichen werden, der ihn allerdings noch überragt in allumfassendem, einzig dastehendem Gedächtnisse und merkwürdigem Direktions-Genie.

Carl Tausig, 1841 in Warschau geboren, erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater, einem tüchtigen Klavierlehrer. Dieser lernte gar bald einsehen, daß seine Kraft nicht ausreichte gegen das musikalisch und persönlich gleich unbändige Wesen des Knaben, das nur ein ganz Gewaltiger zu bändigen vermochte, er führte ihn zu Liszt. Der große Meister hatte Freude an dem Jüngling, der noch

Digitized by Google

mit ungeberdiger Tatze, aber mit der des Löwen auf dem Klaviere herumfuhr, behielt ihn bei sich und leitete zwei Jahre lang seine musikalische Erziehung. Gar manchen Anlaß zum Verdrusse gab ihm der Zögling, der noch geraume Zeit von seiner hochfahrenden Natur und seinem Unabhängigkeitssinne nicht das Geringste lassen wollte; Personen, welche zu jener Zeit in Weimar gelebt hatten, versicherten, daß Liszt keinem seiner Schüler so viel Zugeständnisse gewährte, so viele Nachsicht zeigte, ja daß er eine gewisse Scheu trug ihn zu beleidigen, seiner Eigentümlichkeit zu streng entgegen zu treten. Dafür hat auch Tausig bis zum letzten Atemzuge dem Meister größte Dankbarkeit und Verehrung bewahrt, selbst sein Tod gab Zeugnis von dieser Verehrung. Als der Riedelsche Gesangverein in Leipzig Mitte Juli 1871 Lisztsche Kirchenkompositionen aufführte, eilte er hin, obwohl schon leidend; von der großen Hitze im Konzerte aufgeregt, trat er in die nächtliche Kühle, das gab dem bereits zerrütteten Nervensystem, das er durch starke Mittel aufrecht zu halten versuchte, den letzten Stoß; er ward von einem typhösen Fieber befallen und verschied im Morgengrauen des 17. Juli.

Vor seiner Niederlassung in Berlin führte Tausig ein unruhiges Wanderleben, in immerwährendem Kampfe für seines Meisters Werke und für Richard Wagners Prinzipien. Diesem Doppelzwecke brachte er jedes Opfer, keine Rücksicht für andere Pflichten konnte ihn von dem Kampfe zurückhalten. In Wien hatte ihm ein reicher Bewunderer seines Klavierspieles eine Summe zur Verfügung gestellt, damit er von Sorgen befreit in behaglicher Ruhe sich ausschließlich Kunststudien und geistiger Weiterentwickelung widmen konnte. Kaum im Besitze des Geldes, veranstaltete er Konzerte mit dem Hofopern-Orchester und führte unter seiner Leitung (er mochte

Digitized by Google

damals zwanzig Jahre zählen) Lisztsche symphonische Dichtungen vor, er fand heftige Gegnerschaft im Publikum und verlor die Freundschaft des Gönners für immer. Dreiundzwanzig Jahre alt schloß er den Ehebund mit Seraphine von Brabely, einer vortrefflichen Klavierspielerin, versuchte noch einige kleine Kreuz- und Querzüge und kam endlich nach Berlin. Hier fand er auf einer Seite in der Hofgesellschaft glänzendste, dagegen im Publikum und der Kritik eine kühle Aufnahme. Er war von Liszt an die damalige Freifrau von Schleinitz*), jetzige Gräfin Wolkenstein sehr warm empfohlen und konnte als entschiedener Anhänger von Rich. Wagner auf ihre stärkste Teilnahme und ihren sehr maßgebenden Einfluß zählen. Der österreichische Gesandschafts-Attaché Graf Zaluski, der als sehr liebenswürdiger, sehr feiner und musikalisch gebildeter Cavalier in dem Kreise der Königin Augusta sehr gern gesehen war und ebenfalls zu der „kleinen aber mächtigen" Wagnerpartei am Hofe gehörte, verwandte sich auf das eifrigste für ihn. Endlich trat auch Bülow mit der gewohnten großsinnigen Kollegialität für ihn ein und warb aus seinem Freundeskreise enthusiastische Anhänger. Tausig ward in die Hofkonzerte berufen, erhielt auch bald den Titel Hofpianist und gewann mächtigen Einfluß, aber in der öffentlichen Thätigkeit hatte er mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine ersten Konzerte blieben leer, die große Mehrzahl des eigentlichen Konzertpublikums hielt sich fern, die Kritik nahm einen abwehrenden, teilweise gegnerischen Standpunkt ein, ebenso die meisten Musiker.

*) Der Grafentitel wurde dem Freiherrn v. Schleinitz erst in den achtziger Jahren verliehen. Frau v. Schleinitz war eine geborene von Buch (ihre Mutter hat später den Fürsten Hatzfeld geheiratet) und Schülerin Bülows, begeisterte Verehrerin Rich. Wagners und der Schopenhauerschen Philosophie.

Digitized by Google

Viele Fachmänner oder Kenner ließen seinen großen Gaben Gerechtigkeit widerfahren, äußerten aber doch ernste Bedenken gegen eine Richtung als deren Hauptziel in jenen ersten Konzerten die Besiegung immenser Schwierigkeiten erscheinen mochte. Auch war sein ganzes Auftreten nicht geeignet persönliche Annäherung und Verständigung zu erleichtern. Aber die Bedenken und die Gegnerschaft schwanden nach und nach vor der ganz außerordentlichen Entfaltung, vor dem hohen Ernst, die in den Leistungen der nächsten Jahre hervortraten. Jedes Jahr gab Zeugnis von neuen Läuterungsprozessen, von neuen künstlerischen Errungenschaften, von höherer Vollendung. Seine Technik war schon durch die physische Beschränkung der kleinen Hand und der dicken kurzen Finger nicht so allumfassend und zu jedem titanischen Wagnisse geeignet, wie die Liszts, aber sie war abgeschlossener, vollendeter und von einer Unfehlbarkeit, die durchaus nicht als das Ergebnis angestrengtesten, mechanischen Übens betrachtet werden darf, — sonst könnten sie ja auch andere so erlangt haben, — sondern als Kundgebung eines außerordentlichen Talentes und großartiger Willenskraft. Je höher die Schwierigkeiten eines Tonstücks sich türmten, desto ruhiger, so zu sagen behaglicher wurde sein Spiel, man hörte ihm an, er hatte die Wahl nicht getroffen, um seine Technik zu zeigen, sondern um dem eignen Drange zu genügen. Er spielte auch nie eigentlich brillant, was er vollbrachte, stand hoch über jedem äußerlichen Effekt, die riesenhaften Schwierigkeiten, die er mit Leichtigkeit besiegte, konnten nur von Kunstverständigen ganz begriffen werden, das Publikum sah sie nicht, ahnte nur dunkel, welche außerordentliche Kraft sich da entfaltete. Seine Auffassung und Vortrag klassischer Werke zeigten in den letzten Jahren seines Erdenwallens nur das hohe Streben dem Inhalte des Werkes

Digitized by Google

vollkommen gerecht zu werden, mit Verzicht auf jeden Vorteil, den die Virtuosität daraus ziehen konnte. Er war sichtlich bemüht, jede äußerliche Zuthat des Klavierspielers zu vermeiden. Freilich ward dadurch der subjektive Gefühlsausdruck beeinträchtigt. Der Vortrag war von größter künstlerischer Klarheit, ließ den organischen Bau des Tonstückes in voller Deutlichkeit erkennen, aber das große Publikum mochte wohl hier und da mehr Empfindung, mehr momentane Gefühlsregung wünschen. Diese verschmähte Tausig, obwohl der wiedergebende Künstler ihrer nicht ganz entraten darf, er strebte geradezu nicht interessant zu erscheinen, er wollte nicht gefallen, nur imponieren. Klein von Gestalt, sehr kurzsichtig, mit feinen aber früh gealterten, Ermattung andeutenden Zügen, saß er ruhig, fast kalt am Klavier, der Ausdruck des Gesichts blieb sich gleich, der starre Blick schien nach innen zu schauen; er verdankte seine großartigen Erfolge nur den Leistungen, auf dieses Bewußtsein legte er den höchsten Wert. Er wußte ganz genau, daß, wenn auch ein großer Teil der eleganten Konzertbesucher ihn nicht ganz zu würdigen verstand, alle Künstler und Kenner — selbst die, welche seiner entschiedenen Parteinahme für Liszt und Wagner fern standen — seinem hohen künstlerischen Ernste vollkommene Anerkennung zollten.

Eine merkwürdige Eigenschaft Tausigs ist hier noch zu erwähnen. Er war jüdischer Abkunft, hatte aber ganz und gar nichts von jüdischem Wesen, er war stolz, schroff, herausfordernd, aber niemals anmaßend oder aufdringlich, Witzeln, oberflächliches Urteilen haßte er, und dem Reichtume, dem Luxus der Emporkömmlinge zollte er so wenig Achtung, daß es ihm zum besonderen Vergnügen gereichte, diese „Gattung Leute" seine „Meinung fühlen zu lassen".

Obwohl er in Wagner die Verwirklichung aller seiner

Digitized by Google

Ideale erblickte, hegte er doch die größte Achtung vor jeder hohen künstlerischen Leistung, selbst wenn sie eine ganz andere Richtung vertrat oder wenn seine persönlichen Beziehungen zu dem Künstler nicht in harmonischem Einklange standen. So z. B. bildete er in seiner immerwährenden entschiedenen Thätigkeit für Liszt und Wagner einen Gegensatz zu Joachim, der sich bekanntlich von der neudeutschen Schule ganz losgesagt hat, aber ich habe aus Tausigs Munde den Ausspruch über Joachim vernommen: „Was der aus einer Beethovenschen Komposition herausholt, das bringt kein anderer zu Tage.“ Und für Brahms bekundete er bei jeder Gelegenheit hohe Bewunderung, obwohl dieser von Richard Wagner und dessen Partei am stärksten angefeindet ward.

Während er seiner Kunst mit dem strengsten Ernste diente, war er zugleich unablässig bemüht seinen Geist zu bilden, seine Kenntnisse zu erweitern. Philosophie und Naturwissenschaften übten besondere Anziehungskraft auf ihn, diesen weihte er die meisten freien Stunden, schöngeistiges Schrifttum ließ er fast unbeachtet. In früheren Jahren Anhänger der Schopenhauerschen Grundsätze neigte er sich später der Kantschen Ethik zu, die ihn milder stimmte. Heiteren Zerstreuungen blieb er meistens ganz fern, lebte ganz zurückgezogen im engen Kreise einiger Freunde und aristokratischer Verehrerinnen. Seine Beziehungen zu mir hatten einen ganz sonderbaren Verlauf, — sie begannen mit einiger Abneigung auf beiden Seiten und endigten mit warmer Freundschaft.*) Seine trotzig schroffe Haltung gegen jeden, der ihm nicht als unbedingter Anhänger Liszts und Wagners bekannt war, konnte mir nicht anstehen, außerdem mußte ihn der Umstand, daß der Verkehr zwischen Bülow und

*) Wie bei Ehlert! Das wird später dargelegt werden.

Digitized by Google

mir damals abgebrochen war, gegen mich stimmen. Wir begegneten uns hier und da, doch war die Begrüßung eine sehr kühle und als Herr Davidsohn, Redakteur des Börsencourier, ihn einmal bewog mich zu einem Morgenkaffee schriftlich einzuladen, antwortete ich ablehnend. Allmählich jedoch wuchs meine Bewunderung für den Künstler derart, daß mir auch der Mensch mit all seinen Schwächen in anderem Lichte erschien. Und als in einer Abendgesellschaft seine Haltung sehr getadelt und die Behauptung ausgesprochen wurde, er wäre durch seine großen Erfolge arrogant geworden, trat ich mit Entschiedenheit dieser ganz falschen Ansicht entgegen und bewies, daß er im Gegenteile, seit er die fast unbestrittene Anerkennung seiner hohen Künstlerschaft und überall die größten Erfolge gewonnen hatte, ganz bestimmt sich freundlicher und gegen die Künstler rücksichtsvoller benehme, als zu der Zeit, da er als fast unbekannter Pianist nach Berlin gekommen war und sich herausfordernd und unverträglich geberdete; seine nunmehrige Haltung verdiene daher Lob, keinen Vorwurf. Diese meine Äußerungen wurden ihm hinterbracht, wenn ich nicht sehr irre durch Herrn Davidsohn, und bei der nächsten Begegnung reichte er mir die Hand mit den unvergeßlichen Worten: „Hören Sie, Sie protegieren mich ja, das ist schön und ich danke Ihnen auch.“ Von jenem Tage begann ein freundschaftliches Verhältnis, das durch keinen Zwischenfall getrübt, bis zu seinem Tode dauerte. So oft wir zusammen kamen, hatte er Wichtiges zu besprechen, „Unterhaltungsgeschwätz“ wie er es nannte sollte zwischen uns nie stattfinden. „Dafür habe ich andere Leute mit denen Ernsthaftes nicht zu reden ist.“ Er beklagte sich oft über die Plage, über die Enttäuschungen, die ihm die von ihm errichtete „Schule des höheren Klavierspieles“ gebracht hatte. Seine Idee war, tüchtige

Digitized by Google

Künstler für die Vertretung der Wagnerschen Grundsätze heranzuziehen. Es kamen „auf einen jungen Mann zehn Frauenzimmer", die alle Virtuosinnen werden wollten und meistens noch nicht die Anfangsgründe der Musik kannten." Dann war ihm die Eifersüchtelei zwischen den angestellten Lehrern unerträglich, er schätzte Ehlert hoch, aber der war ihm doch nicht genug Wagnerianer und zu empfindlich, es kam zum Bruche. Einige Schüler hatten sich gegen einen anderen Lehrer unhöflich gezeigt, dessen Unterricht vernachlässigt, Tausig verbot ihnen gänzlich den weiteren Besuch der Schule, Ehlert verwendete sich für sie und gab, als Tausig auf dem Verbote beharrte, seine Stellung auf, ich suchte zu vermitteln, aber vergeblich. In späteren Jahren gestand mir Ehlert er habe damals geglaubt, ich hätte gegen ihn Ränke gesponnen, während diese von einem streberischen Wichte ausgegangen waren, der sich überall herandrängte, wo er für die Zukunft Vorteile zu erhaschen sah, den Tausig auch bald durchschaute. Dieser Vorfall, sowie andere Unannehmlichkeiten und die immer wachsende nervöse Aufregung brachten ihn zu dem Entschlusse die Schule ganz aufzulösen. Er fühlte sich vereinsamt, von seiner Frau war er seit zwei Jahren getrennt, in Liebeleien konnte er nicht den Ersatz der Häuslichkeit finden, er war zu jung, als er heiratete und war zu alt geworden um noch reiner Empfindung für ein weibliches Wesen fähig zu sein. So verlebte er ein wenig glückliches Dasein und ich kam von meinen Besuchen bei ihm oft recht traurig nach Hause. Den letzten Abend vor seiner Abreise nach Leipzig wo ihn der Tod hinwegraffte verbrachten wir in ernsten Gesprächen; manche seiner Äußerungen — besonders über den letzten Krieg zwischen Deutschland und Frankreich — erschreckten mich sehr, sie bekundeten eine düstere fast verzweifelte

Digitized by Google

Stimmung. Er meinte zuletzt, sein sehnlichster Wunsch wäre, eine Zeitlang gar nicht zu wissen was in der Außenwelt vorginge, mit irgend einem recht ungebildeten aber gemütlichen weiblichen Wesen in einem verborgenen Winkel einige Monate zu verbringen. Ich sagte ihm: „Täuschen Sie sich nicht, Sie würden das nicht aushalten," er entgegnete: „Sie mögen Recht haben, ich weiß selbst nicht mehr, was mir Not thut" und trank ein Glas von dem starken Likör, den er immer vor sich stehen hatte, der ihn „beleben" sollte. Als ich mich verabschiedete, sagte er: „Wer weiß, ob wir uns wiedersehen, Sie meinten vorhin, Ihre Weckuhr wäre verdorben, hier haben Sie die meine, nun müssen Sie sich alle Morgen an mich erinnern, leben Sie wohl." Die Weckuhr habe ich schon lange weggestellt, seine letzten Worte aber nicht vergessen.

Nach seinem Tode habe ich seine technischen Studien herausgegeben. Die Geschichte der Entstehung dieser Sammlung dürfte manche Leser interessieren und giebt wieder einen Beweis meines Mangels an praktischem Sinn. Eines Tages, als wir von der Ausbildung der Technik sprachen, meinte er: „Liszt muß doch einige besondere Übungen erfunden haben, die ihm bis in die spätesten Jahre die Gelenkigkeit erhielten, ich habe mir auch so ein paar Fingerbrecher ausgetüftelt" und spielte mir die wirklich genial erfundene Übung vor, die im zweiten Hefte als Nr. 4 veröffentlicht ist. Ich entgegnete „nun will ich Ihnen eine Tonleiterübung zeigen, die Ihnen nicht leicht werden soll". Er lachte, ich schrieb die As-dur Tonleiter mit Auslassung des c auf und forderte ihn auf: „Nun spielen Sie die einmal recht rasch". Er versuchte, blieb stecken und rief: „Donnerwetter, das ist etwas Neues, haben Sie noch mehr derartiges ausgedacht?" Dieses Zwiegespräch gab Anlaß

Digitized by Google

zu weiteren Versuchen, brachte ihm die Übung Nr. 24 des ersten Heftes, die wir beide mit unseren kurzen Fingern, nicht in allen Tonarten vollkommen ausführen konnten. Da holte er seine sämtlichen Skizzen herbei und meinte „wir zwei könnten eine tüchtige Sammlung technischer Übungen zusammenbringen". Ich erklärte mich bereit, er gab mir Vollmacht, mit Herrn Emil Bock über den Verlag in Unterhandlungen zu treten. Diese führten zu keinem befriedigenden Resultate. Ich arbeitete indessen weiter und kann sagen mit großer Mühe. Die Skizzen Tausigs, — sie sind noch heute in meinen Händen und stehen jedermann zur Einsicht frei, — bestanden aus einzelnen Takten auf eine Seite flüchtig hingeworfen; auf etwa zwanzig Blättern befinden sich je zwei bis vier Takte auf einem Blatte, wenn man alle Takte zusammenschriebe, so würden sie etwa vier bis fünf Seiten füllen. Aus diesen Skizzen habe ich die zwei Bände „Tägliche Studien" gebildet. Ich ging dabei von dem Grundsatze aus, daß jede Übung in allen Tonarten ausgeführt werden müsse, weil es ja sehr oft vorkommt, daß eine schwere Passage, die der Lernende bereits in den Fingern hat, ihm sobald sie in einer anderen Tonart erscheint neue Schwierigkeiten bereitet, neues Üben auferlegt; die Einrichtung der technischen Studien sollten diese Gefahr von vornherein beseitigen. Tausig erklärte sich mit dieser Anschauung einverstanden und fand meine Arbeit derartig gelungen, daß er mich zuletzt aufforderte, das Werk allein zu vollenden, er erteilte mir das volle Recht dazu und war immer bereit das schriftlich öffentlich kundzugeben. Der Tod überraschte ihn bevor die beiden Hefte fertig gestellt waren. Ich wandte mich nun an den Verleger Herrn Bahn, der oft Zeuge der Erklärung Tausigs gewesen, er übernahm den Verlag und ich erhielt für die beiden Hefte

Digitized by Google

200 Thaler, bei der zweiten Auflage, die ich der vielen Druckfehler wegen ganz neu bearbeiten mußte, noch 100 Thaler. Seither sind etwa 14—16 Auflagen erschienen, mein Name gilt nur als der des Herausgebers.

Ich habe vordem bemerkt, daß Tausig in seinem Wesen und Gebahren nichts zeigte was seine jüdische Abkunft erraten ließ. Diese außerordentliche Eigenschaft besitzt Joseph Joachim in noch höherem Grade; ich bin in meinem viel bewegten Leben keinem Manne jüdischer Abkunft begegnet, der in Haltung, Benehmen und Sprache, in künstlerischem und moralischem Charakter so ganz christlich, im besten Sinne des Wortes, erschien; ich möchte fast sagen, selbst Joachims Fehler und Schwächen sind christlicher, nicht jüdischer Art. Über seine Bedeutung als Künstler zu sprechen halte ich überflüssig; wo überhaupt gute Musik erklingt, ist Joachims Name gefeiert als der des ersten lebenden ausübenden Künstlers. Aber was ich hier hervorheben will, ist die harmonische Entwickelung des Menschen, die ihm das Geschick bestimmt hat. Außer dem glücklichen Felix Mendelssohn gab es keinen Musiker der Neuzeit, über welchem ein so günstiger Stern waltete, dem es vergönnt war, alle seine Fähigkeiten so ruhig entschieden zu entfalten. Ihm war vor allem das Glück beschieden, daß er gar nicht als Wunderkind auf „Kunstreisen", sondern nach Leipzig auf das eben von Mendelssohn gegründete Konservatorium geführt wurde. Unsere Zeit hat keinen Begriff von der Tragweite dieses Umstandes. In den vierziger Jahren, da sich der Vater Joachims, auf wiederholtes dringendes Anraten einer Anverwandten entschloß, den Knaben von Wien mit der Post nach Dresden und von da mit der Bahn nach Leipzig fahren zu lassen, hatte die daselbst herrschende Kunstrichtung nur in Norddeutschland nachhaltige Erfolge und Verbreitung erlangt, im Süden ward

Digitized by Google

sie wenig beachtet, da herrschte das Virtuosentum, die italienische Oper und Meyerbeer. In Wien zumal galt Mendelssohn der übergroßen Mehrzahl der Fachleute und Kritiker als Verstandesmusiker; Schumann war dem großen Publikum zumeist als Gatte der Clara Wieck, deren Vater die Ehe so lange nicht zugeben wollte, romanhaft interessant. Seine Kompositionen, für die Wien jetzt schwärmt, waren nur von sehr wenigen gekannt. Ich erinnere mich noch genau, wie er mit seiner Frau in den vierziger Jahren nach Wien kam und wie diese das wundervolle Konzert vor halbleerem Hause mit geringem Erfolge vortrug. Zu der Zeit, von der ich spreche, galt in Wien nur Paris als die Stadt, in welcher ein junger Künstler höchste Ausbildung und Ruf gewinnen konnte; daß man von einem Leipziger Geiger „David" viel lernen, und unter Mendelssohn und des „alten" Moscheles Leitung ein großer Musiker werden konnte, erschien so zweifelhaft, daß selbst Joachims Wiener Lehrer Böhm, ein vortrefflicher, klassisch gebildeter Virtuose, diese Übersiedelung seines Schülers wunderlich fand. Um so höher ist das Geschick zu preisen, das den jungen Künstler dahin führte, wo er vom dreizehnten bis zum zwanzigsten Jahre erst unter Mendelssohns, dann unter Schumanns Einflusse sich so edel entwickelte. In den drei Jahren, da Joachim als Konzertmeister in Weimar lebte, konnte auch er dem bezaubernden Wesen Liszts nicht widerstehen und trat zur „Neudeutschen Musik-Partei", die damals allerdings nur für Rich. Wagners Tannhäuser und Lohengrin wirkte; „Tristan und Isolde", „der Ring der Nibelungen" waren noch nicht geschaffen und auch Liszt begann erst seine Symphonischen Dichtungen auszudenken. Nachdem diese letzteren in die Öffentlichkeit gesandt, von der Partei als große Meisterwerke gepriesen wurden und Joachim, der

Digitized by Google

inzwischen nach Hannover übergesiedelt war, in diese Verherrlichung nicht einstimmen konnte, begann zwischen ihm und Liszt die Entfremdung, die mit gänzlicher Trennung und seiner öffentlichen Lossagung*) von der Partei endigte. Er hat auch seither festgehalten an seinen künstlerischen Überzeugungen. Als Direktor der Hochschule, als Gründer des Joachim-Quartetts in Berlin, als jährlicher Mitwirkender in den englischen Monday-popular-Concerten und als viel reisender Konzertspieler hat er immer die Richtung eingehalten, die ihm die wahrhafte dünkt, von neueren Kompositionen nur die von Brahms, den er am höchsten ehrt, und die von Max Bruch vorgetragen. Daß ein Mann in so hoher Stellung und mit so entschieden festgehaltenen Grundsätzen dem Neide der Partei-Gegnerschaft und den Angriffen nicht entgeht, daß von einer Seite ebenso viele Vorwürfe gegen ihn erhoben werden, als ihm von anderer Preishymnen entgegen schallen, daß manche nichts von dem, was er thut, gut, andere wieder alles ohne Ausnahme herrlich finden, daß die einen ihn als Hemmnis des Fortschrittes bezeichnen, die andern in ihm die festeste Säule des Tempels wahrer Kunst erblicken, ist nicht verwunderlich. Er mag sich in seinem Eifer für das, was er als das einzig richtige betrachtet, zu manchen Zugeständnissen an Persönlichkeiten verleiten lassen, die sich als treue, unbedingte Anhänger geltend zu machen verstanden, und in seinem Urteile, in seiner Haltung manche Ungerechtigkeit begangen haben gegen solche, die in künstlerischen Dingen ihre Unabhängigkeit bewahrten. Auch mir gegenüber gab seine Haltung eine Zeitlang, — wie ich bald zeigen werde — Anlaß zu berechtigter Klage, aber niemals habe ich

*) In den fünfziger Jahren haben er, Brahms und B. Scholz in Zeitungen eine Absage an die Schule veröffentlicht.

Digitized by Google

einen Augenblick Zweifel gesetzt in die Lauterkeit seines Charakters; niemals dachte ich etwas anderes von ihm, als daß er eben von anderen gegen mich gestimmt worden ist. Um jeden großen Künstler drängen sich Leute, die nur in der Ausstrahlung seines elektrischen Glanzlichtes dazu gelangen bemerkt zu werden, und eine gewisse Bedeutung zu erlangen. Diesen muß es vor allem darum zu thun sein, daß zwischen seinem Lichte und ihm Keiner Raum gewinne, der durch sich selbst einen Wert darstellt, dabei gerade aufrecht steht und ihnen daher einen Teil des Lichtes benimmt. Was sie gegen einen solchen unternehmen können, das thun sie ohne in der Wahl der Mittel viel Bedenken zu hegen und dabei verstehen sie es ganz vortrefflich, dem Künstler den Glauben beizubringen, daß sie nur im Interesse der Kunst, nur in der Verehrung für ihn zu Werke gehen. Und der große Künstler vertraut ihnen und handelt in ihrem Sinne, wird von solchen Leuten in seinem Thun bestimmt und hegt dabei noch die Überzeugung, daß er nur seinen Grundsätzen folgt, manchmal sieht er freilich den Irrtum ein, doch es ist zu spät und er kann den Widerspruch, in den er sich verwickelt nicht eingestehen, ohne sein Ansehen zu schädigen muß darin beharren. Gerade aus dem edelsten Willen entspringt ein Unrecht, wenn er durch Anregung der Eitelkeit und durch Ohrenbläserei zur Mißstimmung, zum Zorn gereizt wird. Künstler mit dem besten Herzen sind dieser Gefahr am meisten ausgesetzt, so geschah es bei Liszt, so bei Joachim. Richard Wagner blieb von diesem Vorwurfe frei, der hat nie eine andere Rücksicht gehegt, als für seine Interessen und sich nie durch andere zu einem Irrtum verleiten lassen. Man kann Joachim nur der Schwachheit zu starker Zugeständnisse an Leute beschuldigen, welchen er guten Absichten zutraute, nie einer Falschheit, einer absichtlichen Rück-

Digitized by Google

sichtslosigkeit. Ein Künstler, der von Jugend an bis heute die Hochschätzung der Besten und Edelsten, nicht etwa nur unter den Musikern, sondern unter allen Größen der Kunst und Wissenschaft genießt, muß ein Mann von bravem Charakter und lauteren Gemütes sein, denn es kann einer auch ohne diese Eigenschaften durch geschmeidiges Wesen, durch allerhand gesellschaftliches Geschick die Gunst der Großen und Mächtigen erlangen, nicht aber die Hochachtung und Freundschaft der höchststehenden Gelehrten und Künstler.

Wenn ich hier noch die sechs Konzerte der Carlotta Patti anführe, die von Mitte bis Ende Oktober stattfanden, so geschieht das viel weniger um von ihren Leistungen zu sprechen, als von dem Impresario Ullmann, dem ersten Gründer der modernen Konzert-Einrichtungen, dem Vorläufer aller Konzert-„Direktoren", „Agenten" u. s. w. Wann dieser Ullmann geboren ward, wann er gestorben ist, wann er seine Laufbahn begonnen hat, darüber konnte ich Auskunft nicht erlangen, sein Name ist der Vergessenheit anheimgefallen und doch war er seinerzeit eine große Berühmtheit, ein Mächtiger, dem eben so viel, ja vielleicht noch mehr der Hof gemacht wurde, als heutzutage dem Konzert-„Direktor" Hermann Wolff. Eine kleine Beschreibung seines Verfahrens, seiner Kunstgriffe, dürfte noch heute die Leser einigermaßen interessieren. Lange bevor die Carlotta Patti in Berlin auftrat, brachten verschiedenartigste Blätter Artikel, die nicht allein von der Sängerin sprachen, sondern von den „Ullmann-Konzerten" überhaupt als einer bisher noch nicht dagewesenen ungeahnten Erscheinung, von der Künstler-Vereinigung, die eben nur von Ullmann erdacht und zu Stande gebracht worden war. Diese Artikel flossen unzweifelhaft aus ein und derselben Quelle, waren zu dem Zwecke verfaßt die Aufmerksamkeit zu erregen und erreichten ihn vollkommen. In allen

Digitized by Google

Gesellschaftskreisen sprach man nur von diesen Konzerten, man spottete über die Reklame, man glaubte nicht an einen Erfolg und wie Ullmann selbst bemerkte: „Viele Leute haben auf mein Unternehmen geschimpft, aber alle haben davon geredet und das war die Hauptsache.“ Und nun kam er selbst, — das heißt nicht gleich; erst erschienen sechs oder acht Quartiermacher, „Arrangeure“ für Berlin und die Provinzen, jedem war sein bestimmtes Fach zugewiesen, für dessen genaue Besorgung er alle Verantwortlichkeit trug, die geringste Vernachlässigung ward erst mit Geldstrafe, das zweitemal mit sofortiger Kündigung geahndet. Endlich prangten die Ankündigungen überall und sie wirkten wahrhaft verblüffend auch auf Leute, die nicht leicht in Erstaunen zu setzen waren. Neben Carlotta Patti glänzten die Namen von Henri Vieuxtemps, dem noch immer sehr berühmten Geiger, der in Frankreich als Chef d'école galt, von Piatti, der in allen Kreisen den Ruf des bedeutendsten Musikers und Virtuosen auf dem Cello genoß, von Alfred Jaell, dem sehr bekannten brillanten Königl. Hannoverschen Hofpianisten. Selbst die stärksten Gegner des Virtuosentums der Konzertgeberei mußten eingestehen, daß es immerhin der Mühe wert war so ein „Ullmann-Konzert“ mitzumachen. Das war Ullmanns erster Meisterstreich gegenüber dem Publikum; die Kritik gewann er durch einen ebenso geschickt angelegten zweiten: Er versandte an alle Berichterstatter eine Broschüre, worin die sämtlichen Urteile der größeren Zeitungen anderer Städte über die Patti abgedruckt waren und zwar auch die tadelnden, hierdurch entwaffnete er die Gegnerschaft der Voreingenommenen und gewann die Teilnahme der Gleichgültigen. Die Konzerte waren überfüllt, trotz der damals unerhört hohen Preise, Carlotta Patti ward mit Beifall überschüttet. Ihr die Bedeutung wahrer Künstler-

Digitized by Google

schaft zuzuerkennen fiel selbst Ullmann ihrem Führer oder „Kornack" wie man ihn nannte nicht ein, dazu war er doch ein zu gewandter und kluger Erfahrungsmann; sie sang auch absolut nichts, was einen Maßstab für musikalisches Urteil geben konnte, aber sie war eine ganz ungewöhnliche Besonderheit, in der Fremdwörter-Kunstsprache eine „phänomenale Spezialität", Ihre Stimme, sehr schwach in der Mittellage, entfaltete erstaunliche Kraft und Sicherheit in den höchsten Lagen in welche sehr bedeutende Coloratursängerinnen sich nicht mehr hineinwagten, sie führte Passagen aus, die man bisher nur von Geigern und Klavierspielern gehört hatte, sie sang auch nicht wie die meisten deutschen Gesangsvirtuosinnen kalt, maschinenhaft, sondern mit italienischem Feuer (brio). Dabei war ihr Gebahren bescheiden, daß sie hinkte und nur gestützt über die Treppe der Estrade der Singakademie ab- und aufsteigen konnte machte auch Effekt; viele Leute meinten, Carlotta Patti wäre ohne dieses körperliche Gebrechen eine mit Gold aufgewogene Theater-Sängerin, und müßte daher in Konzerten durch Beifall entschädigt werden. Ullmann erzielte großartige Einnahmen und konnte über alle Bedenken, die zuerst gegen seine Unternehmungen laut geworden, recht lustig lachen. Von der sehr genauen Kenntnis des Publikums, die dieser Mann besaß, von seiner richtigen Art, die Künstler, jeden nach dessen Wesenheit zu taxieren, gab mir ein sehr interessanter bisher nicht gekannter Zwischenfall den besten Beweis. Er hatte für das fünfte Konzert die Konzertmeister David und Dreyschock aus Leipzig berufen, um mit Jaell Schumanns Quintett auszuführen; Vieuxtemps spielte die Viola. Schon am Tage vor dem Konzerte waren fast zwei Drittel der Singakademie-Sitze verkauft; am Vorabende wurde Carlotta Patti so unwohl, daß sie erklärte, am nächsten Tage nicht auftreten zu können. Sofort ließ Ullmann überall

Digitized by Google

ankündigen, daß Frl. Patti nicht singen werde und daß die Käufer von Billeten, welche dieselben nicht behalten wollten, gegen deren Rückgabe den bezahlten Betrag erheben könnten. Das Konzert war leer, Jaell flüsterte mir zu: »Nous sommes en famille ce soir«. Ich fragte Ullmann warum er das Konzert nicht lieber aufgeschoben hatte, anstatt es vor leerem Hause stattfinden zu lassen und er antwortete: „Das will ich Ihnen genau explizieren. Die Herren haben mir ein paar mal angedeutet, daß eigentlich sie und nicht die Patti die vollen Häuser machen, nun habe ich ihnen heute bewiesen, wie so ein Haus aussieht, wenn sie allein spielen und die Patti nicht singt; von heute an werden sie ihre Bemerkungen bleiben lassen und ihre Forderungen nicht mehr höher schrauben." Wird es nun glaublich erscheinen, daß dieser Vielgewandte, Vielerfahrene keine Reichtümer sammelte, und wie mir vielfach versichert wurde in ärmlichen Verhältnissen gestorben ist? Er verstand es nicht zu sparen, es gelang ihm auch nicht mehr eine solche Vereinigung herzustellen. Die reisenden Konzertgesellschaften verloren den Reiz der Neuheit, die ganz berühmten Künstler ließen sich nicht mehr dafür gewinnen. Ullmann kam später noch einmal mit einer Vereinigung als deren Stern „Madame Mombelli" (eigentlich Mdme. Crémieux) glänzen sollte. Als ich im Jahre 1879 auf der Schweizer Reise einen Abstecher nach Baden-Baden unternahm, fiel mir ein großer Maueranschlag auf, — nähere Besichtigung ließ mich die Ankündigung eines Ullmann-Konzertes erkennen, unter welcher sich eine Art von Ansprache an das Publikum befand, die mehr für den Direktor einer fahrenden Kunstreitergesellschaft paßte, als für den einst so viel genannten und von den Künstlern so viel geschmeichelten Ullmann. Ein letztes Mal erschien er in Berlin mit der Sängerin Albany, die nur im Opernhause sang; er

Digitized by Google

war ein gebrochener kränklicher Mann, kaum ein Schatten des früheren, so energischen, lustigen Unternehmers; seither habe ich nichts mehr von ihm vernommen, als daß er gestorben ist.

Die Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde wurden, nachdem Bülow seinen Wohnsitz in Berlin endgiltig aufgegeben hatte und nur mehr vorübergehend zu Klavierabenden erschien, von Herrn von Bronsart, dem jetzigen Großherzoglich Weimarischen Hofintendanten dirigiert. Er bewährte sich als trefflicher Musiker und sicherer Führer, es fehlte ihm aber die Energie und der geistige Schwung Bülows; das Interesse an den Konzerten erkaltete, und sie endeten im März 1866.

Im November 1865 wurde die „Afrikanerin" im Opernhause zum erstenmal unter Dorns Leitung mit der Lucca als Selica aufgeführt. Die sehr geniale Sängerin war hier so ganz in ihrem Elemente, ich hatte mehrere Proben gehört, kannte also die Rolle ganz genau, war auch im ganzen von dem Werke wenig erbaut. Und dennoch vermochte die Lucca mein Interesse den ganzen Abend rege zu erhalten! Wachtel war ein sehr schön singender, aber uninteressanter Vasco.

Im Jahre 1866 begannen jene Zerwürfnisse zwischen Österreich und Preußen, die zu dem Kriege und den Siegen bei Königgrätz führten und die kleine Großmacht Preußen zum Großstaate umwandelten. Betrachtungen über diese Ereignisse liegen ganz außerhalb des Zweckes dieser Aufzeichnungen, doch einige Erinnerungen aus jener Zeit, sowie aus der Periode meines Aufenthalts in Hannover, Nassau und Frankfurt am Main können als ein ganz kleiner Beitrag zur Kulturgeschichte dienen. Ich verkehrte in einigen

Digitized by Google

Berliner katholischen Familien, sie ließen gleich im Anfange der Mißhelligkeiten zwischen den beiden Mächten große Unruhe erkennen, betonten zwar immer ihre Vaterlandstreue, konnten aber Sympathien für das „apostolische" Österreich nicht ganz verbergen. Ja, das Haupt einer dieser Familien, ein hoher, seither lang verstorbener Beamter sagte mir ganz offen, er müsse ja als Preuße seinem Lande den Sieg wünschen, aber als Katholik müsse er auch fürchten, daß durch zu große Siege der Macht-Schwerpunkt dem Protestantismus zufiele. Noch lange nach dem Friedensschlusse klagten manche dieser Familien besonders an Tagen, nachdem sie gebeichtet hatten darüber, daß Österreich so ganz gedemütigt worden war. Über die Stimmung in den unteren katholischen Volksschichten kann ein Beispiel genügenden Aufschluß geben. Meine selige Frau beschäftigte eine katholische aus preußisch Schlesien stammende Plätterin. Diese kam von dem Augenblicke, als der Krieg unvermeidlich war, fast jeden dritten Tag mit einer Neuigkeit von Unglücksbedeutungen für Preußen, als die bedenklichste, unfehlbarste und traurigste bezeichnete sie das Erscheinen des gespenstischen Mönches in der Nische der Hedwigskirche*); aber auch andere Unheil verkündende Gestalten hatten sich sehen lassen, auf dem Kirchhofe und in einer Kapelle; alles das hatte ihr und vielen Freundinnen der hochwürdige Herr Geistliche erzählt. Endlich brachte sie mir eines Tages ihr Sparkassenbuch und etwa zwölf Thaler bar, mit der Bitte,

*) Diese Erscheinung war leicht erklärlich; ein Teil des Kalkes der Nische hatte sich losgelöst, der Rest war noch dunkler geworden. Wenn nun schwaches Mond- oder Laternenlicht schräg in die Nische fiel, so konnte eine lebhafte Fantasie eine Mönchsgestalt zu sehen glauben. Seit die Nische gleichmäßig angestrichen wurde ist das Gespenst nicht mehr erschienen.

Digitized by Google

ich möchte das alles in Verwahrung nehmen, sie reise nach Hause und käme erst nach Wochen wieder. Als ich sie verwundert fragte, wie sie dazu käme mir, den sie ganz oberflächlich kannte, solches Vertrauen zu schenken, meinte sie: „Ja, Sie sind doch ein guter Österreicher, Ihrem Lande wünschen wir viel Glück, dann kämen wir wieder unter die alte Herrschaft, von der wir weggerissen worden sind.“ Von einem frommkatholischen Dienstmanne, der hie und da Gänge für mich besorgte, hatte ich schon in früheren Jahren vor meiner Verehelichung, ähnliche Äußerungen vernommen.

Daß Hannover, Kurhessen, Nassau und die süddeutschen Staaten sich am Kriege gegen Preußen beteiligen würden, lag für jeden, der die Verhältnisse auch nur oberflächlich kannte, außer allem Zweifel. Der blinde König von Hannover, als Privatmann edel und gutherzig, ein Muster als Gatte und Vater, ein wahrer Freund der Künstler, in vielen Dingen freisinniger als sein Adel, war ein heftiger Gegner Preußens und Anhänger Österreichs. Der Kurfürst von Hessen, als Privatmann in jeder Hinsicht der entschiedenste Gegensatz des Königs, konnte nur durch Österreich existieren. Der Herzog von Nassau, ein ungemein wohlwollender und politisch durchaus nicht reaktionär gesinnter Fürst (ich weiß das genau) wäre vielleicht gern neutral geblieben, aber seine ganze Umgebung, mit Ausnahme des Generals von H. und des Majors v. N., stand auf österreichischer Seite und drängte ihn zur Entscheidung. In Süddeutschland, wo der Katholizismus und der Einfluß des Klerus überwog, waren die Regierungen gezwungen sich den Beschlüssen des hohen Bundestages gegen Preußen anzuschließen. Das bewies die Drohbewegung in Baden, als der Großherzog zögerte. Daß aber in der freien Stadt Frankfurt am Main, wo ein überaus tüchtiger, ehrenfester, bedächtiger,

Digitized by Google

wohlhabender und heftigen Leidenschaften weniger zugänglicher, eingesessener Menschenschlag hauste, ein so starker, alle politische Einsicht und Überlegung beseitigender Preußenhaß vorherrschte, konnte fast unbegreiflich erscheinen, wenn man nicht erwog, wie oft persönliches Gebahren auch in ernstesten Fragen größere Wirkung ausübt, als der wahre innere Wert und welch ein merkwürdiges Gemisch widersprechendster Ansichten und Gewohnheiten das alte Frankfurt in sich faßte.

Ja das alte Frankfurt! Es ist jetzt fast verschwunden seit der Einverleibung in das Königreich Preußen und der damit verbundenen Einführung der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit. Die neue Generation hat keinen Begriff vom echten Frankfurter Bürger; der war der letzte edelste Vertreter des altdeutschen, reichsstädtischen Spießbürgertums. Er schwärmte für die Größe Deutschlands, war dabei ängstlich besorgt, daß ja kein Fremder, d. h. kein in einer anderen deutschen Stadt Geborener, kein „Hergeloffener" in Frankfurt irgendwelche Vorteile erlangte, jeder der sich daselbst dauernd niederlassen wollte, mußte das Frankfurter Bürgerrecht erwerben, jede Fremde, die einen Frankfurter Bürger heiratete mußte Unterthanin der Stadt werden. Der echte Frankfurter „Bürger" (nicht der „Patrizier", von dem wird weiter unten die Rede sein) war mit seltenen Ausnahmen ein Demokrat, dabei gleichzeitig sehr oft ein starrer Anhänger der Zunftgerechtsame, an denen kein Tüftelchen geändert werden sollte. Es wurde mir oft versichert, daß die Schlächter die festesten Stützen der Demokratie wären und die ärgsten Zünftler. Viele Familien besäßen die Schlächtergerechtigkeit, übten sie aber garnicht, verpachteten sie und lebten von dem Pachtgelde, diese müßten also die stärksten Gegner der Gewerbefreiheit sein. Auch in anderen Zünften z. B. bei den Küfern herrschten merkwürdige Eigenheiten.

Digitized by Google

Der alte Frankfurter Bürger war gutmütig, weichherzig bis zur Empfindsamkeit, zeigte aber gern eine rauhe Außenseite, selbst der Gebildete gefiel sich in derbsten Ausdrücken.*) Der Historiker Kriegk bemerkt in seinem Buche „Die Brüder Semkenberg" mit Recht, daß wer den in der Frankfurter Lokalgeschichte hervortretenden reichsstädtischen Geist kannte, leichter als ein anderer manche in Goethes Schriften vorkommende Derbheiten begreift.**)

Für seine Stadt hegte der Frankfurter eine schwärmerische, keine Opfer scheuende Liebe, und mit Recht, denn seiner Stadt glich keine andere in Deutschland. Jahrhunderte lang war sie die Krönungsstadt der deutschen Könige, zur Zeit der Übermacht Napoleons prangte sie als Residenz eines Herzogtums unter dem eitlen, aber geistreichen und wohlwollenden Fürst-Primas Dalberg, der ihr große Sorgfalt widmete. Nach dem Sturze Napoleons ward sie zum Sitze des hohen Bundestages erkoren, eine freie Stadt ohne Oberhaupt und doch der Sammelplatz deutscher und fremder Diplomaten, die eine Art Hof bildeten. Ihre Patrizier waren nicht blos Bankiers und einflußreiche Senatoren, sondern große

*) Als ich im Jahre 1859 mit dem lange verstorbenen Cellisten Brinckmann Beethoven's sehr selten gehörte Sonate d—dur op. 102 spielte, sagte mir Rühl (†), der Gründer des noch jetzt seinen Namen tragenden Gesangvereins „Dunnerkeil de Sonat hoben Se oofig in de Finger"; das galt den Zeugen als das höchste Lob.

**) Als der große Goethe, der Olympier, schon lange Minister-Excellenz und mit vielen Orden geschmückt war, in Haltung und Rede strenge Form beobachtete, in der Prosa keinen Titel vergaß, — Byron war „der edle Lord", — da ließ er doch noch manchmal in Gedichten Worte einfließen, von denen er nur den Anfangsbuchstaben, und auch den nicht immer niederschrieb, wie z. B. im Gedichte auf Napoleon in den „Politica". Für diese rätselhafte Erscheinung giebt Kriegks Bemerkung den besten Aufschluß.

Digitized by Google

Herren, welche die Vertreter großer und kleiner Fürsten bei sich empfingen. Sie genossen auch den Ruf, daß sie sich mit verschwindenden Ausnahmen bei allen gemeinnützigen Unternehmungen der Stadt bereitwillig und freigebig zeigten, Interesse für Kunst und Wissenschaft bekundeten, — die klassische Musik fand immer sorgsame Pflege in Frankfurt — und eifrig darüber wachten, daß jeder ihrem Kreise Angehörige den alten Frankfurter Ruf größter Solidität in geschäftlichen Angelegenheiten befestigen helfe. Die Frankfurter Börse hat bis zum Jahre 1866 das bestimmende Losungswort für den Kurs vieler Wertpapiere ausgegeben, selbst an Berlin und Wien.

Aber nicht in den großen Finanzkreisen allein lag der Schwerpunkt des Reichtums und der Bedeutung der Stadt, sondern in der Wohlhabenheit und der Behaglichkeit des Daseins, die alle Schichten der Bevölkerung durchdrangen. Armut und Not waren unbekannte Dinge, Kleinbürger und Arbeiter hatten keine Konkurrenz von Fremden zu fürchten, die den Arbeitslohn herabdrückten und konnten daher ohne viel Mühe Geld verdienen. Die günstige geographische Lage zwischen den Luxus- und Spielbädern Wiesbaden, Homburg und Baden brachte vielen Durchzug reicher Ausländer und eleganten Kaufläden reichlichen Gewinn. So konnte es denn nicht verwunderlich erscheinen, wenn des Frankfurters Lokalpatriotismus und Selbstbewußtsein sich immer stärker entwickelte, wenn er diese Eigenschaften mitunter in absonderlicher Weise kundgab,*) wenn er, wie sein liebenswürdiger

*) Mir wurde als vollkommen autentisch folgendes Stückchen Lokalpatriotismus erzählt: In einem Kasino mußten die alten morschen Stühle durch neue ersetzt werden. Der Vorstand schlug vor diese von einem Möbelfabrikanten in einem ganz nahen kurhessischen Orte anfertigen zu lassen, weil der Mann die beste Ware hatte und die billigsten

Digitized by Google

humoristischer Lokaldichter Friedrich Stoltze einst sagte, nicht begreifen konnte, „wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei", wenn er Preußen wenig Sympathien entgegenbrachte!

Denn Unbehaglichkeit war dem Frankfurter das Zuwiderste und diese um sich zu verbreiten besaßen die preußischen Offiziere und Diplomaten in früherer Zeit ein besonderes Talent, während die Österreicher es verstanden sich beliebt zu machen. Ihre Offiziere waren flotte Lebemänner, gute Tänzer, mit jedermann höflich, die preußischen*) beobachteten stolze Zurückhaltung und verkehrten nur unter sich. Anstatt aller Betrachtungen möge hier ein Zwischenfall aus meinem Frankfurter Künstlerleben als belustigendes Beispiel dienen: Ich verkehrte im Hause des preußischen Bundestagsgesandten Freiherrn von Usedom (†), der im Gegensatze zu den anderen preußischen Herren, von Jasmund und von Wentzel als ein ungemein liebenswürdiger und versöhnlich wirkender Mann anerkannt war. Ich musizierte manchmal bei ihm, wenn er Gesellschaft empfing. Unter den Gästen befand sich öfters ein alter österreichischer pensionierter General (wenn mich mein schlechtes Namensgedächtnis nicht trügt, hieß er von Schirnding), der mir besonders wohlwollte, mir immer sagte, „Sie sein der liebenswürdigste

Preise nahm. Doch die beratenden Mitglieder verwahrten sich dagegen, daß um „ein paar lumpige Gulde" zu ersparen, der allgemein als ehrenhaft anerkannte bisherige Frankfurter Lieferant übergangen werde, und der „Fremde" den Auftrag erhalte. Der patriotische Einwurf fand allgemeinen Anklang und die Stühle wurden beim Frankfurter bestellt, der sofort nach dem kurhessischen Orte ging und sie von dem dort wohnenden Fabrikanten für sich anfertigen ließ.

*) Frankfurt hatte als Bundesstadt österreichisch-preußische Besatzung; es gab oft blutige Schlägereien zwischen den Soldaten, besonders nach dem österreichisch-italienischen Kriege 1859.

Digitized by Google

Künstler, den ich gsehen hab" und regelmäßig einschlief, wenn ich spielte. Dagegen waren einige höhere preußische Militärs sehr aufmerksame Zuhörer, besonders bei Vorträgen klassischer Musik, sprachen aber nie ein Wort mit mir. Eines Abends, als eine größere Gesellschaft versammelt war und ich mich ganz besonders gut gestimmt fühlte, wurde mir vielfach freundlichstes Lob gespendet. Der alte Österreicher (die lauten Bravos hatten ihn wohl geweckt) war ganz entzückt; als er eben seine schönsten Komplimente vorbrachte, trat auch ein hoher preußischer Militär an mich heran, ich dachte schon, nun werde ich einmal auch eine preußische Liebenswürdigkeit zu hören bekommen, stellte mich in Dankes-Positur; und der Herr sprach mit ernstester Miene: „Singen Sie auch?" Die Geschichte erregte damals in Frankfurt so viel Heiterkeit, daß ich Wochen hindurch von Bekannten auf der Straße mit den Worten angeredet wurde: „Singen Sie doch?"

Fragte man den Frankfurter, warum er eigentlich Preußen nicht leiden könne und Österreich vorzog, so konnte er meistens triftige Gründe nicht angeben, gestand zu, daß Preußen ein gebildeter und geregelter Staat sei, während Österreich aus der finanziellen Unordnung nicht herauskäme und in allen politischen Maßnahmen noch viel reaktionärer sei als Preußen, alle Gewaltthaten der kleinen despotischen Regenten beschütze u. s. w. Aber der Österreicher war nun einmal in seinen Augen „ein lieber Kerl, der lebte und leben ließ", wenn er auch mehr Schulden machte, als er zu bezahlen im Stande war, und der Preuße war ein „dürrer spitzer Knicker, der sich was einbildete auf seine Solidität". Solche Argumente konnte man selbst aus dem Munde gebildeter Männer vernehmen, hie und da wurde auch der Gedanke von Großdeutschland vorgeschoben,

Digitized by Google

ohne daß irgend jemand deutlich zu sagen wußte, was das eigentlich sein sollte.

Es gab auch eine preußische Partei in Frankfurt, sie bestand aus einem Häuflein gebildeter Männer, welche die Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände und die Notwendigkeit der Hegemonie Preußens erkannten; sie hatten die heftigsten Angriffe von allen Seiten zu bestehen; Konservative und Demokraten waren immer einig, wo es galt, über „die Gothaer", — mit diesem Spitznamen bezeichneten sie die Anhänger Preußens, die Kleindeutschen, — herzufallen. Der hohe Senat war in seiner Majorität derartig anti-preußisch gesinnt, daß er einmal dem Redakteur des kleinen, ausschließlich für lokale Angelegenheiten wichtigen Frankfurter Intelligenzblattes eine Verwarnung zugehen ließ, weil dieser in einigen Artikelchen sich zu lobend über Preußen ausgesprochen hatte!

Der echte Frankfurter, ein so tüchtiger und ehrenhafter Stamm, wie Deutschland keinen besseren aufzuweisen hatte, ließ sich in seinen politischen Anschauungen von den örtlichen Verhältnissen im Interesse seiner Stadt bestimmen, das ist unleugbar*), dennoch wäre es vielleicht möglich gewesen, ihm noch vor 1866 vernünftigere Begriffe beizubringen, wenn die preußischen Staatsmänner es verstanden, die Eigentümlichkeiten der Stämme zu erkennen, und ihnen kleine Zugeständnisse zu gewähren. Keinesfalls war die Behandlung gerechtfertigt, welche die Stadt nach der Besetzung durch die

*) Frankfurt war angefüllt mit österreichischen Staats-, Bank- und Industriepapieren; preußische Konsols kamen im Handel äußerst selten vor. Während des österreichisch-italienischen Krieges 1859 brachte die Frankfurter Börse den Witz auf, sie hege Nationalgefühl (weil die österreichische National-Anleihe von 1854 am meisten in Frankfurt verbreitet war.

Digitized by Google

preußischen Generale erdulden mußte. Ob diese ganz aus eigenem Antriebe handelten? Ob Bismarck, der bei aller Kleinlichkeit so große, bei aller Größe so kleinliche, die Frankfurter all die Unannehmlichkeiten entgelten ließ, die er als Bundestagsgesandter in den fünfziger Jahren erfahren hatte? Man muß diesem Gedanken weiten Raum geben, wenn man sieht, mit welchem Grolle der ehemalige Reichskanzler jeder wirklichen oder vermeintlichen Unbill gedenkt und wie er jede Rücksicht, selbst die für Deutschlands Ehre und für die Pflichten, die seine eigene hohe Stellung ihm auferlegt, seinen Rachegelüsten hintansetzt.

Das alte Frankfurt ist nun fast verschwunden, eine neue Generation wächst heran, — möge ihr die Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit der Väter bewahrt bleiben! Die Stadt zeigt immerwährende großartige Entfaltung, neue Straßen und herrliche Bauten sind entstanden, der Verkehr auf den Straßen, bekundet starke Zunahme der Bevölkerung. Es mögen sich wohl jetzt viele Nicht-Frankfurter „Hergeloffene" angesiedelt haben, aber alle Anzeichen lassen schließen, daß sie den Wohlstand der Stadt nicht schädigen.

Die Ereignisse jener Zeit erweckten mir wieder die Lust zu politisieren.

Von dem Augenblicke, da die Spaltung zwischen Österreich und Preußen begann, lag mir die Entwickelung, die Haltung der verschiedenen Staaten, der Ausbruch des Krieges und dessen Ausgang außer allem Zweifel. Ich teilte meine Ansichten dem damaligen Redakteur der Vossischen Zeitung Ernst Lindner (†) in einem Artikel mit, meine Aufzeichnungen und Darlegungen gefielen ihm ganz besonders und sie bewährten sich ja auch. Als im August des Jahres die Eigentümer des Frankfurter Journals einen neuen Redakteur suchten und sich bei ihm nach einem solchen

Digitized by Google

erkundigten, empfahl er mich auf das angelegentlichste und forderte mich auf, mit den maßgebenden Persönlichkeiten sofort in Verbindung zu treten. Ich zauderte keinen Augenblick den Antrag abzulehnen, teilte diesen Entschluß und dessen Beweggründe den Frankfurter Herren mit und erhielt folgende Antwort: Geehrter Herr! Ihre Auseinandersetzungen über die Stellung, die ein neuer Chefredakteur unseres Blattes einnehmen soll, sind so zutreffend, daß ich doppelt beklage das Thema nicht weiter besprechen zu können. Indeß achte ich Ihre Gründe vollkommen," u. s. w. Dr. Vogel. Frankfurt, 30. August 1866.

Lindner ist schon im Jahre 1867 gestorben, kaum 47 Jahre alt. Nur sehr wenige erinnern sich noch seiner und doch war das Wirken dieses Mannes ein weit ausgebreitetes und tief eingreifendes. Im allgemeinen wissen manche Leute noch jetzt, daß er als langjähriger Schriftleiter der Vossischen Zeitung einen sehr bedeutenden Einfluß auf politische Angelegenheiten geübt hat, aber wem ist noch bekannt, daß er der erste Verkünder der Schopenhauerschen Philosophie in Berlin gewesen ist, daß er eine Zeitlang an der Spitze des Bach-Vereins stand, daß von ihm Bücher und Aufsätze über Musikgeschichte und Ästhetik existieren, die tiefstes Studium und genaue Kenntnis bekunden und einen Schatz geistreicher Bemerkungen und Anregungen bergen? Sein Buch „Arthur Schopenhauer; von ihm über ihn" enthält merkwürdige Briefe des Philosophen; dieser nannte ihn und Frauenstädt „seine Apostel." Sein Werk „Die erste deutsche Oper" ist für jeden Forscher unentbehrlich, in seinem Buche „Zur Tonkunst" befindet sich ein Artikel „Johann Seb. Bachs Werke" mit tiefsinnigsten Bemerkungen über den großen Kantor und den „Riesen" Händel, und eine lange Abhandlung „Über künstlerische Weltanschauung", die

Digitized by Google

auf jeder Seite lehrreichste und geistreiche Anregungen bietet, ganz besonders das Verhältnis des Schopenhauerschen Pessimismus zur Tonkunst in unübertrefflicher Weise beleuchtet, mit schärfster Logik beweist, daß weder die so vielgepriesene Ethik des Buddha*), den Rich. Wagner in seinen „Nachgelassenen Fragmenten" Seite 114 mit Jesus identifiziert, „das ist nun Jesus (Buddha)" u. s. w., noch die Schopenhauersche Lehre von der Nichtigkeit des Daseins**) für die Tonkunst die mindeste Bedeutung hat. Dieser allerdings sehr ernst geschriebene, nur sehr aufmerksamen und ernst denkenden Lesern zugängliche Artikel verdiente um so mehr allgemeinere Verbreitung, weil Lindner als Philosoph ein entschiedener Anhänger Schopenhauers gewesen ist und nur dessen ästhetische Anschauung von der Musik bekämpfte. Daß Schopenhauer Mozart und Rossini nebeneinander stellte und von dem letzteren die Eigenschaft am höchsten pries, daß er die Worte garnicht berücksichtigte, sei hier nebenbei bemerkt.

In musikalischer Hinsicht war das Jahr 1866 für mich ein sehr unglückliches. Der Inhaber einer großen Klaviernieder lage in Königsberg, Herr Emil Theben (†), ein sehr liebenswürdiger und wohlwollender Mann, hatte an meinen musikalischen und litterarischen Leistungen besonderen Anteil genommen, stellte sich mir vor und beschrieb die Königsberger Verhältnisse, die dortige für mich günstig gestimmte musi-

*) Unter den zehn Vorschriften, die dem angehenden Schüler gegeben werden, lauten die siebente und achte: nicht zu singen und zu tanzen, nicht Musik machen u. s. w. „So wird der Kunst die Wurzel abgegraben."

**) Was lehrt der Philosoph Schopenhauer? Daß das an sich des Lebens der Wille, das Dasein selbst ein stetes Leiden, teils jämmerlich, teils schrecklich ist. „Und die Darstellung dieser Jämmerlichkeit und dieser Schrecken durch die Musik sollte uns auch noch in den schmerzlichsten Akkorden erfreulich sein?"

Digitized by Google

kalische Gesellschaft, seine vielfachen Verbindungen, durch welche er mir große Vorteile zuzuwenden hoffte, in so überschwänglicher Weise, daß ich seiner Einladung folgte und Konzertreisen nach seiner Stadt unternahm. Die erste fiel in die Zeit, da schon die Spannung zwischen Preußen und Österreich die Gemüter beunruhigte. Ich erzielte zwar gute künstlerische Erfolge, aber fast gar keine Einnahmen und fuhr nach Hause. Nach dem Kriege kam Theden wieder nach Berlin und meinte recht eindringlich, ich müßte nunmehr einen zweiten Ausflug nach Königsberg unternehmen, nach den künstlerischen Erfolgen des ersten würden jetzt die materiellen gewiß nicht ausbleiben, er werde alle Hebel in Bewegung setzen. Ich ließ mich überreden, aber die Ergebnisse dieser zweiten Fahrt gestalteten sich durchaus nicht günstiger. Theden war bei all seiner Liebenswürdigkeit und seinem besten Willen nicht der Mann das Publikum anzufeuern, und ich — that nichts für meine Erfolge. Anstatt mich in die musikalischen Kreise einführen zu lassen und die Gunst des sehr mächtigen Kritikers Ludwig Köhler († 1880), des bekannten Klavier-Pädagogen zu suchen, verkehrte ich mit den Professoren Friedländer und Rosenkrantz, besprach philosophische und ästhetische Themata, sah Köhler nur gelegentlich und verletzte seine Eitelkeit. Allerdings befand ich mich nie behaglich in seinem Umgange, er war ein Schönredner, von seiner Methode und seinen ästhetischen Ansichten sehr eingenommen und sehr empfindlich; er verzieh mir niemals, daß ich einmal in einem Gespräche über Auffassung seine Ansicht von einer voraus gefaßten Idee, einem Programm bekämpfte und die genaue Kenntnis des Baues, der thematischen Entwickelung u. s. w. eines Musikstückes als erste Bedingung bezeichnete, ohne welche die poetische Auffassung und das Erdenken eines Programmes

Digitized by Google

nur Verworrenheit, nicht wahrhaft künstlerische Wiedergabe erzielt. Er hat sich auch später über meine musik-pädagogischen Veröffentlichungen („Taufigs Übungen", eine Schrift „Wie übt man am Klavier") in den „Signalen", ohne sich zu nennen sehr abfällig geäußert und war sehr erbost, als ich seinem Urteile die von Rubinstein, Rudorff, Hanslick und Dorn in der Bockschen Musikzeitung entgegenhielt. Ich besitze noch seinen Brief an Herrn Senff, den thätigen Herausgeber der „Signale", in welchem er sich weigert, mein Studienwerk „Der musikalische Anschlag" zu besprechen; Herr Senff war so freundlich, mir dieses Schreiben einzusenden als Beleg für seine Bereitwilligkeit meinem Ersuchen um Besprechung des Werkes zu willfahren.

In die Zeit meiner zweiten Königsberger Reise fiel ein Ausflug nach Posen mit sonderbaren Beigaben und Nachspielen. Der Kommissionsrat Falk, Eigentümer der größten Klavierniederlage, veranstaltete in seinem neuen Musiksaale ein Konzert zum Besten der National-Invalidenstiftung, dem mehrere Dilettanten ihre Mitwirkung zusagten. Um jedoch dem Unternehmen die Grundlage eines Fachmannes zu geben, stellte er mir brieflich den Antrag, daß das Konzert auf meinen Namen gegeben werde und daß ich dafür ein bestimmtes Honorar erhielte. Sein Brief wurde mir nach Königsberg gesandt, ich antwortete mit einem Telegramm, daß ich am bestimmten Tage komme, aber kein Honorar nehme. Das Konzert fand am 24. November 1866 statt, die Gemahlin eines Majors, jetzigen Generals a. D. sang eine Arie und Lieder und Graf Monts, der damals bei den Ulanen stand, jetzt aber ebenfalls nicht mehr aktiv ist (er hat die schöne und geistreiche Tochter des Präsidenten von Achenbach geheiratet), spielte ein Rêverie von Vieuxtemps. Am Morgen nach dem Konzert ersuchten

Digitized by Google

mich einige Musikfreunde, ihnen einige Werke von Beethoven und Bach vorzutragen, wir gingen nach demselben Saale, und ich verbrachte fast zwei Stunden am Klavier. Die Zeitungen waren des Lobes voll, der Präsident der Provinz Posen, Herr von Horn, schrieb einen Dankbrief an Herrn Kommissionsrat Falk, worin er ganz besonders meine Leistungen und meinen „patriotischen Sinn" hervorhob. Als ich einige Monate später nach Posen kam und ein eigenes Konzert gab, blieb der Saal leer. Herr von Horn, dem ich mich vorgestellt hatte, beobachtete eine eisig kalte Haltung. Der erste Musikalienhändler in Posen, der die Anordnungen des Konzertes besorgt hatte, meinte, es hätte vorher mehr Lärm gemacht werden müssen. Das war freilich eine Kunst, die ich nicht verstand, mir war der Erfolg jenes Wohlthätigkeitskonzertes und das Lob der Zeitungen als genügende Vorbereitung erschienen. Noch schlimmer als in Königsberg und Posen ging es mir in Leipzig. Ich hatte nach den Erfolgen meiner Berliner Konzerte und Kammermusik-Abende die Herren David und Reinecke um ihre Verwendung bei der Gewandhausdirektion ersucht, ich wollte beweisen, daß meine schwache Leistung an jenem Probemorgen (1862) nur die Folge vielfacher mißstimmender Störungen gewesen war, daß ich besseres zu vollbringen vermag. Die beiden Herren erfüllten meine Bittte in der freundlichsten Weise, der Brief, den mir Professor Reinecke am 29. November 1866 sandte, gehört zu den sehr wenigen Erinnerungen, die noch heute mein Herz erwärmen und Dankbarkeit in mir erwecken. Ich wurde (am 8. oder 9. Dezember) zu einem Gewandhaus-Konzert eingeladen und wieder war mein Spiel viel schwächer als selbst an schwachen Berliner Tagen. Bei der Probe, ich spielte Robert Schumanns Konzert, war meine Stimmung anfangs eine so energische, daß David, der

Digitized by Google

am Dirigentenpulte ſtand, mir freudig zuwinkte, — dann plötzlich erlahmte meine Kraft — und ich wurde verwirrt. Am Konzertabende ſelbſt mißlang mir zwar nichts, aber es lag eine Mattigkeit über mir, die ich nur in dem F-dur Nachtſtück von Schumann einigermaßen überwand, — es war das einzige Stück, das mir lebhaften Beifall gewann. Die Kritiken waren kühl.

Digitized by Google

IX. Kapitel.

(1867—70.) Veränderungen im künſtleriſchen und geſellſchaftlichen Leben Berlins.

Meine Beziehungen zur Ariſtokratie. Vorleſungen für den Letteverein. Brahms, Stockhauſen, Scholz. Eckert.

Die politiſchen Ereigniſſe des Jahres 1866, die Einverleibung von Hannover, Heſſen, Kaſſel, Homburg und Frankfurt in das preußiſche Königreich, der Aufſchwung der Reſidenz Berlin als Hauptſtadt des nunmehrigen Großſtaates Preußen erzeugten notwendigerweiſe im künſtleriſchen und geſellſchaftlichen Leben allmähliche Veränderungen, die dann nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege in vollſtändigem Umſchwunge endeten. Im Jahre 1867 ſiedelten Joachim und Herr Bernhard Scholz, ehemals Hofkapellmeiſter in Hannover, nach Berlin über. Der ſogenannte Florentiner Quartett-Verein Jean Becker und Genoſſen kam zweimal, im Frühjahr und Ende des Jahres nach Berlin und veranſtaltete „Soireen", der Königliche Muſikdirektor Bilſe, der ſeine vortreffliche Kapelle ſchon einmal vorgeführt hatte, nahm mit derſelben dauernden Wohnſitz in Berlin, wo er allabendlich während des Winters in dem eigens für ihn erbauten

Digitized by Google

Konzerthause*) alte und neue Kompositionen zu Gehör brachte und verdiente Erfolge fand. Er war kein gründlicher musikalisch gebildeter, aber ein feuriger Dirigent, der es verstand, immer tüchtige Künstler für sein Orchester ausfindig zu machen und strenge, vielleicht zu strenge Ordnung aufrecht hielt. Im Jahre 1868 erschien Johannes Brahms zum ersten Male in Berlin, als konzertgebender Klavierspieler, im Vereine mit dem Sänger Stockhausen. Im Jahre 1869 wurde die Königliche Hochschule für ausübende Tonkunst gegründet. Joachim war Direktor und begann seine ruhmvollen Quartett-Abende; im selben Jahre ward Carl Eckert, der ehemalige Direktor der Wiener Hofoper dann Hofkapellmeister in Stuttgart (wo ihn Kulissen-Ränke vertrieben) zum ersten Kapellmeister an die Berliner Hofoper berufen. Im Jahre 1870 fand die erste Aufführung von Richard Wagners „Meistersingern" statt.

Über meine Beziehungen zu dem edlen Joachim habe ich schon in einem vorhergehenden Kapitel gesprochen. Jetzt werde ich von den manchmal recht eigentümlichen Konsonanzen

*) Es ist kulturhistorisch bedeutsam, daß gerade die beiden größten Berliner Konzert-Lokale der Neuzeit aus ehemals ganz verrufenen Vergnügungs-Anstalten durch Umwandlung entstanden sind. Das Konzerthaus steht auf dem Platze der einstigen „Musenhalle", die selbst unter den gemeinen Versammlungs-Räumen einen niedrigen Rang einnahm. Der Eigentümer derselben Musenhalle, Meding, hat das Konzerthaus gebaut, Bilse mit seiner Kapelle angeworben und in diesem Saale haben Joachim, Rubinstein und Richard Wagner Konzerte gegeben. Aus ganz ähnlicher Metamorphose ist der Philharmonische Saal hervorgegangen, in dem Bülow seinen Zauberstab schwingt. Er war erst von einem unsauberen Herrn als Skating-Ring für ein sehr gemischtes Publikum gebaut, dann wurde er als Theater für eine Italienische Operngesellschaft verwendet; als der erste Gründer von der Oberfläche verschwand, nahmen die neuen Direktoren eine andere Richtung und erbauten zuletzt den jetzigen prächtigen Saal.

Digitized by Google

und Dissonanzen erzählen, welche sich im Verkehr mit den anderen genannten Künstlern erklungen sind, in der Reihenfolge, wie ihre Namen angeführt waren.

Herr Scholz gab zuerst 1867 im Vereine mit dem Violinvirtuosen Auer ein Konzert, worin seine Ouvertüre „Im Freien" und ein Klavier-Konzert, das er selbst spielte, zu Gehör kamen, hierauf zwei eigene Orchesterabende. Dann eröffnete er eine Reihe „Philharmonie-Konzerte", die im Jahre 1869 endeten. In verschiedenartiger Thätigkeit als Komponist, Dirigent und Klavierspieler bewährte er sich als ein ausgezeichneter feinfühliger, durch und durch formsicherer Künstler; die eben erwähnte Ouvertüre und eine Sonate, von der gleich weiter unten die Rede sein wird, verdienten größere Verbreitung als sie fanden. Herr Scholz hielt es anfangs nicht für angezeigt meine Bekanntschaft zu suchen und da er der fremde, ich der bereits ansässige Künstler war, mußte ich glauben, daß er jede Beziehung zu mir vermeiden wolle und beobachtete entschiedene Zurückhaltung. Nur als einmal in der Neuen Berliner Musikzeitung, für die ich damals noch viel schrieb, eine gehässige Besprechung seines Konzertes erschien, hielt ich es für notwendig ihn durch einige Zeilen in Kenntnis zu setzen, daß der Bericht, dessen Ton ich mißbilligte, nicht aus meiner Feder gekommen war und daß ich nach Kräften sorgen würde derartige Ausfälle nicht mehr vorkommen zu lassen. Herr Scholz dankte mir (29. November 1867) und stellte später (12. Februar 1868) das Ersuchen die Konzerte selbst zu besprechen, dem ich gern willfahrte. Als nach einem Konzerte von Stockhausen und Brahms einige Verehrer des letzteren, zu denen ich mich zählte, mit ihnen in einem Gasthause den Rest des Abends verbrachten und Brahms sich mir besonders freundlich zeigte, trat mir auch Herr Scholz

Digitized by Google

näher. Es entwickelte sich ein reger Verkehr zwischen uns. Wie ich mich als Künstler gegen Herrn Scholz benommen habe, davon mögen seine Briefe Zeugnis geben. Der erste vom 24. Mai 1868 lautet: Die bewußten drei Concerts populaires werden wahrscheinlich Oktober bei Kroll stattfinden. Joachim und Stockhausen werden Sie ja in Köln sehen und ich autorisiere, ja ich ersuche Sie, mit ihnen gelegentlich über die Sache zu sprechen. Ich sage Ihnen überhaupt schönen Dank für die Bemühungen, denen Sie sich in der Konzertangelegenheit unterzogen haben." Am 12. Juli 1868 schreibt mir Herr Scholz: „Mein Bruder schreibt mir, daß Sie bei Tausig sondieren wollen, ich werde Ihnen dafür sehr dankbar u. s. w. Genehmigen Sie die Versicherung der Ergebenheit und Erkenntlichkeit Ihres u. s. w." Im Herbste desselben Jahres zeigte mir Herr Scholz eine von ihm komponierte Sonate im Manuskript, ich spielte sie durch, fand viel Gefallen daran und beschloß sie in meinem Konzerte Februar 1869 vorzuführen. Meines Wissens war ich damals der erste und einzige namhafte Künstler, der als Solist ein Werk des Herrn Scholz öffentlich vortrug. Ob ich dabei einen andern Zweck verfolgen konnte, als das neue interessante Werk eines Komponisten, der kaum zwei Jahre in Berlin lebte, dessen Ruf noch nicht ganz festgestellt war, bekannt zu machen, darüber möge der Leser entscheiden; ich will hier nur die zwei Thatsachen erzählen, die feststellen, daß meine künstlerische Gastfreundlichkeit mir Schaden gebracht hat. Ein mir bis dahin befreundeter Musiker, Referent einer sehr einflußreichen Musikzeitung erklärte mein Konzert nicht besuchen zu können, „wegen Unpäßlichkeit". Als ich diesen Grund nicht gelten ließ, schrieb er mir er wolle nicht kommen, weil ihm viel größeres Recht zustand, daß ich eine Komposition von ihm spiele, der sich mir immer freundlich

Digitized by Google

erwiesen hatte, als von Herrn Scholz, der in der schlimmsten Weise von mir gesprochen hätte. Seinen Brief besitze ich noch. Hofkapellmeister Taubert, den ich besuchte, um ihm die Sonate vorzuspielen, hörte sie an, äußerte sich lobend darüber und erklärte mir dann ganz offen, meine künstlerischen Pflichten und Interessen geböten mir, das Werk eines Berliner Künstlers, etwa ein Trio von ihm vorzuführen und nicht einem Fremden solchen Vorschub zu leisten. Ich habe es später eine Zeitlang fühlen müssen wie empfindlich berührt, wie nachtragend er gewesen ist.

Wäre mir nun etwas praktischer Sinn verliehen gewesen, so mußte ich sofort von Herrn Scholz eine entschiedene Erklärung bezüglich der in jenem Briefe gegebenen Mitteilungen verlangen, und wenn sie nicht vollkommen genügend ausfiel, seine Sonate vom Programm absetzen und den Leuten die Ursache dieser Änderung darlegen. Wie aber war mein Verhalten? Ich grämte und beklagte mich über das Benehmen eines Mannes, dem ich so viel Freundliches erwiesen, verbrachte schlaflose Nächte, spielte aber die Sonate mit dem ganzen Aufwand meiner Kräfte und gewann ihr verdienten Erfolg. Am Tage nach dem Konzerte war ich von der Aufregung ganz unwohl. Herr Scholz besuchte mich und nunmehr erst zeigte ich ihm den Brief. Er begann eine Erklärung, führte sie aber nicht zu Ende, meine selige Frau rief mich zu Tische, wahrscheinlich fürchtete sie, daß bei meiner Erregung eine peinliche Szene entstehen könnte und wollte vorbeugen. Herr Scholz sandte mir am dritten Tage (24. Februar 1869) ein langes Schreiben mit einer Erklärung über den Passus in dem Briefe: Als im Anfange seiner Konzerte die „Berliner Neue Musik-Zeitung" in den Kritiken einen geringschätzigen und gehässigen Ton gegen ihn angeschlagen hatte, hielt er mich für den Verfasser jener Kritiken

Digitized by Google

und fühlte keinerlei Verpflichtung den, wie er glaubte übelwollenden Kritiker in irgend einer Weise zu schonen". Von Spätherbst 1867 jedoch habe er keine „kompromittierende Äußerung" fallen lassen. „Sie haben mir durch den Vortrag meiner Sonate, trotz der Hetzereien von anderer Seite abermals einen Beweis gegeben, daß sie auch uneigennützig zu handeln wissen und das hat mich in meinen Gesinnungen gegen Sie bestärkt. Ich danke Ihnen dafür."

Die Erklärung des Herrn Scholz war eine vollkommen regelrechte, korrekte, was er über seine früheren Äußerungen sagt, muß als der gesellschaftlichen Moral vollkommen entsprechend anerkannt werden. Aber meine nunmehrige Haltung ihm gegenüber war eine ganz unrichtige, das gestehe ich geradezu. Ich mußte ihm antworten, daß meine Anschauungen von künstlerischen Pflichten andere wären als die seinen, daß wenn ich in einem Künstler den Verfasser übelwollender Kritiken vermutete und auf diese Vermutung hin „kompromittierende Äußerungen gegen ihn fallen" ließ, wenn ich dann mich nicht bloß von dem Irrtume überzeugte, sondern in dem Beargwohnten einen wahrhaft uneigennützigen, der Kunst mit Begeisterung dienenden Mann fand, dem ich mehrere Male dankte, ich ihm geradezu eingestanden hätte, daß die früheren unrichtigen Meinungen mich auch zu schlimmen Äußerungen verleiteten, die ich nunmehr aufrichtig bedauere. Ich mußte weiter erklären, daß diese meine Anschauungen von künstlerischer Pflicht vielleicht sehr irrige sein können, daß ich aber daran festhielte, daß ich durch den Vortrag seiner Sonate den von ihm anerkannten Beweis meiner Uneigennützigkeit gegeben habe, nunmehr aber jeden weiteren persönlichen Verkehr als aufgehoben betrachtete. So mußte ich zu Werke gehen; und wenn die Beziehungen zwischen Herrn Scholz und mir zuletzt doch erkalteten, so ist

Digitized by Google

ihm durchaus keine Schuld zuzumessen, denn wie gesagt, er hat ganz korrekt gehandelt.

Johannes Brahms habe ich schon im Jahre 1853 kennen gelernt, als er im zwanzigsten Jahre stand, noch von keinem Künstler gehört und gewürdigt war, als von Joachim. Auf seinen Wanderungen mit Reményi*) kam er auch nach Göttingen, wo Joachim, um seine geistige Bildung zu vermehren, als „Hospitant" der Kollegien von Waitz und Ritter Geschichte und Logik studierte. Der junge Wanderer hatte bereits seine C-dur-Sonate Op. 1, die Lieder Op. 3, von denen „Liebestreu", populär geworden ist, das geniale Scherzo Es-moll Op. 4 komponiert; die Sonate Fis-moll Op. 2 und das großartige Meisterwerk der Sonate F-moll Op. 5, sind meiner Ansicht nach etwas später entstanden, wenigstens habe ich sie 1853 von ihm nicht gehört. Joachim fühlte sich von der ganzen Wesenheit Brahms mächtig ergriffen, er gab ihm und Reményi Empfehlungen an den Hofintendanten Grafen Ploto in Hannover. Mir schrieb er einen enthusiastischen Brief, aus dem ich die Worte hervorhebe: „Brahms hat ein ganz ausnahmsweises Kompositionstalent und eine Natur, wie sie sich nur in verborgenster Zurückgezogenheit in vollster Reine entwickeln konnte; rein wie Diamant, weich wie Schnee." In einem zweiten Briefe heißt es: „In seinem Spiele ist ganz das intensive Feuer, jene, ich möchte sagen fatalistische Energie und Präzision des Rhythmus, welche den Künstler prophezeien und seine Komposition zeigt schon jetzt so fertig Bedeutendes, wie ich es bis jetzt bei keinem Kunstjünger seines Alters getroffen". Diese merkwürdigen Äußerungen

*) Der Leser wird sich erinnern, daß ich hiervon schon gesprochen habe.

Digitized by Google

Joachims gewinnen noch höhere Bedeutung, wenn man bedenkt, daß er zu der Zeit als er sie schrieb, noch der „neudeutschen“ Richtung angehörte, noch im Herbste desselben Jahres auf dem Karlsruher Musikfeste unter Liszts Leitung sein erstes Konzert vorführte. Brahms ging von Hannover nach Weimar, von da zurück nach Göttingen zu Joachim, und von ihm wurde er dann zu Schumann gesandt, der im Oktober 1853 jenen begeisterten Artikel „Neue Bahnen“ in der Neuen Zeitschrift für Musik nach zehnjährigem Stillschweigen veröffentlichte und dem jungen Meister die künstlerische Laufbahn öffnete, auf welcher er in so glorreicher Weise weiter geschritten ist.

Was soll ich nun von dem ersten Eindruck sagen, den Joh. Brahms Erscheinen in mir erzeugte. Wer ihn jetzt sieht, der kann sich auch nicht die allergeringste Vorstellung bilden von dem Brahms jener Tage. Wer sollte begreifen, daß der beleibte behäbige Herr mit den starken Zügen, dem grauen Vollbarte und dem ernsten, selbstbewußten, offenen, mitunter rücksichtslosen Gebahren und der manchmal recht derben Rede, im Jahre 1853 ein ganz schmächtiger Jüngling war, dessen zartes blasses, bartloses, von blonden Locken umrahmtes Gesicht schwärmerischen Ausdruck zeigte, (eine Leipziger Zeitung bezeichnete ihn bei seinem ersten Auftreten als „Raphael-Kopf“) der mit sanfter Stimme und ohne die mindeste Geziertheit in poetischen Ausdrücken sprach, sich auf seinen Manuskripten „Johannes Kreisler junior“ nannte, (in Erinnerung an E. T. A. Hoffmanns Kapellmeister Johannes Kreisler*), und vollkommen der Beschreibung Joachims entsprach: „Rein wie Diamant, weich wie Schnee?“

*) Schumanns „Kreislerianer“ beziehen sich ebenfalls auf diese Erzählung.

Digitized by Google

Ich bin mit Brahms seit jener ersten Begegnung öfters zusammen gekommen, unsere Beziehungen sind nie zu vertraulichen gediehen, aber in manchen künstlerischen Angelegenheiten fand ein Briefwechsel zwischen uns statt, der mich jedesmal in der Überzeugung bestärkte, daß er zu den edelsten Charakteren gehört. Das wichtigste Schriftstück, eine kleine Postkarte, die aber den Menschen „rein wie Diamant, weich wie Schnee" erkennen läßt, darf ich hier nicht wiedergeben, weil er Nachsicht und Diskretion verlangte, dagegen wird der edle Mensch und große Meister es mir bestimmt nicht verübeln, wenn ich einen Brief anführe, der in gleicher Weise seine großartige Kennerschaft wie sein schönes Gemüt bekundet. Ich hatte für meine Vorträge im Konservatorium die Dussekſche Sonate „Le retour à Paris" durchgespielt und fand das Scherzo nicht bloß entzückend erfunden, sondern auch in der Harmonie-Führung ganz Schumannisch. Nun kam mir der spaßige Einfall, dieses Stück allein kopieren zu lassen und es Brahms mit der Frage zu senden, ob er wohl den Komponisten erriete? Mein Brief traf ihn in Thun, wo er seinen Sommersitz aufgeschlagen hatte und umgehend kam die Antwort:

„Lieber Hr. E.! Musikalische Rätsel für mich müssen meist etwas schwieriger sein! Ich habe mir gleich die ganze schöne Sonate zur Erbauung und Erinnerung vorgespielt. „Unvermittelte Übergänge" u. s. w. sehe ich nicht in dem Scherzo. Ich sehe und empfinde nur mit Rührung und Bewunderung wie musikalisch und poetisch und wie durchaus künstlerisch alles aufs beste vermittelt ist. Nach dem Allegro in As und dem Adagio in E geht es nun schwärmerisch und nur mit Thränen in den Augen nach As zurück. Aber allein und abgetrennt dürfen Sie den Satz nicht zeigen und

Digitized by Google

rühmen. Seine Größe und eigentliche Schönheit liegt eben im Zusammenhange und Rückgange zum vorigen."

Ist das nicht ein schöner, herrliches Künstlergemüt offenbarender Brief? Wäre es nicht schön, wenn solche Gesinnungen auch in den jetzigen Kunstjüngern Wurzel faßten? Aber ruhiges Studium ist nicht Sache der jetzigen aufregungsbedürftigen Jugend.

Weil ich nun gerade im Briefcitieren bin, möge hier gleich einer von Herrn Stockhausen folgen, der einen ganz hübschen Gegensatz zu dem von Brahms bietet. Die Redaktion der Monatsschrift „Nord und Süd", für die ich eine Biographie von Brahms geschrieben hatte, ersuchte mich, ihr auch eine von Prof. Stockhausen einzusenden. Um nun über einige Einzelheiten ganz sichere Angaben bieten zu können, wandte ich mich an Hrn. Stockhausen in Frankfurt und erhielt folgende Antwort:

November 1885. An Hrn. Ehrlich, Musikreferenten. Unser Freund Hans Müller von hier siedelt nach Berlin über und trifft übermorgen früh in Berlin ein. Er wird Ihnen die nötigen Dokumente zur Skizze geben. Er wohnt im Kaiserhof.*) Ergebenst J. St.

Als ich dem „Gesanglehrer" St. sofort schrieb, daß man sich in Frankfurt im Irrtum befände, wenn man glaubte, ich würde den Herrn Dr. Müller aufsuchen, kam am 3. November ein viel bescheideneres Schreiben, das „mit Gruß" endete. Ich aber verzichtete auf die Ehre der Biograph dieses Künstlers zu sein. Herrn Dr. Müller (Sohn des Dichters Wolfgang Müller von Königswinter), der als Kustos an die Königliche Bibliothek berufen war, habe ich später als einen durchaus feinen und vornehm denkenden

*) Die Worte sind im Briefe unterstrichen.

Digitized by Google

Mann kennen gelernt, ihm lag der Gedanke, daß ich ihn aufsuchen sollte, um Material für die Biographie zu erbitten, ganz fern. Stockhausens Meisterschaft als Gesangskünstler war eine allgemein anerkannte, unbestreitbare, doch konnten selbst wärmste Verehrer nicht leugnen, daß seine Leistungen im Liede unvergleichlich höher standen als im Oratorium. Hier reichte die Kraft der Stimme nur selten aus. Als ich ihn das erste Mal hörte, 1856 im Düsseldorfer Musikfeste, sang er den Elias. Ich war mit den frohesten Vorempfindungen eines Hochgenusses gekommen, aber welche Enttäuschung wartete meiner! Es hieß zwar allgemein, der große Künstler wäre stark ermüdet und nicht disponiert, (so berichtet auch O. Jahn in dem Grenzboten), auch wurde schon damals bemerkt, daß die Stimme vielen Wechseln, plötzlich eintretenden Heiserkeiten unterworfen sei. Aber am dritten Tage begeisterte er durch Liedervorträge alle Hörer zum lautesten Beifalle und gerade an diesem Tage gewann ich die Überzeugung, daß er nicht die Kraft und den geistigen Schwung besaß eine Partie, wie die des Elias, vollkommen einheitlich durchzuführen. Seine Konzerte in Berlin, über die ich in der „Gegenwart" berichtete, haben diese Überzeugung bestärkt. In der Wiedergabe mancher Lieder, besonders Schumanns, war er ganz ausgezeichnet, doch übertraf ihn Gura in der Vielfältigkeit des Programms und in Wärme des Ausdrucks. Stockhausen war auch eine Zeitlang Dirigent des Sternschen Gesangvereins; als solcher zeigte er vorzügliche Begabung für die Führung des Chores, dem er die feinsten Tonschattierungen beibrachte, aber jene Ruhe und Festigkeit, die allein Orchester und Chöre bei schwierigen Stellen fest zusammenhält, lagen nicht in seiner Wesenheit. Wenn er in größeren Chorwerken an die Stellen kam, bei welchen gebildetester Geschmack und Feinfühligkeit nicht ausreichen und

Digitized by Google

die kapellmeisterliche Sicherheit als erste Hauptbedingung gilt, bemächtigte sich seiner fast immer eine nervöse Aufregung, die dem Kenner schon einige Takte vorher bemerkbar wurde. Dennoch legte er auf die Führung des Dirigentenstabes mehr Gewicht, als auf seine ersprießliche und allgemein anerkannte Thätigkeit als Gesanglehrer.

Ich muß noch einmal auf Brahms zurückkommen, weil sein Erscheinen und Wirken ein wichtiges Stück Kunstgeschichte in sich schließt und die richtige Würdigung seiner Meisterschaft eigentlich erst ganz gedeihen kann, wenn einmal das jetzt noch wogende Parteigetriebe hüben und drüben zu Ende sein wird. Brahms selbst hat nie das mindeste unternommen, um so zu sagen als Haupt einer Schule zu erscheinen, dagegen ist sein Name Losungswort bei einer großen Anzahl von Verehrern, die sein Schaffen und Wirken als wohlthuenden Gegensatz der neudeutschen Schule preisen. Diese hat es auch nicht an gehässigsten Angriffen gegen ihn fehlen lassen, selbst Richard Wagner, der doch so hoch stand, daß er all dem Getriebe von fern zusehen konnte, hielt es nicht unter seiner Würde, in einem Artikel Ausfälle gegen Brahms mit einfließen zu lassen. Man kann noch heute in manchen Zeitungen, besonders in solchen, die der Tonkunst allein gewidmet sind, Artikel und Berichte finden, die von Brahms geringschätzend oder wenigstens oberflächlich kühl sprechen. Ja, es giebt gewisse Ehrenmänner, die Brahms schon aus dem Grunde nicht gelten lassen wollen, weil der ihnen unbequeme Hans von Bülow in Hamburg zu den eifrigsten Verehrern und Verbreitern der Brahmsschen Werke gehört, oder weil diese Werke von Prof. Hanslick in Wien, dem Verfasser der epochemachenden Untersuchung vom „Musikalisch Schönem" und des unübertrefflichen Buches die „Moderne Oper", dem gefährlichsten und unerschütterlichsten Gegner der

Digitized by Google

„Neudeutschen", der Bayreuthianer, immer von neuem gepriesen werden. Die Kapellmeister der eben erwähnten Schule, wie z. B. der neue ausgezeichnete Hofopern-Kapellmeister Weingärtner und Hr. Klindworth bringen, in den von ihnen geführten Konzerten niemals ein Werk von Brahms zu Gehör; allerdings gehören in anderen Kreisen Wagner und Berlioz zu den verpönten Komponisten. In solcher Weise wird nun das Kunsturteil hin- und hergezerrt. Eine richtige klare Anschauung wird erst nach und nach weiteren Raum gewinnen und auch das große Publikum wird einsehen lernen, daß man das deutsche „Requiem", das „Schicksalslied", das „Sextett in B-dur", die „vierte Symphonie" als ganz herrliche großartige Meisterwerke anerkennen und preisen kann, ohne den „Meistersingern", „Götterdämmerung", „Lohengrin" die Unsterblichkeit zu bestreiten. Die Frage von der künstlerisch-sittlichen Wirkung der Werke des einen und anderen, von der Stellung der Persönlichkeit zu den Zeitgenossen kann hier nicht gründlich erörtert werden, sie verlangt eine ganze Abhandlung für sich allein; noch immer sind die Begriffe von der moralischen Wirkung der Kunstwerke ziemlich verworren,*) und werden es auch bleiben. Freuen wir uns, daß Brahms große herrliche Werke geschaffen hat, überlassen wir den Streit über die Moral denen, die sich im Streite immer behaglich fühlen und denken wir, daß in jeder

*) „Die alte halbwahre Philisterleier, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen müssen. Das erste haben sie immer gethan und müssen es thun, weil ihre Gesetze so gut wie das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen; thäten sie aber das zweite, so wären sie verloren, und es wäre besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hänge und ersäufte, als daß man sie nach und nach ins Nützliche absterben ließe." Goethes Brief an Mayer.

Digitized by Google

wahrhaft künstlerischen Freude, d. h. in der Freude, die eben nur durch das Kunstwerk und nicht durch Nebengedanken erzeugt wird, ein Stück Moral steckt.

Die in das Musikleben Berlins am tiefsten eingreifenden Veränderungen traten im Jahre 1869 hervor: Zuerst die Berufung C. Eckerts nach Berlin und die gleichzeitige Pensionierung der Kapellmeister Taubert und Dorn, dann die Gründung der königlichen akademischen Hochschule für ausübende Tonkunst unter der Direktion des Professors Joseph Joachim. Jene geschah durch das königliche Hausministerium, in dessen „Ressort" die Hoftheater-Angelegenheiten gehören, diese war das Werk des Kultusministeriums, dem die Akademie untersteht. Unzweifelhaft haben manche künstlerische Motive bei diesen Veränderungen mitgewirkt. Aber ebenso sicher ist es, daß ohne den Kampf zwischen zwei hochgestellten Damen, um den Einfluß in künstlerische Angelegenheiten, die Änderungen nicht so rasch und so entschieden bewerkstelligt wurden. Männer, besonders wenn sie in hohem Amte stehen, sind gewöhnlich zu bedächtig, erwägen viel, Frauen kennen keine Nebenrücksichten, wenn sie ihre Zwecke verfolgen. Die Gemahlin des verstorbenen Hausministers Freiherrn (späteren Grafen) von Schleinitz, die jetzige Gräfin Wolkenstein war von jeher eine eifrigste Anhängerin der Wagnerschen Kunst und in allem, was diese Richtung förderte, außerordentlich thätig und energisch. Ihr Gemahl, ein Verehrer Mozarts, verhielt sich ziemlich gleichgiltig. Frau von Schleinitz hatte großen Einfluß in Hofkreisen, der hochselige König Wilhelm unterhielt sich gern mit der geistreichen und liebenswürdigen Dame, gewährte ihr viele Zugeständnisse in Wagnerschen Angelegenheiten, obwohl er selbst leichtere und heitere Musik vorzog. Die Kapellmeister Taubert und Dorn waren jener ganz entschiedene Gegner, dieser

Digitized by Google

ein nicht ganz verläßlicher Verehrer des Wagnerschen Genies; er hätte Tristan und Isolde nicht mit der vollen verlangten Liebe einstudiert. Es mußte also ein Dirigent berufen werden, der seine Stellung mit dem Bewußtsein antrat, daß er sie nur seiner ganz unbedingten Anhänglichkeit und Folgsamkeit für Wagners Werke und Grundsätze verdankte; ihm mußte auch die Hauptleitung übertragen werden, da ja sonst der eigentliche Zweck nicht erreicht ward. Es durfte also auch keine Rücksicht für die beiden anderen Kapellmeister vorwalten, in ihrer vollständigen Beseitigung lag eine Hauptbedingung des vollkommenen Gelingens der Pläne; ihr Verbleiben führte unzweifelhaft Streitigkeiten und Reibungen herbei, die von Radecke, dem damaligen dritten Kapellmeister der nun quasi im Range vorrückte, nicht zu befürchten waren. So erhielt Carl Eckert die Stellung.

Die Veränderung war schon im Jahre 1868 beschlossen, aber sehr geheim gehalten. Ich weiß mich ganz genau zu erinnern, daß Tausig eines Tages Andeutungen fallen ließ, es würde binnen einem Jahre ganz anders aussehen im Opernhause, der alte Schlendrian würde ein Ende nehmen, andere Kräfte zur Geltung gelangen. Als ich leise Zweifel äußerte, bot er mir scherzhaft eine Wette an. Auch fiel mir im August desselben Jahres auf, daß Eckert, den ich in Baden-Baden mit seiner Frau kennen lernte, sich so angelegentlich nach den Berliner Theater-Verhältnissen erkundigte. 1869, als ich ihn daselbst wieder traf, machte er aus seiner Berufung kein Hehl mehr.

Bei der Gründung der Königlich Akademischen Hochschule für ausübende Musik, die ebenfalls mit einem gewissen Geheimnisse betrieben wurde, haben wohl mehre verschiedenartige Beweggründe mitgewirkt. Joachim konnte als in Hannover lebenslänglich Angestellter rechtliche Ansprüche auf

Digitized by Google

weitere Honorierung erheben; er zeigte sich geneigt, seine künstlerischen Dienste auch Preußen zu widmen, wenn sich ihm ein, seinen Anschauungen zusagender Wirkungskreis öffnen würde. Das Übergewicht, das die Wagner-Partei am Hofe, durch den Einfluß der Frau von Schleinitz erlangt hatte, erweckte in anderen hochgestellten Damen den Ehrgeiz ihrerseits einer anderen Richtung und den von ihnen bevorzugten Künstlern in der Musik Geltung zu verschaffen. Der Minister Mühler selbst wünschte sich das Ansehen eines Beschützers der klassischen Musik zu geben, indem er ein Institut ins Leben rief, an dessen Spitze die entschiedensten und berühmtesten Vertreter dieser Richtung standen. Und so ward die musikalische Welt eines Morgens mit der Nachricht überrascht, daß Herr Joachim zum Professor, Senator der Akademie und zum Direktor der Königlichen Hochschule für ausübende Musik ernannt sei; als Klavierlehrer war Professor Rudorff angestellt. Die königliche Hochschule bestand also damals vorläufig nur aus den zwei Abteilungen für Klavier und Violine, denn Professor Kiel war an die schon lange bestehende akademische Lehranstalt für Komposition, neben Taubert und Grell berufen worden. Zwar sollte Herr Stockhausen nach dem Wunsche des Ministers und Joachims gleich bei der Eröffnung des Instituts die Leitung der Gesangsklassen übernehmen, aber die Unterhandlungen zerschlugen sich, weil Herr St. die Direktion mancher Chorwerke in den projektierten „akademischen Konzerten" verlangte, die Joachim sich allein und mit Recht vorbehielt, und weil er auch das Recht beanspruchte, gleich Joachim, Reisen zu unternehmen und Konzerte zu geben, ohne die vorherige Erlaubnis des Ministers einzuholen. Ein Jahr später ward Herr Professor Adolf Schulze aus Hamburg auf die Empfehlung Chrysanders, an dem sich Joachim gewandt

Digitized by Google

hatte, als Leiter der Gesangsklasse angestellt; später erhielten Professor G. Engel, Professor Otto, Frau Schulzen von Asten u. a. den Ruf, als Lehrkraft für einzelne Fächer zu wirken.

Es wurde viel geredet und geschrieben über die unerwartete Gründung, besonders die Anstellung des Professor Rudorff*) gab Anlaß zu allerhand Bemerkungen und leeren Auslegungen. In einer Zeitung hieß es, er wäre mit der Tochter des Kultusministers verlobt und diese Unwahrheit fand so eifrige Verbreitung, daß Professor Rudorff sich zu einer Erklärung gezwungen sah. Nach und nach verstummten die Gerüchte.

Die Hochschule besteht nun seit zweiundzwanzig Jahren. Sie hat manche Änderungen erfahren. Die von ihr veranstalteten „akademischen Konzerte", die zu Anfang sehr große Erfolge und vielen Zuspruch erlangten, endeten anfangs der achtziger Jahre, weil immer neue Schwierigkeiten eintraten. Das Orchester bestand aus Schülern und Lehrern der Anstalt; da die besten unter den Erstgenannten meistens sofort nach ihrer Ausbildung in Theatern oder Konservatorien Anstellung fanden, fiel es der Leitung der Hochschule sehr schwer, immer mit neuen weniger Eingeübten große Werke aufzuführen und die Zuziehung fremder Kräfte, das Voranstellen der Lehrer konnte nicht als eine Probe für die Leistungsfähigkeit der Anstalt gelten. In der Direktion selbst vollzog sich auf Anlaß Joachims die Änderung, daß

*) Während einer kurzen Zeit hegte man im Ministerium den Gedanken einer Berufung Taufigs oder gab sich den Anschein diesen Gedanken zu hegen; man gewann aber zuletzt die Überzeugung, daß Taufig sich niemals unterordnen würde und daß auch seine künstlerischen Überzeugungen denen der Hochschule in vielen wichtigsten Fragen widersprachen.

Digitized by Google

sie nicht mehr allein von ihm, sondern alljährlich nach alphabetischer Ordnung von einem anderen Vorsteher einer Hauptklasse gehandhabt wird, also von den Professoren Bargiel, Joachim, Rudorff, Schulze, Spitta. So edel diese die Absicht Joachims bei dieser, von ihm veranlaßten Änderung gewesen ist, so scheint sie mir doch nicht dem Zwecke zu entsprechen. In Angelegenheiten der Hochschule muß ein fester Mittelpunkt walten, der die Verantwortlichkeit trägt. In den Augen der nicht Eingeweihten gilt Joachim nach wie vor als der Direktor der Hochschule und was immer dort geschieht, kommt im Lobe wie im Tadel auf seine Rechnung.

Die Hochschule ist, besonders in den ersten fünfzehn Jahren Gegenstand heftiger Angriffe einerseits, unmäßigen Lobes andrerseits, gewesen. Was sie unternahm ward von Anhängern unbedingt als vollendet schön gepriesen, von Gegnern unbedingt verworfen, mitunter in gehässigster Weise. Daß viele Hochschüler in dem Bewußtsein, Musik in einer staatlichen Anstalt zu studieren, die fast der Universität gleichgestellt war, eine anmaßende Haltung nahmen und hierdurch gereizte Stimmung erzeugten, daß auch manche kleinere Lehrer der Hochschule vornehm absprechende Urteile fällten über alle Jene, die nicht auf der Hochschule unterrichtet waren, lag in der Natur der Sache; kleine Kirchenknaben, die vor dem Bischofe die Weihrauchschale schwingen, sind sehr oft noch hochmütiger und intoleranter als der Würdenträger. Heute hat auf beiden Seiten eine etwas ruhigere Anschauung Raum gewonnen. Manche Bedenken wären zu erheben, können aber nur in einem langen, sehr ernsten, ausschließlich für Fachleute geschriebenen Artikel dargelegt werden. Hier will ich nur anerkennend hervorheben, daß die Hochschule durch ihre innere Einrichtung den unermeßlichen Vorteil genießt, keine Wunderkinder ausbilden zu müssen, weil sie nur junge Leute an-

Digitized by Google

nimmt, die das Knabenalter überschritten haben und daß sie daher ihr Hauptaugenmerk der gründlichen musikalischen Bildung der Schüler zuwenden kann.

Und nun wende ich mich zu meinen Angelegenheiten.

Während meiner Anwesenheit in Königsberg hatte ich Herrn von Olfers, den Sohn des damaligen jetzt schon lange verstorbenen General-Direktors der königlichen Museen kennen gelernt, er sang vor 26 Jahren ganz vortrefflich, zeigte sich mir freundlich gesinnt und führte mich in das Haus seines Vaters ein, der allwöchentlich Gesellschaft empfing. Frau von Olfers ist vor einem Jahre hochbetagt gestorben; ich habe sie und ihre edle, ungemein begabte Tochter Marie seit Jahren nicht gesehen, aber die Erinnerung an die herrliche würdige Greisin lebt unauslöschlich in meinem Gedächtnisse. Durch meine Besuche im Hause kam ich wieder in Beziehungen zur aristokratischen Gesellschaft, für die ich von jeher eine thörichte Vorliebe*) hegte; thöricht, weil mir ja die beiden verschiedenartigen Eigenschaften, die aber allein dem Künstler zu einem ersprießlichen Verkehr verhelfen, ganz fehlten: Taktvolle, bescheidene Zurückhaltung und Ergebenheit — oder vollständige Unabhängigkeit. Widersprüche, launenhaftes Benehmen vertragen die Adeligen nur von ihren Standesgenossen oder von ganz berühmten fremden Künstlern. Da meine Beziehungen zu diesen Kreisen ganz aufgehört haben, so wären Betrachtungen nur unangemessen, doch ein paar kleine Zwischenfälle dürften dem Leser vielleicht unterhaltend erscheinen. Ein Mitglied dieser Gesellschaft, das für einen sehr bedeutenden Dilettanten galt, mit dem ich manchmal musizierte — wenn ich nicht sehr irre ist er gestorben, wenigstens

*) Selbst Liszt scherzte, als ich ihn 1852 in Weimar besuchte, über die „vielen hübschen Komtessen und die wenigen guten Künstler", die ich in Wien und Berlin kennen gelernt hatte.

Digitized by Google

lebt er seit vielen Jahren nicht mehr in Berlin, — schrieb mir eines Tages, er wäre von einer Dame gefragt, die seine freundschaftlichen Gesinnungen für mich kannte, ob er es wohl bei mir durchsetzen wolle, daß ich für sie meinen Lektionspreis herabsetze, wenn sie zweimal wöchentlich Unterricht nähme? Im ersten Momente, nach Durchlesung dieser Anfrage kam mir der Gedanke, daß „freundschaftliche Gesinnungen" einem derartigen Auftrage nicht willfahren sollten und daß ich höflich ablehnen müsse, aber die elenden Verhältnisse, in denen ich lebte, die Ängstlichkeit meines guten Weibes und meine Zaghaftigkeit in den Angelegenheiten, wo Entschiedenheit geboten war, ließen den richtigen Gedanken nicht aufkommen. Ich erklärte mich bereit, die erste Schülerin, die Herr v. X. mir empfahl anzunehmen unter der Bedingung, daß der Unterricht in meinem Hause stattfinde. Die junge, sehr nette Dame wohnte bei einer sehr hochgestellten Verwandten. Nachdem sie dreimal bei mir gewesen, schrieb sie mir, sie hätte ihre zweite Stunde in der Weise an Fräulein v. X. überlassen, weil diese gar so sehnlichst wünschte, ebenfalls Unterricht zu genießen. Und so verwandelte sich die eine Dame, die für einen billigeren Preis zweimal in der Woche zur Stunde kam, in zwei Damen, die je einmal den eingeräumten Vorteil benutzten. Ist das nicht unterhaltend? Der zweite Fall: Im Jahre 1867 hielt ich zum Besten des Lettevereins drei Vorlesungen: Über „die Entwickelung des Konzertwesens, Gesellschaft und Musiker, Aristokratie, Plutokratie, Mäcene, Publikum, deutsche Musiker, deutsche Frauen".*) Die Vorlesungen fanden in dem jetzt nicht mehr existierenden kleinen Cäcilien-Saale**) der Singakademie statt und waren von

*) Diese Aufsätze sind 1872 in dem Buche „Schlaglichter und Schlagschatten" erschienen.

**) Jetzt steht die Orgel an dessen Stelle.

Digitized by Google

einem sehr guten Publikum besucht. Der Letteverein sandte mir eine Dankadresse, ernannte mich zum immerwährenden Mitgliede, lud mich zu einer Feierlichkeit, welcher ihre Königliche Hoheit die Kronprinzessin, die spätere Kaiserin Friedrich, die eifrige Protektorin des Vereins beiwohnte. Es kam mir der Gedanke: da ich für die Kronprinzen-Stiftung in Posen ein Konzert gegeben, und nunmehr für den Lette-Verein Vorlesungen gehalten hatte, so wäre es vielleicht möglich, daß ihre Königliche Hoheit mir die Erlaubnis gewährt, ihr „Deutsche Musiker, deutsche Frauen" vorzutragen, wenn eine einflußreiche Persönlichkeit aus den Kreisen, in denen ich so oft musizierte, sich für mich verwenden würde. Da war ein Herr, der mir sehr oft warmen Anteil und Dank für meine Gefälligkeit versichert hatte und mit der Oberfthofmeisterin der Kronprinzessin, Gräfin Pourtales (†), einer ganz vortrefflichen Musikdilettantin, sehr genau bekannt war, den fragte ich um seinen „gütigen Rat" bezüglich des besten Mittels, Ihrer Königlichen Hoheit meinen Namen und meine Thätigkeit zur Kenntnis zu bringen. Statt mir die gehoffte Antwort zu geben, daß er mit der Gräfin Pourtales sprechen werde, verzog der Herr das Gesicht und meinte ganz kalt, er wüßte da keinen Rat. Auch andere Versuche nach derselben Richtung schlugen fehl. Diese Erfahrungen bewogen mich nach und nach die Beziehungen zu Kreisen aufzugeben, von denen eine Natur wie die meinige nichts erwarten durfte. Wie ich im Jahre 1874 durch anscheinend besonders günstige Zwischenfälle mich wieder zur Thorheit verleiten ließ, in hohen und höchsten Kreisen künstlerische Anerkennung anzustreben, werden die nächsten Kapitel zeigen.

Carl Eckert, der Hofkapellmeister und seine Frau, — sie ruhen nun beide im Grabe, — verstanden es besser, die Gunst aristokratischer Kreise zu erwerben, wenn auch nicht aller,

Digitized by Google

doch jedenfalls jener, von denen sie Vorteile erwarten durften. Sie haben bei ihren Lebzeiten eine merkwürdige, eine Ausnahms-Rolle in Berlin gespielt, und da der wichtigere Teil dieser Rolle von der Frau durchgeführt ward, so mögen ihr die ersten Betrachtungen gewidmet sein.

„Kathi" Eckert brachte, als sie nach Berlin kam, nur die Spuren der einstigen großen Schönheit mit und mußte zu allen Mitteln des Putzkastens greifen, um die welkenden Reize aufzufrischen, aber sie verstand die Handhabung dieser Mittel, sowie die Anordnung ihres Anzuges in der vollkommensten Weise; selbst erfahrene Männer, die ganz genau erkannten, daß die Farbe des Gesichts, des Halses, dessen Falten geschickt gefüllt waren, ja selbst die der Lippen aus der Putzbüchse stammte, waren bezaubert von der Toiletten-Kunst dieser Frau. Ein sehr berühmter Beschreiber von Festen und Damen-Ball-Anzügen, dessen Lobpreis zu den ehrgeizigsten Wünschen mancher Schönen gehört, antwortete auf meine Bemerkung, daß mir ein junges, frisches Bürgermädchen zehnmal besser gefiele, als die zusammengemalte Schönheit der Frau Eckert, er bewundere die künstlerische Gabe dieser Frau, sich schön zu machen, derart, daß er sie einer wahren frischen, aber unerfahrenen Schönheit vorzöge. So sprachen noch viele Herren aus der guten Gesellschaft. Kathi Eckert war auch nicht geistreich, noch weniger gebildet, ihre Litteratur-Kenntnisse und die fremder Sprachen blieben in engen Grenzen, sie vermied mit großer Geschicklichkeit jedes Gespräch, dessen Weiterführung Bildung forderte. Die Ausdrucksweise und der ganze Ton ihrer Unterhaltung waren manchmal geradezu erstaunlich „ungezwungen", um das höflichste Wort zu gebrauchen. Ich erinnere mich, wie sie eines Abends im Hause meines verehrten Freundes Magnus Herrmann in einer großen Gesellschaft

Digitized by Google

bei Tisch die allerlustigsten Wiener Schnadahüpfeln mit dem Schlußwort „Hoido!“ anstimmte, und einige Herren und Damen zum Mitsingen aufforderte. Trotz dieser, allen gesellschaftlichen Gewohnheiten Berlins vollständig widersprechenden Eigenschaften war Frau Eckert in vielen gebildeten Kreisen gern gesehen, empfing vornehme Gesellschaft in ihrem Hause und ward von sehr vielen fremden Künstlern eifrig hofiert, weil sie durch ihre Verbindungen nützen konnte. Aber auch große berühmte Musiker, die durchaus keiner Protektion bedurften, bewegten sich gern in ihrem Hause; so oft Rubinstein nach Berlin kam, eilte er Kathi Eckert zu besuchen. Prüfte man nun die Grundlagen der in ihrer Art einzigen gesellschaftlichen Stellung, welche diese Frau in Berlin errang, so fand man in erster Reihe, daß sie durch ihre bei jeder Gelegenheit zur Schau getragene Verehrung für Wagner, für seine Werke, Person und Thaten sich die Gunst der mächtigen Frau v. Schleinitz, der ja Eckert seine Berufung verdankte, in vollem Maße sicherte. An die Künstlerfrau, die Frau v. Schleinitz begünstigte, deren Haus sie besuchte, drängten sich auch viele Damen der Finanzwelt heran, um doch auch in den nobeln Dunstkreis zu gelangen*), ebenso ließen sich viele Künstler bereit finden, ihr Talent im Salon Eckert zu zeigen. Aber die Stellung zur Wagnerpartei hätte für sich allein nicht hingereicht Kathi Eckert solche Beliebtheit zu gewinnen, denn auch hochstehende und reiche Familien, die den Wagner-Enthusiasmus nicht

*) Es war für mich höchst unterhaltend zu beobachten, wie manche Bankiers- und Rentiersfrauen im Anfange ihrer Beziehungen zu den Eckerts mit dem Wagner-Enthusiasmus förmlich prunkten und wie sie, als Kathi Eckert sie doch nicht zu ihren noblen Abendgesellschaften lud, erzkonservativ-musikalisch wurden und nunmehr für Joachim und seine Richtung schwärmten. „O komische Leute, o närrische Welt!“

Digitized by Google

teilten, die auch mit der Führung des Hauses Eckert nicht ganz einverstanden waren, hegten lebhaften Anteil, ja Freundschaft für die Frau. Als der Mann plötzlich starb, (er ward in einer Droschke vom Schlage gerührt), und die Familie in ungünstigen Verhältnissen zurückließ, traten sofort mehrere, den gebildetsten Ständen angehörige Familien zusammen, um für das Loos der Hinterbliebenen zu sorgen. Als zwei Jahre später die Frau fast ebenso schnell hinweggerafft wurde, nahmen sich dieselben Familien in edelster Weise der verwaisten Töchter an, eine derselben hat eine glänzende Ehe geschlossen. Es mußte also im Wesen der Frau Eckert ein gewisser Zauber liegen, der auf verschiedenartige Persönlichkeiten anziehend und fesselnd wirkte und über das Grab hinaus dauernde Freundschaft gewann.

Sie besaß auch in allen gesellschaftlichen Angelegenheiten geradezu erstaunliche Energie und Ausdauer. Ich weiß aus eigener Erfahrung und sichersten Mitteilungen, daß sie manchen Tag von heftigster Migräne gepeinigt, stöhnend auf dem Sofa lag, mit fahlem Gesicht; ganz traurig, kaum des Sprechens fähig, am Abend desselben Tages erschien sie in Gesellschaft, frisch aussehend, heiter, gesprächig, bezaubernd liebenswürdig. In den ersten siebziger Jahren, als die französischen Milliarden noch nicht ganz verschlungen waren und die Kirchturmjagd nach Gewinn und Vergnügungen noch im vollen Laufe war, verging während des Winters fast kein Abend, an dem Kathi Eckert nicht in zwei, auch in drei Gesellschaften glänzte. Sie erklärte einmal in meiner Gegenwart einigen Damen, die sich wunderten, daß sie das aushielt, viel Bewegung in den verschiedensten Gesellschaften sei ihr Lebensbedürfnis, ja Medizin, die stärksten Kopfschmerzen verminderten sich gegen Abend, wenn sie an den Ankleidetisch ging und verschwänden oft ganz, wenn sie sich recht lebhaft

Digitized by Google

unterhielte. Ja, diese Frau war in der That eine auch psychologisch interessante Erscheinung!

Der gute Eckert, den seine Frau ganz beherrschte, war ein sehr guter Musiker und ein vortrefflicher Dirigent bis in die letzten zwei Jahre vor seinem Tode, da verfielen seine Kräfte sichtlich und rasch. Seiner Leitung des Orchesters fehlte die frühere Sicherheit und Energie immer mehr. Er schrieb das den vielen Gesellschaften, in die er seine Frau, oft nach der Opernvorstellung, begleiten mußte, der Ermüdung, dann der Unruhe im eigenen Hause, den Sorgen zu. Eines Abends, als ein glänzender, zahlreicher Kreis bei ihm versammelt war, — die adeligen Herrschaften saßen von den anderen getrennt in einem Zimmer, — sagte Eckert zu mir: „Sehen Sie, lieber Ehrlich, ich habe heute bis 10 Uhr dirigiert, kam ganz matt nach Hause, kann kaum stehen, möchte so gerne zu Bette gehen, mich ausruhen und morgen Vormittag recht frisch zur Probe fahren und muß nun jetzt bis zwei Uhr wach bleiben.“ Als er nach diesen Worten traurig wegschlich, fiel mein Blick auf das nahe hängende Bildnis eines auffallend hübschen, kräftig gebauten, heiter blickenden Mannes, so hatte Eckert vor fünfzehn Jahren ausgesehen, jetzt war das Gesicht alt und runzelig, die Nase zeigte eine bedenkliche rote Farbe! — Er war ein guter, wohlwollender Mensch, diese Anerkennung dürfte ihm niemand versagen.

Meine Beziehungen zu dem Ehepare waren wechselnd und ermangelten in gleichem Maße wie meine anderen der richtigen, andauernden Durchführung. Ich hatte beide 1868 in Baden-Baden kennen gelernt, sie benahmen sich ausnehmend liebenswürdig. 1869 traf ich sie wieder am selben Orte, sie lebten sehr zurückgezogen, es hieß, Versuche am Spieltische wären ihnen mißlungen. Meine selige Frau, die zum erstenmale seit unserer Heirat eine Reise mit mir

Digitized by Google

unternommen hatte, fühlte sich von Frau Eckert ganz bezaubert, so oft wir ausfuhren lud sie Frau Eckert ein und wenn diese nicht kam, mußte ich eines der damals ganz jungen Töchterchen mitnehmen. Als dann der Hofkapellmeister mit seiner Gemahlin nach Berlin übersiedelte, erwartete ich ihren Besuch und fühlte mich mit Recht beleidigt, als sie diese Pflicht nicht erfüllten. Aber Frau Eckert verstand es, bei einer Begegnung im Auerbachschen Hause, meine Frau zu versöhnen, sie gab dann eine Karte an meiner Thür ab und ich — nahm ihre Einladung an. Nichtsdestoweniger konnte ich rechte Zuneigung zu ihr nicht mehr fassen und sie beklagte sich öfters bei meiner seligen Frau über mein „häßliches" Benehmen, man wüßte nie, wie man mit mir umgehen sollte. Nach und nach zog ich mich immer mehr zurück, und sie wurde immer rücksichtsvoller. Nach seinem Tode widmete ich ihm einen warmen Nachruf.

Noch einer Bekanntschaft aus den sechziger Jahren muß ich hier gedenken. Eines Mannes, dessen Namen jetzt fast verschollen ist, der aber eine Zeitlang in Preußen, Österreich und Rumänien eine große Rolle spielte, überall Eisenbahnen und Fabriken errichtete, große Güter kaufte, Paläste für sich bauen ließ, mit Herren von höchstem Adel in vertrautem Verkehr stand und sich zu den europäischen Berühmtheiten zählen dürfte: Bethel Strousberg. Seinen Lebenslauf kann der Leser in jedem Konversationslexikon finden, ich habe nur von meinen Beziehungen zu reden. Als es mir einmal recht schlecht ging, wollten ein paar mir wohlwollende Herren, Dr. Schwerin und Prof. v. Holtzendorff, (beide sind tot) durchaus Dr. Strousbergs Anteil für mich erwecken. Sie kannten den großen Mann nicht persönlich, dagegen einen Herrn, der als sein Faktotum galt, der sollte für mich wirken. Ich bemerkte ihnen zwar, ein „Faktotum" empfehle

Digitized by Google

nur Leute, die ganz von ihm abhängig wären, sie ließen das aber nicht gelten, und so ward ich denn eines Tages zu Herrn Dr. Strousberg bestellt. Er wohnte damals noch in seinem Hause Bellevuestraße; der Palast, den er in der Wilhelmstraße bauen ließ und den jetzt die englische Botschaft besitzt, war noch nicht vollendet. Sein Äußeres erweckte in mir wenig Vertrauen zu einem günstigen Ergebnis meines Besuches. Er sah sehr klug aus, aber das Gesicht trug den Ausdruck hochmütigen Selbstbewußtseins und der dicke Leib, der ganz ausgestreckt im Lehnstuhle lag, vervollkommnete die Erscheinung des Emporkömmlings. Gleich nach den ersten Worten des Empfanges frug er mich, was ich könne, wozu ich verwendet zu werden wünschte. Ich zählte nun meine Fähigkeiten auf, so gut es eben ging; er hörte mich ruhig an und und meinte dann: „Mit all dem kann man sich keinen Sack Kartoffeln kaufen." Das Gespräch nahm kurzen Verlauf, ich ging und Herr Dr. St. ließ auch nichts mehr von sich hören. 1869, als ich von meiner Reise nach Rumänien kam, die das nächste Kapitel beschreiben soll, wurde ich veranlaßt Herrn Dr. St. zu besuchen und ihm einige Artikel über Rumänien anzubieten. Er hatte sein Büreau Unter den Linden. Die Antwort, die er mir erteilte, war in so impertinentem Tone gehalten, daß ich ohne weiter ein Wort zu reden, meinen Hut aufsetzte, ihm den Rücken drehte, fortging und ihn niemals mehr grüßte, wo immer er mir begegnete.

In den siebziger Jahren befand ich mich eines Abends mit der Gesangskünstlerin Trebelli-Bettini und dem damaligen Lehrer an der Hochschule und Cellisten des Joachim-Quartetts M. Müller im Hause meines verstorbenen Freundes Friedeberg*).

*) In dessen Hause, wie der Leser sich erinnern wird, ich 1863 mit Sivori an einem Abende zusammengetroffen bin.

Digitized by Google

Nach dem Musizieren, als die Gesellschaft zum Abendtische geladen wurde, forderte mich der Hausherr auf, Frau Dr. Strousberg zu Tische zu führen. Ich verweigerte es mit der Erklärung, daß bei aller schuldigen Hochachtung für die Dame ich nicht in die Notwendigkeit geraten möchte mit Herrn Dr. Str. zu sprechen. Friedeberg war starr vor Schreck, aber die Personen, denen ich die Ursache meiner Weigerung darlegte, gaben mir Recht. Und wieder nach mehreren Jahren traf ich mit Herrn Strousberg zusammen. Sein Stern war untergegangen, er hatte in Rußland schlimme Tage durchlebt, aber sein Selbstvertrauen dauerte fort. Ich ging durch die Kochstraße, er stieg eben aus einer Droschke vor dem Hause Nr. 73 ab, — die glänzenden Equipagen waren lange verkauft. Er erkannte und begrüßte mich zuerst und meinte dann gleich, er könne mir einen günstigen Antrag stellen; wenn ich mich nicht sehr irre, hatte er eben „das Kleine Journal" gegründet, und dachte vielleicht mich dabei zu verwenden. Ich aber dankte ablehnend und bemerkte: „Herr Dr. St., ich kann mir jetzt einen Sack Kartoffeln kaufen"; er sah mich verwundert an, begriff meine Worte nicht, ich erklärte sie ihm. Da sagte er: „Es thut mir leid, wenn ich Ihnen damals wehe gethan habe, aber sein Sie doch nicht so nachtragend!" „„Ja Herr Dr. St."", antwortete ich, „„ich erinnere mich dankbar an jede mir erwiesene Freundlichkeit, aber auch an jedes andere"". Das war die letzte Begegnung zwischen mir und Dr. St. Nicht lange Zeit darauf brachten die Zeitungen die Nachricht von seinem Tode. Leute, die ihn näher gekannt haben wollen, versicherten, sein Herz wäre gut gewesen, aber sein Kopf wäre schwindlich geworden durch die großen Erfolge seiner Unternehmungen, durch den schnellen Reichtum und durch den Umgang mit den großen

Digitized by Google

Herren, denen er für die Unterstützung seiner Pläne in Rumänien goldene Berge in Aussicht gestellt hatte, die ihn eine Zeitlang hoch priesen, dann aber froh sein mußten, daß sie sich ohne zu große Schädigung ihres Namens und Vermögens zurückziehen konnten.

Und nun will ich von meiner Reise nach Rumänien erzählen.

Digitized by Google

X. Kapitel.

Eine „Miſſion“ in Rumänien.

Im Herbſte des Jahres 1868 war ich bei meinem verehrten Freunde Magnus Herrmann zu einer kleinen Abendgeſellſchaft geladen. Man ſprach viel von den Ereigniſſen der letzten Jahre, von den Zuſtänden in Öſterreich, zuletzt von der „Daco-Rumäniſchen“ Bewegung in Bukareſt und der Aufregung, die ſie in Wien und Peſth hervorgerufen hatte. Die Zeitungen der beiden Städte ergingen ſich in heftigſten Angriffen gegen die preußiſche Regierung, beſchuldigten ſie, im Vereine mit Rußland auf Öſterreichs Ruin hin zu arbeiten, alle möglichen Umtriebe und Mittel anzuwenden und die Bewegung in Bukareſt im Geheimen eifrigſt zu befördern. Die Angriffe ſtützten ſich auf die allerdings nicht unwichtige Thatſache, daß ſeit 1866 ein Prinz aus dem Hauſe Hohenzollern auf dem Throne Rumäniens ſaß und daß die Vorgänge in Bukareſt viele Bedenken erregen mußten. Es hatte ſich ein „Komitee“ gebildet für die Gründung eines großen Dacorumäniens. Die Rumänier der Bukowina, Siebenbürgens und Ungarns ſollten ſich vereinen, ein großes Reich bilden. Eine Subſkription für „nationale Bewaffnung“ war eröffnet worden, Verbindungen mit anderen

Digitized by Google

Komitees zur „Befreiung der Christen in der Türkei“ waren eingeleitet. Um die Bauern, die sich diesen Wühlereien gegenüber teilnahmslos verhielten, aufzustacheln, ward die sozialistische Besitzfrage und die Judenhetze angefacht. Selbstverständlich mußten die Türkei und Österreich diese Vorgänge sehr ernst nehmen; Frankreich, das die Siege Preußens und dessen Haltung gegenüber seiner Einmischung nach der Schlacht von Königgrätz nicht verwinden konnte, unterstützte sie in den Beschuldigungen gegen die Berliner Regierung.

Einer der Gäste des Hauses wußte, daß ich vor Jahren in Bukarest und Jassy gelebt, die meisten einflußreichen Familien gekannt und die Sprache des Landes erlernt hatte, er wünschte meine Meinung zu hören. Ich äußerte Zweifel und Verwunderung über die Bewegung, noch mehr über deren Leiter. Eine allgemeine nationale Begeisterung für Dacorumänien schien mir sehr zweifelhaft, daß die Bewegung unter den Leuten, die sich an die Spitze gestellt hatten zu einem günstigen Resultate nicht führen würde, erschien mir unzweifelhaft. Ich hatte die meisten dieser Herren ziemlich genau gekannt, sie waren mit sehr wenigen Ausnahmen ganz unfähige hohle Köpfe, dem kleinen Bojaren-Stande*) entstammend; in der Zeit meines Aufenthaltes waren sie kriechende Augendiener der Großbojaren gewesen. Constantin Rosetti, der Eigentümer und Hauptredakteur des

*) Es gab und giebt noch heute keinen erblichen Adel in Rumänien, nur das Amt, die Würde verlieh gewisse Privilegien und manche Familien waren immerwährend im Besitze großer Ämter; sie bildeten den Großbojarenstand, aus dem allein ein regierender Fürst gewählt werden durfte. Nach dem Krimkriege ging dieses Privilegium verloren, als Cuza, ein ehemaliger Polizeipräfekt von Galatz, zum Fürsten erwählt wurde; nach seinem Sturze und dem Regierungsantritte des Fürsten Carl von Hohenzollern wurde der letzte Rest dieses Bojarentums verwischt.

Digitized by Google

Romunul, des einflußreichsten Blattes, Bürgermeister von Bukarest, Freund und Berater, man könnte sagen, Gebieter des Ministerpräsidenten Bratiano, der Anreger und Mittelpunkt der ganzen „nationalen" Bewegung, gehörte im Jahre 1842 zu den Lustigmachern der reichen, jungen Bojaren, die ihn einluden, damit er sie mit seinen kleinen lockeren Stegreifversen amüsiere, trug den Spitznamen „Berlicoco". Bratiano war damals ein Subalternbeamter, den niemand beachtete. Diesen beiden, nun zu übergroßer Macht Gelangten mußte doch wenigstens Begabung, Thatkraft und der in ihrem Lande damals noch sehr seltene Ruf vollkommener Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit zugestanden werden. Bratiano hat sogar in späteren Jahren, als er die Nutzlosigkeit und das Unrichtige des demokratischen Liebäugelns mit Rußland erkannte, bedeutende staatsmännische Fähigkeit entfaltet und seinem Lande große Dienste erwiesen. Wie aber in einem Lande, das von jeher viele sehr gescheute, sehr schlau berechnende Leute zählte, allbekannte Flachköpfe und ehemalige Kriecher vor jedem Mächtigeren, denen auch Unzugänglichkeit in Geldangelegenheiten durchaus nicht vorzuwerfen war, zu einflußreichsten Stellungen gelangen konnten, ist mir noch heute ein Rätsel und nur insofern einigermaßen erklärlich, daß selbst die vielen Schlauen, die überall nur auf ihren Vorteil Bedachten, den damaligen Verhältnissen keinen genug langen Bestand zutrauten, um sich dabei weit vorwärts zu wagen und es vorzogen, weiteres abzuwarten. Daß auch alle wirklich staatsmännisch Gebildeten, mein Freund Jon Ghika*) an der

*) Jon Ghika ist vielleicht die bedeutendste Persönlichkeit in Rumänien. Ein Sprosse der einst mächtigsten Familie hat er schon in den vierziger Jahren in stolzer Unabhängigkeit jeden Vorteil durch Verbindungen von sich gewiesen, verließ Bukarest und ward Professor der Mathematik an der Universität in Jassy (Moldau), um zu zeigen,

Digitized by Google

Spitze, sich in vollster Gegnerschaft der Regierung befanden, erschien mir ebenfalls sehr bedenklich. In diesem Sinne sprach ich meine Meinung aus; der Herr, der mich darum befragt hatte, stellte mir den überraschenden Antrag, ich sollte nach Rumänien reisen und dem regierenden Fürsten Karl meine Erfahrungen und Überzeugungen unterbreiten; es wäre durchaus notwendig, daß dieser aus dem Munde eines ganz Unbefangenen, außerhalb der Verhältnisse und der damit zusammenhängenden Rücksichten und Interessen Stehenden, die Wahrheit über Menschen und Dinge vernehme; ein Rumäne, der nicht in das Geschrei der „Nationalen" einstimme, werde sofort als Austro-Magyare, als Verschwörer verdächtigt.

Das mir neben den Reisekosten angebotene Honorar war ein sehr geringes, aber bei meinen damaligen Verhältnissen ein glänzendes zu nennen. Noch viel mehr als der Geldvorteil reizte mich jedoch die Aussicht auf die aben-

---

daß er durch seine Fähigkeiten allein eine Existenz zu gründen vermöge. Da er als entschiedener Gegner Rußlands überall Schwierigkeiten fand, trat er in den Dienst der Pforte, die ihn als „Fürst" der sporadischen Inseln, die ihre Autonomie-Verfassung besitzen, anstellte. Nach dem Krimkriege kehrte er in sein Vaterland zurück. Er war der erste Ministerpräsident des Fürsten (jetzigen Königs) Karl von Rumänien, trat vor der Koalition der alten Bojarenpartei und der Demokraten zurück. Dem Minister Bratiano war er ein entschiedener Gegner, so lange derselbe die „dacorumänischen" Ideen vertrat, gegen die alle Mächte mit Ausnahme von Rußland entschiedene Verwahrung aussprachen. Als Bratiano einen besseren Weg einschlug, versöhnte sich Ghika mit der Regierung und übernahm den Gesandtschaftsposten in England, für das er von jeher große Vorliebe hegte. 1887 hat er mich noch besucht, seither sich ganz in das Privatleben zurückgezogen. Zu seinem Sohne, der eine Zeitlang in Berlin als rumänischer Botschaftsrat weilte, stand ich in freundschaftlichen Beziehungen; dessen Gemahlin ist die Tochter meines zweitältesten Freundes in Rumänien, Konstantin Cretzulesco, der schon vor Jahren gestorben ist.

Digitized by Google

teuerliche weite Reise, auf die verschiedenen Begegnungen mit vielen Ungaren und Rumänen, die ich seit vielen Jahren nicht gesehen hatte, und so erklärte ich mich denn bereit. Der Herr, von welchem der Antrag ausging, stand nur in Beziehung zu dem regierenden Fürsten, in sehr geringer zu der preußischen Regierung. Ich konnte also von dieser keine andere Unterstützung erwarten, als daß der preußische Generalkonsul in Bukarest Graf Kayserlingk, von meiner Ankunft und meinem Besuche vorhinein unterrichtet wurde. Das war mir insofern auch sehr angenehm, als es in meiner Absicht lag nicht als ein politischer Agent zu erscheinen, sondern als unabhängiger Künstler, der auch die politischen Verhältnisse kannte.

In der ersten Hälfte November 1868 trat ich die Reise an, ging ohne Wien zu berühren nach Pesth, um daselbst einige Tage zu verweilen. In Ungarn war im Gegensatz zu anderen Ländern die Ernte ganz besonders gut geraten, sein Getreide wurde nach allen Weltgegenden versandt, große Summen kamen in das Land, es schwelgte im Vollgenusse der politischen Errungenschaften und des Geldüberflusses. Überall gab sich Übermut kund und unsinniger Preußenhaß. Im Gasthofe ward ich von dem Momente, da man wußte, daß ich ein in Berlin lebender Schriftsteller und Tonkünstler war, geringschätzend und mißtrauisch behandelt, trotz meines ungarisch-österreichischen Passes, — ich habe das preußische Staatsbürgerrecht erst einige Jahre später erworben. Die erste bekannte Persönlichkeit, die mir begegnete, war das ehemalige Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses Dr. Freese, der Übersetzer von Lewes life of Goethe. Er wohnte im selben Gasthofe, sprach mich an und erkundigte sich angelegentlich nach den Zweck meiner Reise, den ich nicht verhehlte. Seine Reden ließen mich erraten, was mir später zur Sicherheit

Digitized by Google

wurde, daß er sich ganz den österreichischen Interessen gewidmet hatte und in Wort und Schrift ein heftigster Gegner Preußens geworden war.

Mein erster Besuch galt Dr. Falk, Redakteur des „Pester Lloyd", der noch heute einflußreichsten deutschen Zeitschrift Ungarns. Wir waren beide 1849/51 Mitarbeiter an dem Wiener Blatte der „Wanderer" gewesen, das seinerzeit die sonderbarsten Wandlungen vollführt hatte.*) Falk ist ein außerordentlich geschickter, ein genial zu nennender Publizist und Redakteur, der Scharfblick mit Schlagfertigkeit vereinigt. Er empfing mich mit den Worten: „Sie reisen nach Rumänien?" ich antwortete: „„Herr Dr. Freese hat Sie wohl schon in Kenntnis gesetzt!?"" „Sie werden wohl da unten für preußische Interessen wirken?" „„Ja, aber vielleicht in ganz anderer Richtung als Sie vielleicht ahnen.""
Er ließ eine sarkastische Bemerkung fallen, die mich veranlaßte in gleichem Tone zu antworten, und den Besuch zu beenden, — ein Beweis, wie wenig mein Charakter zum politischen Agenten taugte; ein solcher würde sich ganz ruhig verhalten, die Verhandlung weiter geführt und irgend ein wenn auch kleines vorteilhaftes Resultat erzielt haben. Am Tage nach diesem Gespräche erschien ein Artikel im „Pester Lloyd" über die „preußischen Agenten" welche jetzt im Lande

*) Das Blatt, ursprünglich nur schöngeistigen Zwecken gewidmet, wurde 1848 zu einem großen politischen mit dem Titel „Allgemeine Österreichische Zeitung" umgewandelt, unter der Leitung des Herrn von Schwarzer, der im September desselben Jahres für eine kurze Zeit als Minister der öffentlichen Bauten fungierte. 1849 war ich Korrespondent des Blattes in Kremsier wohin der „konstituierende Reichstag" von Wien verpflanzt worden war. Einige Monate nach der Auflösung des Reichstages erfolgte die Unterdrückung des Blattes, die Verurteilung v. Schwarzers zu 14 Tagen Gefängnis. Dann wurde das Wiedererscheinen des „Wanderers" erlaubt.

Digitized by Google

herumschwärmten u. s. w. mit nicht undeutlicher Anspielung auf meinen Namen und Stand. Es schien mir umsomehr geraten, jeden weiteren Versuch nach dieser Seite bis zur Rückkehr von Rumänien aufzuschieben, als die Verhältnisse daselbst für Ungarn noch Besorgnis erregend waren, ich reiste am dritten Tage nach Bukarest. Damals gab es noch keine rumänische Eisenbahn, man fuhr auf dem ungarischen Schienenwege mit dem Schnellzuge nach Basiasch und von da mit dem Dampfer bis Braila, dann im Postwagen nach Bukarest. Während der ganzen Reise in Ungarn vernahm ich kein anderes Gespräch, als von der reichen Ernte und den preußischen Umtrieben in Rumänien, Siebenbürgen und dem Banate. Selbst echt deutsche Großbauern aus den schwäbischen Dörfern in Banate, die sich mit dem vollgefüllten Beutel das Vergnügen der ersten Wagenklasse bereiteten und Gutsbesitzer des serbischen Schlages (Raitzen), der zwischen Temesvar, Peterwardein und Pancsova wohnt und stark zu Serbien neigt, stand in dieser Frage ganz auf Seiten Ungarns. Sie erklärten sich zu jedem Opfer bereit und lobten Herrn von Beust, der so gut verstände, die Preußen zu vexieren. Eingedenk der Pesther Erfahrungen verharrte ich in Stillschweigen bei all diesen Erörterungen, die manchmal unverkennbar dahin gingen, auch den fremden Reisenden zu irgendwelchen Äußerungen zu veranlassen.

Die Donaufahrt war eine sehr unangenehme, der kleine Dampfer konnte bei dem niedrigen Wasserstande und dem Nebel, der auf dem Flusse lag, sich nur langsam fortbewegen. Er mußte in der Nacht stehen bleiben, wodurch die unteren Schlafräume, da ihnen die Dampfheizung fehlte, eisig kalt wurden. Unter den Reisenden befanden sich die zwei schönsten Frauen, die ich je gesehen, Armenierinnen, Töchter des reichen Bankiers Savalan in Konstantinopel; die ältere

Digitized by Google

Gemahlin eines mingrelischen Fürsten, die andere unverheiratete in einer Dresdner Pension erzogen, beide von unvergleichlicher Anmut und lebhaften Geistes. Dann war noch ein Herr P. da, ein ehemaliger Vertrauter des Fürsten Cusa, ein lustiger und sehr kluger Mann. Als er wahrnahm, daß ich nach Bukarest ging, sprach er sofort über die neuen Verhältnisse und äußerte unaufgefordert und sehr freimütig seine Meinung, bewies, daß Cusa der einzige Mensch gewesen sei, der die Rumänen zu regieren verstand, der sie alle kannte, keinem traute und sich mit den Mächten gut zu stellen wußte. Die Anekdoten, die der Herr mir von dem Zwiegespräche Cusas mit dem Patriarchen erzählte, der ihn zu einem solideren Lebenswandel ermahnte und dem er bewies, daß es in dem bischöflichen Palaste gerade so zuging wie im fürstlichen, seine weiteren Schilderungen der Bukarester Gesellschaft waren ungemein belustigend und zeigten, daß es daselbst gerade noch so beschaffen war, wie während meines Aufenthaltes vor sechsundzwanzig Jahren. Seine Frage um meine Meinung konnte ich ohne jeglichen Rückhalt dahin beantworten, daß erst eine Anschauung und Prüfung der neuen Verhältnisse mich zu einem Urteile berechtigen würden, das schien ihm nicht ganz zu behagen, er hatte wohl eine weitergehende Mitteilung erwartet. In Braila trennten wir uns, er fuhr in seinem eigenen Wagen nach der Hauptstadt, ich habe ihn nicht mehr gesehen. Erwähnt sei hier noch, daß ich auf dem Dampfboote noch einen Kaufmann aus Elberfeld kennen gelernt habe, den späteren General-Konsul Gebhardt, wir sind uns in den letzten Jahren öfters in Helgoland begegnet.

Ein eigentümliches Gefühl überkam mich beim Eintritte in die Stadt, in welcher so zu sagen meine Jugend begraben lag, — — es war mir ein trauriger aber in jenem Momente wirksamer Trost, daß von der Familie, der ich einst am

Digitized by Google

nächsten gestanden, kein einziges Glied mehr lebte. Ich stellte mich dem preußischen Generalkonsul Grafen Kayserlingk vor, der mich sehr freundlich aufnahm, zu Tische lud und dann in die Oper führte, wo er mit Verwunderung bemerkte, wie viele Leute aus der Gesellschaft mich als einen alten guten Bekannten herzlich begrüßten. Dieser Zwischenfall bewog ihn vielleicht noch mehr als die Empfehlung, die ihm von Berlin aus gesandt worden, sich mit mir über die Verhältnisse zu unterhalten. Seine Stellung war nur eine Übergangsstation zu dem hohen Gesandtschaftsposten in Konstantinopel, wo er gestorben ist, er litt schon damals an einem bösen Asthma und war oft mitten im Sprechen von einem minutenlangen Husten unterbrochen. Seine Verehrung für den Fürsten (damals noch Grafen) Bismarck, unter dem er als Gesandtschaftssekretär in Petersburg gedient hatte, kannte keine Grenzen und was er mir eines Abends von Bismarcks Instruktionen erzählte, von dessen Ansichten über Rußland und Frankreich, von dessen Haltung in manchen schwierigsten Angelegenheiten, wie er die gewiegtesten Diplomaten hinters Licht führte, indem er ihnen die Wahrheit sagte, weil er wußte, daß sie ihm nicht glauben würden, erklärte diese Verehrung vollkommen. Er selbst war kein besonderes politisches Licht, sein Hauptgrundsatz lautete: „Wissen Sie, es geht auch so.“ Er schenkte mir seine Photographie als Zeichen besonderer Schätzung.

Um die „nationale Idee“ der dacorumanischen Bewegung einigermaßen kennen zu lernen, mußte ich die mir aus früheren Zeiten wohlbekannten Wortführer besuchen. Da war ein ehemaliger Schüler von mir, ein ganz harmloser Flachkopf, nunmehr Senator und Berichterstatter für einen Gesetzesvorschlag, dann der Bruder einer ehemaligen Schülerin, in den vierziger Jahren der unterthänigste Augendiener und

Digitized by Google

Angeber für die Familie Ghika, der eines der wichtigsten einflußreichsten Ämter innerer Verwaltung bekleidete; ein dritter, mit dem ich vor sechsundzwanzig Jahren einen Streit gehabt, in welchem er wenig Mut zeigte, war höherer Militär. Mit diesen dünkelhaft aufgeblasenen Hohlköpfen ein vernünftiges Gespräch zu führen war ganz unmöglich. Daß sie in russischem Solde standen glaubte ich schon aus dem Grunde nicht, weil Rußland gewiß fähigere Menschen gewählt und bezahlt hätte. Der einzige Mann, aus dessen Munde nicht ganz verworrene Redensarten kamen, war Constantin Rosetti, der oben erwähnte Redakteur des „Romunul". Aber auch er und die mit mir zu einem „bürgerlichen" Mittagessen von ihm geladenen „Patrioten, die keine Ämter bekleideten", mußten mir zugestehen, daß „Dacorumänien" ohne thätigste Unterstützung Rußlands nicht herzustellen und somit der Gedanke einer wahren nationalen Unabhängigkeit ausgeschlossen wäre. Die „Patrioten" waren meistens der französischen Sprache unkundig, daß ich rumänisch radebrechen konnte, daß ich manche Verse ihrer nationalen Dichter und ihre Volkslieder*) genau kannte, entzückte sie und so ließen sie sich meine sehr offenherzigen Meinungsäußerungen ziemlich wohlwollend gefallen. Wenige Tage nach meiner An-

*) Ich habe in den fünfziger Jahren eine Sammlung dieser in ihrer Art ganz merkwürdigen rumänischen Nationalmelodien in Wien veröffentlicht. Sie wurden immer von den „Lautari" vorgetragen, Zigeuner, welche die Geige, Panflöte und Kobsa (eine Art von Mandoline) spielten. In den vierziger Jahren durften sie bei keinem Bojarenfeste fehlen, waren auch das Tanzorchester auf den Bällen. Jetzt sind sie aus den Salons gänzlich verschwunden. Der Graf Kayserlingk ließ für mich den „Mode"-Lautar holen, einen bildhübschen Zigeuner, den eine große Dame musikalische Bildung hatte lehren lassen. Er spielte Guitarre, und sang die Melodie zu einem Gedicht des späteren Kammerpräsidenten Basil Alexandry (†).

Digitized by Google

kunft erwies mir auch Se. Majestät der jetzige König (damals noch Fürst) von Rumänien die Gnade eines Empfangs. Da ich durchaus keinen Auftrag auszuführen hatte, so bestand mein ganzer Vortrag in einer freimütigen Darlegung der alten Erfahrungen und Äußerungen über die alten Bekannten und über den Volkscharakter. Der Fürst hörte mich wohlwollend an und erwies mir die weitere Gnade einer Einladung zum Diner, nach welchem ich musizierte.

Etwa vierzehn Tage nach dieser Audienz erklärte der Ministerpräsident Bratiano, daß er, um dem Fürsten seine Treue zu beweisen und um den auswärtigen Mächten jeden Anlaß zu Besorgnissen und Mahnungen zu benehmen, vom Amte zurücktrete; er und seine Partei würden aber jedes Ministerium, welchem der Fürst sein Vertrauen schenkte aus Patriotismus mit Aufopferung aller persönlichen Interessen unterstützen. Ein neues Ministerium war gebildet unter dem Vorsitze des Beyzade (Fürstensohnes) Demeter Ghika. Aber die Seele, die eigentliche leitende Kraft des Kabinets war der Minister des Innern Cogalniceano, der „rumänische Bismarck", wie ihn seine Anhänger nannten, wohl der fähigste aber wenigst bedenkliche (skrupulöse) Staatsmann jener Zeit, der ehemalige energischste Diener des Fürsten Cusa, der für ihn den Staatsstreich, die Aufhebung der Verfassung u. s. w. durchgeführt hatte. Er war auch keinen Monat am Ruder, da sprengte er die Bratianosche Partei gänzlich und löste die Kammer auf. Er stammte aus dem ehemaligen Fürstentum Moldau, hatte in Berlin zur Zeit des Königs Friedrich Wilhelms III studiert*) und erzählte noch bei einem diplomatischen Diner von seinen Pagenstreichen, wie er mit Gleich-

*) Die meisten jungen Moldauer aus guter Familie hatten in früherer Zeit auf deutschen Universitäten studiert, während die jungen Walachen nach Paris wanderten. Sie waren auch gebildeter, ernst-

Digitized by Google

gesinnten die nach Potsdam befohlenen jungen Tänzerinnen der königlichen Oper bei Nacht aus den Fenstern gehoben und nach Berlin entführt hatte. Nach dem russisch-türkischen Kriege kam er zu dem Berliner Kongreß, um daselbst für Rumänien zu wirken. Einige Zeit nachher ist er gestorben.

Ich gab noch ein Konzert; der Fürst verlieh mir seinen Orden „bene merenti" und befahl mich gnädigst zu einem Diner, das zu Ehren des angekommenen italienischen Generalkonsuls Baron Fava stattfand und dem alle geschiedenen und neuen Minister*) beiwohnten, — das sollte als Zeichen der Einigkeit zwischen den verschiedenartigsten Parteien gelten! — Einige Stunden später verließ ich Bukarest, fuhr die Nacht (Dezember) hindurch im offenen Wagen nach Braila und von da auf recht mühseliger Donaureise nach Basiasch und nach Pesth. Meine Besuche in der rumänischen Hauptstadt, die Besprechungen mit meinem Freunde Jon Ghika, mit dem Oberstlieutenant v. Krenski, der damals die rumänische Armee organisieren sollte, aber bald nach mir die Rückreise antrat und im Jahre 1870 als Generalstabschef im Armeekorps des Großherzogs von Mecklenburg fungierte, hatten die Besorgnis in mir erweckt, daß der edle Fürst mit seinem treuen deutschen Gemüte sich nicht lange in dem Lande, in dieser ganz französierten Gesellschaft behaglich fühlen würde. Aber die seither verflossenen 24 Jahre haben bewiesen, daß er mit kräftigem Hohenzollerngeiste zu regieren und dabei seinen herrlichen Charakter in voller Reinheit zu

---

hafter als diese, aber meistens auch viel herrischer und eigensüchtiger. Der Bukarester junge Bojar erwies sich doch mit den seltensten Ausnahmen als gutmütig, lebensfroh und gastfreundlich.

*) Ich saß neben dem „Hofmarschall" Filipescu; er flüsterte mir zu: „Voici un parterre de ministres." — „Et des ministres par terre" antwortete ich.

Digitized by Google

wahren versteht. Seine Jugend-Lehrjahre sind ihm hierbei zu statten gekommen, er konnte frühzeitig ganz andere Erfahrungen einsammeln, als es Fürstensöhnen gewöhnlich vergönnt ist. Er war ein Lieblings-Enkel der verwitweten Großherzogin Stephanie von Baden, die ihn gern um sich sah. Aufmerksam lauschte der Knabe auf die Gespräche der edlen Frau mit ihrer Umgebung und vernahm Worte von freiheitlicher Entwickelung der Völker, von Reformen und Gesetzen, wie sie in jener Zeit wohl selten von einem deutschen Prinzen vernommen worden waren. Im Jahre 1857, nachdem sein fürstlicher Vater die selbständige Regierung an die preußische Krone abgetreten und ein Kommando in Neiße übernommen hatte, wurde der zwölfjährige Prinz mit dem jüngeren Bruder nach Dresden gesandt, um daselbst seine Studien zu beginnen, frühzeitig lernte er, vom väterlichen Hause entfernt, mit fremden Leuten verkehren. Neunzehn Jahre alt, trat er als Sekondelieutenant in das Garde-Artilleriekorps, bezog, nach einer wissenschaftlichen Reise in das südliche Frankreich, Spanien und Algier die Universität Bonn und trat dann aus dem Artillerie- in ein Gardedragoner-Regiment. Im Jahre 1862 war er als Gast des Kaisers Napoleon in Compiègne; wohl mochte der Beherrscher der Franzosen, der Protektor des rumänischen Fürsten Cusa, seines ergebensten Dieners, nicht ahnen, daß der junge liebenswürdige, freimütig-bescheidene deutsche Fürst bestimmt war, an die Stelle jenes Günstlings zu treten und der rumänischen Nation eine selbständige Politik zu geben. Im Jahre 1864, während des Feldzuges in Schleswig-Holstein, lernte er als Ordonnanzoffizier des preußischen Kronprinzen den Krieg kennen und anderthalb Jahr darauf ward er von den Rumänen berufen ihren Thron einzunehmen. Und er hat ihn nicht allein gegen alle äußeren und inneren Intriguen behauptet, sondern auch

Digitized by Google

das Land zu ungeahnter Größe, zum Königreiche erhoben und sich die Hochachtung und das Wohlwollen aller Mächte, — Rußland vielleicht ausgenommen, — in vollstem Maße gewonnen.

Ich kam nach Pesth in der sicheren Voraussetzung, daß die gänzliche Änderung in den rumänischen Regierungsverhältnissen einen guten Eindruck, einen günstigen Umschwung der Meinung in Ungarn erzeugt hätten. Aber der von Beust geschickt immer neu geschürte Preußenhaß loderte noch in hellen Flammen. Überall waren die unsinnigsten Gerüchte verbreitet und fanden unbedingten Glauben: der Fürst Karl sollte eine russische Prinzessin heiraten, in Banate sollten verkleidete preußische Offiziere herumreisen, Dukaten und Thaler mit voller Hand ausstreuen und dergleichen mehr. Selbst in den höchsten, gebildetsten Kreisen herrschte dieselbe Stimmung. Ich besuchte den Kultusminister Baron Eötvös (Ötwösch), er kannte mich aus früheren Jahren, war ein warmer Verehrer der deutschen Tonkunst, Schwiegersohn des besten ungarischen Geigerdilettanten Herrn v. Rosti (Roschti), auch ein Freund deutscher Bildung, sein weit berühmter Roman „Der Dorfnotar" hatte in Deutschland günstigste Aufnahme gefunden. Er empfing mich sehr freundlich, zeigte, daß er meine Schriften und meine Künstlerlaufbahn kannte, aber von Preußen wollte er nicht reden hören. Die Äußerungen, die ich aus dem Munde dieses wahrhaft edlen Mannes vernahm, lauteten — in gewählteren Worten — gerade so wie die, welche drei Tage später ein wenig gebildeter Chordirektor der ungarischen Oper kundgab. Ich ging zu dem Reichstagsdeputierten Paul Daniel (Daniel Pali), bei dem ich einst in Becskerek gewohnt hatte, dessen Frau meine ehemalige Schülerin war; er und ein halbes Dutzend anderer Deputierten aller Färbungen, die ich bei

Digitized by Google

ihm traf, sangen dasselbe Kriegslied gegen Preußen. Ich lernte den General Klapka kennen, der im Gasthofe neben mir wohnte, er sprach wie ein feiner Diplomat sehr gemessen, sehr zurückhaltend, aber dennoch im Beust'schen Sinne. Endlich begegnete ich einem alten guten Freunde Diosy (Dioschi), mit dem ich einst lustige Tage verlebt hatte und der als wohlbestallter Korrespondent auswärtiger Zeitungen eine wichtige Rolle spielte, er schilderte mir die Sachlage in humoristischer Weise. „Hier steht jetzt alles auf dem Kopfe; der ehemalige Rebell, dessen Name an den Galgen geschlagen worden war, Graf Andrassy (Ondraschi) ist der Intimus des Kaisers; die Kaiserin hat von Dr. Falk Lektionen in ungarischer Sprache genommen, und der Demokrat Jokaï (der bekannte Romandichter), verkündigt überall, sie spräche ungarisch wie ein Mädchen aus Ketskemet. Wer nicht auf Preußen und Bismarck schimpft, ist ein bezahlter Spion. Der einzige Staatsmann, der einige Ruhe bewahrt und in die Zukunft blickt, ist Déak; er hat eine große Meinung von Bismarck und eine kleine von Beust; auch Andrassy denkt nicht daran, sich von Beust noch lange ins Schlepptau nehmen zu lassen. Aber die beiden halten ihre Meinung zurück." Dem Rate Diosys und meinen eigenen Erfahrungen folgend, gab ich weitere Versuche bessere Stimmung zu erzielen gänzlich auf und fuhr nach Berlin zurück. Der geheime Legationsrat, dem ich einen Bericht über meine Reise erstattete, empfing mich mit den Worten: „Sie haben uns einen wahren Dienst geleistet, wir wissen gar nicht, wie wir Ihnen danken sollen." Meine Antwort lautete: „Ich habe hier nach langem Hin- und Herwandern ein Heim und ein liebes Weib gefunden, mehr will ich nicht." Meine Verwunderung war nicht klein, als man die Stimmung in Ungarn gar nicht schlimm hielt und ein Herr, der mit der

Digitized by Google

Presse Fühlung hatte, sogar die zuversichtliche Meinung aussprach, der „Pesther Lloyd" sei ja gar nicht antipreußisch gesinnt. — — Am Tage nach diesen Worten rosiger Anschauung erschien in dem Blatte einer der heftigsten Artikel. Ich ward noch von Sr. Kgl. Hoheit dem Fürsten von Hohenzollern, dem Vater S. M. des jetzigen Königs empfangen; ich bewahre noch den Brief des edlen Herrn, worin er mir schrieb, er erachte als ein Glück für seinen Sohn, daß ich dessen Interessen so gut wahrnahm. Damit war meine Thätigkeit zu Ende. Die Persönlichkeit, von welcher die Anregung zu meiner Reise nach Bukarest ausgegangen war, verlor, nicht mit Unrecht, alle Beziehungen zu dem Fürsten, und nachdem ich den Unterricht am Konservatorium wieder aufgenommen und mit den Vorbereitungen zu einem Konzert begonnen hatte, ward es mir ganz klar, daß „Missionen" nicht mein Fach waren. Manche Einblicke in die höheren staatsmännischen Leistungen hatten meinen Skeptizismus in politischen Dingen noch bestärkt. Und was ich zu Daniel gesagt hatte: „Paß' auf, Pali, es kommt doch noch anders", das bewährte sich. 1870 brach der Krieg zwischen Preußen-Deutschland und Frankreich aus. Die rumänischen Blätter wüteten für Frankreich, der „Pesther Lloyd" stand ganz auf der Seite Preußens! »Oh world! thou art indeed a melancholic jest!«

Digitized by Google

XI. Kapitel.

Musik in den Spielbädern. (1868—69.)

Bis zum Jahre 1870 quoll in den Spielbädern Baden-Baden, Homburg und Wiesbaden neben den ziemlich zweifelhaften Heilquellen*) eine sichere starke Einnahmequelle für alle Virtuosen. Joachim ausgenommen gab es keinen, der nicht der Einladung der Spielbank-Direktionen folgte, weil diese glänzendste Honorare zahlten. Selbst Brahms hat es nicht verschmäht, 1872 in Baden-Baden seine Serenade mit dem Kur-Orchester vorzuführen und sich als Pianist mit dem Schumannschen Konzerte zu zeigen.**) Baden-Baden war unter all den Spielbädern die durch Naturschönheit wie durch gesellschaftliche Annehmlichkeiten das weitaus anziehendste, dasjenige, in welchem die Leidenschaft des Spieles

*) Nur die Wiesbadener alkalischen heißen Kochsalzquellen waren von jeher als heilkräftig für Gicht und Rheumatismus anerkannt und benutzt. Die heißen Quellen von Baden-Baden sind erst seit dem Eingehen der Spielbank für Heilzwecke in Aufnahme gekommen; in früheren Jahren wurden sie eben für gewöhnliche Bäder gebraucht. Homburger Säuerlinge wurden getrunken, wie man Selterwasser trinkt.

**) Brahms verbrachte damals den Sommer in Baden-Baden. So weit ich ihn kenne, hat er dem Orchester die Ehre erwiesen, ohne Honorar zu nehmen.

Digitized by Google

die elegantesten Formen bewahren mußte. Auch bemühten sich die Eigentümer der Spielbank angelegentlich die Gesellschaft bei guter Laune zu erhalten. Bénazet, der in der Hälfte der sechziger Jahre gestorben ist, that sich viel zu gute auf seinen feinen Ton und Geschmack, ließ in dem Kurhause (»Maison de conversation«) prachtvolle Säle einrichten; in einem derselben gewährte Ihre Maj. die Königin-Kaiserin Augusta, als sie noch Kronprinzessin war, den ihr vorgestellten Fremden Audienzen, so auch mir 1853; dann baute er ein sehr elegantes Theater, in welchem die besten italienischen Sänger Opern aufführten. Sein Neffe und Nachfolger Dupressoir übertraf ihn noch in Großartigkeit der Feste und in der Gastfreundschaft gegen Künstler, worin er von seiner liebenswürdigen Gemahlin, einer Badenserin, Eigentümerin des großen Gasthofes „Badischer Hof", auf das beste unterstützt ward. Leider hat er gar nicht verstanden, Haus zu halten; er ist vor einigen Jahren gestorben. Baden-Baden war bis zum Jahre 1870 der Sammelplatz der elegantesten Pariser und Russischen Gesellschaft; es galt ja als Faubourg de Paris. Viele französische und russische Familien verbrachten dort den Sommer mit ihrem ganzen Haushalt, ihren Pferden und Wagen und empfingen Gesellschaft. Eine geistreiche und als schön gepriesene russische Fürstin unterhielt ein Liebhabertheater, auf welchem die jungen Diplomaten Komödie spielen lernten. Auch sie spielte mit, leider auch am Spieltisch, der zuletzt ihr Vermögen verschlang. Ein „Gesandter", der als „geschickter" Mann durch reiche Heirat seine Finanzen aufgebessert hatte, ließ seine musikalischen Fähigkeiten glänzen. Graf Flemming, preußischer Gesandter in Karlsruhe, ein sehr guter und bescheidener Musikdilettant und seine edle Frau, Tochter der Bettina von Arnim, versammelten einen kleinen Kreis ausgezeichneter Leute aus allen

Digitized by Google

Ständen. Und so wären noch mehrere glänzende Namen der Aristokratie anzuführen. Aber auch große Leute aus der Kunstaristokratie verbrachten jeden Sommer dort: Die edle Clara Schumann, der ausgezeichnete Musiker und Pianist Rosenhain, der glänzende Maler des Kaiserreiches Winterhalter, die Viardot-Garcia und der russische Dichter Turgenieff. Das Haus der Viardot übte mächtigste Anziehung auf alle Künstler; wer sollte diese große herrliche Künstlerin und vollendete Salondame nicht verehren? Sie besaß eine Villa neben der Turgenieffs, mit dem sie und ihr trefflicher Gemahl eng befreundet waren und veranstaltete öfters Konzerte und kleine Opernvorstellungen; einer solchen wohnte ich mit meiner seligen Frau bei. Turgenieff hatte eine Art von phantastischer Posse gedichtet, »Croquemiche le dernier des sorciers«, sie schrieb die Musik zu den Couplets. Es war die denkbar unterhaltendste Spielerei. Der Dichter gab die Hauptrolle, da er jedoch nicht singen konnte, bewegte er blos Arme und Lippen, während aus der Koulisse die Stimme des Herrn v. Milde ertönte. Die Wirkung dieses stummen Spieles auf der Bühne und des gleichzeitigen Gesanges hinter der Bühne war eine unbeschreiblich komische. Turgenieff hatte die Operette schon 1867 in seinem Hause zur Aufführung gebracht, ohne seine Mitwirkung, vor einer Gesellschaft höchster Gäste, den Majestäten König Wilhelm, Königin Augusta und deren Gefolge.

Die große Viardot hat nach dem Kriege 1870 ihre Villa in Baden verkauft und Paris zu ihrem dauernden Wohnsitz gewählt. Alle deutschen Künstler müssen das tief bedauern; sie war ihnen Freundin und kompetenteste Kennerin, sie verbindet mit gründlichster musikalischer Bildung ausgezeichnetes Klavierspiel und Talent zur Komposition. Seit langer Zeit von der Öffentlichkeit zurückgezogen lebend, hat sie auch nie

Digitized by Google

in einem Kurkonzert mitgewirkt. Dagegen waren die Nilsson, die Patti, die Miolhan-Carvalho in den Opernvorstellungen thätig und nahmen wohl auch nicht ungern das glänzende Honorar für eine Arie im Konzerte. Die Miolhan-Carvalho, die in den sechziger Jahren auf dem Höhepunkte ihres Ruhmes stand, hatte ich 1853 in Paris gekannt. Sie war kaum aus dem Konservatorium getreten und an der Opéra comique für kleine sentimentale Rollen angestellt. Wir wirkten eines Abends zusammen in dem altadeligen Hause der Madame la Marquise Bec de lièvre (Hasenscharte). Die kleine Miolhan lebte mit ihrer Mutter vier Treppen hoch in einer Hofwohnung und war noch so unerfahren in eleganten Kreisen, daß, als ich mein von Eßbouquet duftendes Taschentuch zog, sie ihrer Mutter ganz entzückt zurief: ach rieche doch, Mama, was der Herr für ein herrliches Parfum hat! Ich sandte ihr andern Tages ein Flacon Eßbouquet und eines „Bouquet de Jenny Lind" mit der Bitte um freundliche kollegialische Annahme. Sie schrieb mir einen herzlichen und bescheidenen Dankbrief, den ich noch besitze. Bald darauf heiratete sie ihren Jugendfreund aus dem Konservatorium, Carvalho, der später der Eigentümer des Théâtre lyrique wurde, und sich das große Verdienst erwarb, Webers „Euryanthe", Mozarts „Don Juan", „Figaros Hochzeit" und besonders die „Zauberflöte", mit der Nilsson in vollendeten Aufführungen den Parisern bekannt zu machen, für den Gounod „Margarethe" komponierte und den in den letzten Jahren, als Direktor der opéra comique, das große Brandunglück des Theaters und der Vorwurf der Unachtsamkeit betroffen hat. Als ich Madame Miolhan-Carvalho in Baden-Baden traf, war sie ganz prima donna assoluta; sie sollte in einem Konzerte unter anderem das himmlische

Digitized by Google

Brief-Duo aus Mozarts Figaros Hochzeit mit einer deutschen Sängerin vortragen, da fiel es ihr ein, im Schlußtakte nach dem langen gehaltenen C eine brillante italienische Cadenz anzubringen. Die deutsche Sängerin erlaubte sich die Bemerkung, daß diese Art der Verzierung dem Geiste der Komposition ganz widerspräche, und die Primadonna erklärte hierauf: „entweder die Cadenz wird gesungen oder ich trete gar nicht auf." So war die kleine bescheidene Miolhan geworden! Doch will ich gleich bemerken, daß sie bei jeder Begegnung sich gern an die erste Zeit unserer Bekanntschaft erinnerte.

Im Jahre 1869 hat Offenbach für das Theater in Baden-Baden oder vielmehr für den Spielpächter Dupressoir die Operette »La Princesse de Trébisonde« komponiert und mit der ganzen Truppe des Palais Royal aufgeführt. Ich habe diesen Meister der leichtfertigen Musikgattung schon im Jahre 1853 in Paris gekannt, als er noch Einakter (saynètes) schrieb und sein Name selbst in Paris nicht über eine gewisse Grenze hinausgedrungen war; nichtsdestoweniger sind gerade die kleineren Werke aus der ersten Zeit, Chanson de fortunio, Mariage à la lanterne noch die feinsten, selbst dem ernsten Musiker annehmbaren; die „größeren" Werke Orphée, Belle Hélene, Grande Duchesse de Gerolstein, Pariser Leben, sind die musikalische Wiederspiegelung der napoleonischen Gesellschaft der sechziger Jahre, jener Gesellschaft, die zuletzt an den Chansons der Theresa, welche die Fürstin Metternich in den Tuilerien wiedergab, besonderes Gefallen fand. Dieser Offenbach war nicht bloß der Vertreter der frivolsten Richtung, sondern noch dazu ein ganz aufgeblasener anmaßender Mensch mit ungezogenen Manieren, der, als er eines Tages von dem verstorbenen Herrn Emil Bock mit

Digitized by Google

einigen Damen und mir in Wiesbaden zu Tische geladen war, nach dem dritten Gange seine Cigarre anzündete und den anderen Gästen, die noch eine Viertelstunde lang aßen, den Rauch in die Speisen blies. Freilich war Herr Bock sein Verleger, der durch ihn viel Geld verdiente und die Damen waren Sängerinnen, die gute Rollen in seinen Operetten anstrebten; aber dennoch durfte er sich doch nicht so ungezogen benehmen. Dabei verlangte er noch ganz ernsthaft als künstlerische Größe betrachtet zu werden. Allerdings war er musikalisch viel gründlicher gebildet, als sein Nachfolger von der Wiener Schule und in den »Contes d'Hoffmann«, die erst nach seinem Tode auf die Bühne gelangten, treten einige Momente hervor, die sehr bedeutendes Talent bekunden. Aber er war und blieb der geistreichste musikalische Vertreter der niederen Zeitideen, stand sich sehr gut dabei und hat große Reichtümer gesammelt. In jener Aufführung der „Princesse de Trébisonde" durch die Franzosen konnte man so recht den großen Unterschied erkennen zwischen der feinen Manier, mit welcher der Pariser Schauspieler über gewisse schlüpfrige Dinge hinweghüpft und der Plumpheit, mit welcher so viele Deutsche solche Dinge breit schlagen. Mit Vergnügen erinnere ich mich auch der Künstler des Théâtre français, der Madeleine Brohau, Delphine Fix, des trefflichen Bressant, des ausgezeichneten Künstlers und liebenswürdigen Mannes Regnier, der die Charakterrollen darstellte. Ich kam mit diesen Personen, die im gesellschaftlichen Verkehr bei aller Eleganz der äußeren Erscheinung eine wahrhaft bezaubernde Einfachheit bewahrten, fast alle Morgen am Dominotische zusammen; dieser stand in der Hauptallee vor dem Konversationshause, an ihm versammelten sich nach dem Frühmale von eins bis fünf Uhr alle bedeutenderen Künstler und Schriftsteller, die in Baden weilten, spielten Domino,

Digitized by Google

die Damen ſahen zu. Da herrſchte die ungezwungenſte und eleganteſte Unterhaltung; die Domino-Akademie genoß das Privilegium, faſt mitten auf dem Spazierwege einen geſchloſſenen Kreis zu bilden, in den kein Unberufener zu dringen wagte. Das alles hat nun aufgehört. Die Spielbanken ſind 1872 endgiltig aufgehoben worden, dafür begann das Bankenſpiel; wir werden davon noch ſprechen.

Digitized by Google

XII. Kapitel.

Intermezzo. Meine Thätigkeit als viertel-offiziöser politischer Schriftsteller. (1867—69.)

Der schlechte pekuniäre Erfolg meiner Reisen nach Königsberg und Posen, eine schwere Krankheit meiner seligen Frau, mein eigener elender Gesundheitszustand und meine geringen Einnahmen als Musiker zwangen mich, eine Verwertung meiner Erfahrungen als politischer Schriftsteller anzustreben. Doch war ich von vornherein entschlossen, nur Artikel über Fragen auswärtiger Politik zu schreiben, mich von der inneren gänzlich fernzuhalten. Durch Lindner war ich mit dem einen Hauptredakteur der Voss. Ztg., Dr. Kletke (†) und dessen Stellvertreter Herrn Dr. Werner und Dr. Wasner bekannt geworden. Sie zeigten sich bereit, meinen Artikeln ihre Spalten zu öffnen. Nur mußte ich trachten, eine gute Grundlage für meine Arbeiten zu finden, d. h. sichere Auskunft über manche Fragen auswärtiger Politik zu erlangen. Ich wandte mich an den geheimen Regierungsrat Hahn (†), der zu jener Zeit dem Preßbureau vorstand; er war ein eifriger Anhänger des Sternschen Gesangvereins, zu dessen Jubiläum 1877 er eine Festschrift verfaßte und ein wahrer Musikfreund; auch wußte er, daß Herr v. Keudell, damals

Digitized by Google

noch wirklicher Legationsrat, mir wohlwollte und empfing mich sehr freundlich. Da ich ihm meinen Entschluß mitteilte, durchaus nicht über innere Angelegenheiten zu schreiben, er mich also bei der von ihm geleiteten Provinzial-Korrespondenz nicht verwenden konnte, gab er mir eine Empfehlung an Herrn Dr. Metzler, zu dessen Ressort die Angelegenheit der auswärtigen Preßpolitik gehörte. Mit diesem vortrefflichen Manne habe ich lange verkehrt, auch nachdem er aus dem Amte geschieden war, und denke noch mit großer Dankbarkeit an die Zeit zurück, in der er mir Auskunft und Ratschläge gab. Er war ein echter alt-preußischer Beamter, nicht sehr mitteilsam, eher wortkarg und äußerst vorsichtig in seinen Äußerungen, aber bestimmt und unerschütterlich wahrheitsgetreu. Wenn er mir auf irgend eine Anfrage die Antwort gab „das weiß ich nicht", so lag in diesen Worten die klarste Andeutung, daß jedes weitere Nachforschen zwecklos war. Wenn er aber eine Auskunft erteilte, so konnte ich ganz sicher sein, daß er die reinste Wahrheit sagte, die trotz aller Gegenreden offiziös und eingeweiht sein wollender Korrespondenten, zuletzt bestätigt wurde. So z. B. wetterte einmal einer, der bei allen Ministerien und bei einigen Gesandtschaften herumschnüffelte, in mehreren auswärtigen Zeitungen gegen meine Notiz an die „Vossische Zeitung" über die Verhandlung bezüglich der Feststellung der preußisch-dänischen Grenzbezirke; aber ich behielt Recht. Meine Hauptartikel betrafen die in jener Zeit viel besprochene Frage des französischen „Kompensations"-Verlangens. Auch übersetzte ich viel aus englischen und italienischen Zeitungen. Der gute, liebe, ehrenhafte Dr. Metzler ward in den siebziger Jahren mit dem Titel Kaiserlicher Hofrat pensioniert; an seine Stelle trat der wirkliche geheime Legationsrat, ehemalige Professor Aegidi. Dieser war der denkbar liebens-

Digitized by Google

würdigste Mann, von so angenehmer belehrender Unterhaltung, daß ich darüber manchmal den Zweck meines Besuches vergaß und mich entfernte, ohne Auskunft verlangt oder erhalten zu haben. Auch war der Verkehr mit ihm für mich insofern noch leichter und angenehmer, als mit Dr. Metzler, da ja Fürst Bismarck in den siebziger Jahren noch glaubte oder vielleicht glauben machen wollte, daß er liberal sei. Indessen, nach dem Jahre 1874, gab ich die politische Schriftstellerei wieder ganz auf, wie das in meiner Natur lag. Für die „Vossische Zeitung" hatte ich schon seit 1872 nur noch sehr wenig gearbeitet, weil mich die „Stimmungsbilder aus Berlin", die ich der Allgemeinen Zeitung sandte, mehr anregten als das trockene Neuigkeiten-Schreiben; auch war ich bei der neugegründeten „Gegenwart" und bei der „Tribüne" als Musik-Berichterstatter angestellt, gab auch ziemlich viel Klavierunterricht, und so war mir denn eines Tages alle Lust an der Politik vergangen.

Eines kleinen Zwischenfalles sei hier noch gedacht, weil er so recht zeigt, wie verschiedene Ansichten selbst bei Männern von gleichen Grundsätzen vorherrschen. Im Jahre 1869 las ich in der Nuova Antologia di scienze, die in Florenz, der damaligen Residenz des Königs von Italien, erschien, einen Artikel über das preußisch-italienische Bündnis von 1866 und die Erwerbung Venedigs, wenn ich nicht irre, war er von Bonghi geschrieben. In demselben befand sich eine Vergleichung Bismarcks und Lamarmoras, welche das Bündnis abgeschlossen hatten und eine sehr warme Betonung der unauslöschlichen (indelebile) Pflichten Italiens gegen Frankreich und dessen Kaiser. Mich interessierte der Artikel in hohem Grade; ich übersetzte ihn, fügte noch einige eigene Bemerkungen hinzu und gab ihm den Titel „Graf Bismarck und General La Marmora, eine italienische Parallele

Digitized by Google

mit deutschen Randbemerkungen.“ Diese wiesen darauf hin, mit welchen Schwierigkeiten ein deutscher Minister zu kämpfen hat und endigten mit den Worten: „Die geistigen und sittlichen Eigenschaften eines Staatsmannes, den die einen als Retter preisen, die andern als Knechter verdammen, in dem viele nur den von Umständen begünstigten waghalsigen Spieler erblicken wollen, der heute auf die liberale, morgen auf die entgegengesetzte Farbe setzt und zufällig gewinnt, während andere ihn als den weitest blickenden Politiker der Zeit bezeichnen, — können nur nach einer sehr weit ausgedehnten Prüfung beurteilt werden.“

Dieses Urteil über Bismarck im Jahre 1869 ausgesprochen, kennzeichnet unbestreitbar eine wenn auch nicht liberale, doch ganz unabhängige Anschauung der politischen Verhältnisse. Ich sandte den Artikel an die Vossische Zeitung in der Überzeugung bereitwilliger Aufnahme. Aber Dr. Kletke schrieb mir: „Bei allem Interesse, das die Charakterschilderung erweckt, ist der Artikel für uns unannehmbar, die feinste Lobrede, die man Bismarck halten kann, und würde bei den Parteilesern unserer Zeitung großen Anstoß erregen“ u. s. w. Nun sandte ich die Studie dem Eigentümer und Redakteur des „Magazin für Litteratur des Auslandes“, dem edlen und sehr liberalen Joseph Lehmann; dieser ließ ihn sofort erscheinen (8. Mai 1869) und meldete mir: „Ich habe ~~habe~~ mich sehr gefreut, Ihren Artikel über Bismarck als interessante Antrittsvisite in meinem „Magazin“ zu begrüßen und hoffe, daß Sie den baldigen Abdruck desselben als einen Beweis meiner Teilnahme erblickt haben, da ich in der Regel, wegen Überfüllung des Materiales, neuen Ankömmlingen keinen so raschen Zulaß zu gewähren vermag.“ Drei Wochen später, im Juni, veröffentlichte er einen anderen, längeren, durch zwei Nummern laufenden Artikel von mir, „Rumäni-

Digitized by Google

ſcher Charakter und Rumäniſche Charaktere", dem von verſchiedenſten Seiten die ehrendſte Zuſtimmung zu teil ward. Manche Aufforderungen, in dieſer Richtung fortzufahren, traten an mich heran; ich erhielt ſogar ein, im Auftrage des Grafen Bismarck, geſandtes Dankſchreiben des Geheimen Oberregierungsrates Zitelmann. Aber habe ich denn je verſtanden, günſtige Umſtände zu meinem Vorteile zu benützen?

Suche nicht vergebens Heilung,
Unſ'rer Krankheit ſchwer Geheimnis
Schwankt zwiſchen Übereilung
Und zwiſchen Verſäumnis!

Von meiner muſikaliſchen Thätigkeit ſei hier noch berichtet, daß ich 1868 in Baden Beethovens Es-dur-Konzert mit gutem Erfolge geſpielt, und 1869 ein Konzert in Berlin gegeben habe, worin ich Beethovens Op. 106 und neben der früher erwähnten Sonate des Herrn Prof. Dr. Scholz Schumanns Humoreske zum erſten Male in Berlin vortrug. Die Wiedergabe der letzteren ward beſonders gelobt.

Digitized by Google

XIII. Kapitel.

Krieg in Frankreich und auf musikalischem Felde. Erinnerungen aus beiden. (1870—72.)

Das Jahr 1870 war ein Kriegsjahr, nicht blos auf dem Felde der Schlachten, auch auf dem der Musik. Im April kamen Richard Wagners „Meistersinger" zur ersten Aufführung mit noch nicht ganz entschiedenem, von starker Gegnerschaft heftig bestrittenem Erfolge, und im November ereignete sich jenes Zerwürfnis zwischen Joachim und dem Kultusminister, das ganz bestimmt zu dessen späterem Sturze viel beigetragen hat, jedenfalls mehr als alle Angriffe der liberalen Partei.

Die „Meistersinger" sind für mich das höchste, das reinste Kunstwerk Richard Wagners, weil einerseits der Text nichts schildert als allgemein menschliche Empfindungen, ohne allegorische und philosophische Zuthaten, und weil die Musik in Erfindung und Gestaltung mit ganz verschwindenden Ausnahmen herrlich schön ist, in der Melodie wohlklingend und charakteristisch, in der Harmonie von höchster Originalität, in der Orchestration und Kontrapunktion geradezu wundervoll. Über Rich. Wagner als Erscheinung werde ich bei Beschreibung des Bayreuther Festspieles 1876 sprechen.

Digitized by Google

Hier sei nur bemerkt, daß kurze Zeit vor der ersten Aufführung der „Meistersinger" in Berlin Rich. Wagner einen Brief an Frau von Muchanoff, früher Frau von Kalergis geb. Nesselrode veröffentlichte „Aufklärung über die Schrift das Judentum in der Musik," worin er darzulegen versucht, daß alle Gegnerschaft, die nicht blos seine Kunst, sondern auch die Kompositionen seines großmütigen Freundes Liszt zu erleiden hatten, lediglich dieser Schrift, dem durch sie erregten Hasse der Juden zuzuschreiben wäre. Also die Juden ließen Liszt entgelten, daß Rich. Wagner den Artikel geschrieben hatte! Die Behauptung ist würdig, neben die des famosen Patrioten Ahlwardt gestellt zu werden, daß die Alliance Israélite die Löwe'sche Waffenfabrik angeregt habe, der deutschen Armee schlechte Gewehre zu liefern, damit sie bei einem nächsten Kriege gegen Frankreich unterliege!

Das Zerwürfnis zwischen Joachim und dem Kultusminister von Mühler entstand daher, daß der Letztere dem Professor Rudorff, der noch zauderte, in seiner 1869 erhaltenen Anstellung weiter zu verbleiben, auf eigene Faust die Entlassung ankündigte und dies Joachim mitteilte, während er verpflichtet war, sich zuerst mit diesem, dem Direktor der Hochschule, bei allen Ernennungen und Entlassungen in Einvernehmen zu setzen. Joachim fühlte sich in seinem Rechte verletzt und erklärte seinerseits, daß er die Stelle als Direktor aufgebe. Die Wirkung dieser Erklärung war eine geradezu ungeheure. Als Joachim im nächsten Quartettabende mit seinen Genossen in der Singakademie hervortrat, erscholl ein minutenlanger stürmischer Beifall; die meisten Zeitungen nahmen Partei gegen den sehr unbeliebten Kultusminister. Joachim wandte sich direkt an den König Wilhelm, der in Versailles weilte, mit dem Gesuche um

Digitized by Google

Entlassung; aber der edle Monarch, dem die Persönlichkeit des Künstlers sehr sympathisch war, wollte keinen entscheidenden Entschluß fassen. Einflußreiche Persönlichkeiten, welche die Stimmung des Königs kannten, ersuchten Joachim seinen Entschluß zu ändern und in der Stellung zu verbleiben. Er zeigte sich willig unter der Bedingung, daß er nicht mehr direkt mit dem Kultusminister zu verhandeln habe, es ward ihm willfahrt.*) Ein „Curatorium", bestehend aus den Herren von Keudell, von Loeper und Fr. Kiel übernahm die Vermittelung der Hochschul-Angelegenheiten zwischen Joachim und Herrn v. Mühler; es gab gereizte Zuschriften des Ministers und scharfe Antworten der Herren. Der Sieg blieb ganz auf Seiten Joachims, Rudorff wurde wieder angestellt und es geschah in der Hochschule nichts ohne vorherige Benachrichtigung und Einwilligung des Direktors. Mühler ist zwar erst 1872 von seinem Posten zurückgetreten; aber im Publikum stand die Überzeugung fest, daß der Streit mit Joachim seinen Sturz herbeigeführt hatte. Sicher ist eins: Als er im Jahre 1862 ein Wahlmanifest erlassen hatte, gegen welches die gesamten Professoren der Berliner Universität entschiedenste Verwahrung einlegten, verhielt sich das Publikum ziemlich gleichgültig, und Persönlichkeiten welche der Regierung nahe standen hüteten sich wohl, für die gelehrte Körperschaft Partei zu nehmen; als er jedoch gegen den großen allbeliebten Künstler einen starken Formfehler beging, da mußte er fühlen, daß seine Macht zu Ende ging; gewisse Wendungen in manchem Briefe, der ihm vom Kuratorium zukam, wären ganz bestimmt nicht niedergeschrieben worden, wenn sein Sturz nicht schon beschlossene Sache war.

*) Was ich hier erzähle, hat mir der selige Fr. Kiel mitgeteilt.

Digitized by Google

Aus der Zeit des glorreichen Krieges will ich hier einige Erinnerungen erzählen, die mir von ganz zuverlässigen Personen und von meinem Freunde, dem Maler Bleibtreu (†) mitgeteilt worden sind. Der hochselige König und Kaiser Wilhelm war unter allen Fürsten, die beim Heere standen, der eifrigste, der unermüdlichste Soldat. Am frühen Morgen, wenn seine Adjutanten noch der Ruhe pflegten, stand er auf; Bequemlichkeit des Anzugs wollte er nicht kennen, seine Uniform war immer vorschriftsmäßig stramm gehalten, geschnürt wie die eines Fähnrichs, der Avancement anstrebt, da saß jeder Knopf fest! Bei aller Liebe, die er für den Sohn hegte, bei allem Lobe, das er seinen Heldenthaten, seiner Führung zollte, konnte er es nicht ganz verwinden, daß es in dem „Lager drüben" nicht ganz militärisch, zu sehr aufgeknöpft zuging. Auch schien ihm die Vorliebe des Kronprinzen für bürgerliche Adjutanten nicht ganz zu behagen. Doch sprach er sich nicht so entschieden aus, daß eine ganz sichere Meinung hierüber gefaßt werden konnte, wie denn überhaupt der edle Monarch ein noch gar nicht genug anerkanntes Zartgefühl bewahrte. Seine Rücksicht für die regierenden Fürsten, welche sich persönlich an dem Kriege beteiligten, ging bis zur Selbstverleugnung, bis zur Nichtbeachtung der Thatsachen. Bleibtreu zeigte dem edlem Monarchen die Skizze seines Bildes „die Übergabe von Sedan". „Ja", fragte der König, „hier bin ich ja und X. dargestellt, wo sind denn die X.?" (er nannte einige der regierenden Herren.) „Ja, Majestät," entgegnete der Maler, „die waren ja gar nicht da." Der König verlangte, daß die Fürsten, die an dem Kriege teilnahmen, auf dem Bilde neben ihm figurierten, Bleibtreu bestand auf der historischen Thatsache, und das Bild wurde

Digitized by Google

vom Könige nicht gebilligt*); wenn ich nicht sehr irre, ist es in den Besitz des Fürsten Pleß gekommen.

Der König war auch im Felde ein Held sonder gleichen. Mir erzählte ein Augenzeuge, er habe bei Gravelotte gesehen, wie Moltke blaß wurde, wie zwei Herren aus dem Gefolge des Königs recht klägliche Mienen zeigten, nur der König blieb ruhig in seinem festen Gottvertrauen. Derselbe Gewährsmann teilte mir auch einen Zwischenfall aus derselben Schlacht mit, der an die größten Thaten des Altertums erinnert. Ein General, dessen Name meinem nach dieser Richtung so unglaublich schwachen Gedächtnisse entfallen ist, erblickte auf einem Wagen, der schwer Verwundete aus dem Schlachtfelde wegführte, einen jungen Mann aus demselben Regimente, in welchem sein Sohn diente, er ritt auf ihn zu und fragte zuerst nach seinem Befinden, dann: „Haben Sie vielleicht meinen Sohn gesehen?" „Ja, Herr General," antwortete der Verwundete, „Ihr Sohn hat seine Pflicht für das Vaterland erfüllt, er ist als Held gefallen." „Ich danke Ihnen, mein Freund," sprach der Vater, ritt weg und kommandierte weiter im Kugelregen; erst am Abend, als die Schlacht entschieden war, stieg er vom Pferde, fuhr mit der Hand nach dem Herzen und wankte, — doch nur einen Augenblick, dann schritt er stumm, gebeugten Hauptes, aber mit festem Tritte von dannen.

Von den deutschen regierenden Fürsten und von den Prinzen, die in dem glorreichen Kriege Mitkämpfer waren, haben Alle, von denen ich Mitteilung erhielt, mit Hochachtung, manche mit Bewunderung gesprochen. Mit Ausnahme eines Einzigen, der mehr erzählte als focht, haben

*) Ich habe diesen Vorfall bereits im Jahre 1874 in der „Schlesischen Presse" vom 1. Mai ganz wie oben erzählt, nur ohne Nennung der Namen.

Digitized by Google

sie sich als unerschrockene Helden bewährt; zu den aller ungestümsten soll, wie mir vielseitig versichert ward, der verstorbene Prinz Albrecht von Preußen gehört haben, der zur Verzweiflung seiner Umgebung mit einer wahren Wut drauf los stürmte, daß er nur durch ein Wunder der Gefangenschaft entging. Auch Prinz Friedrich Karl war „ein Draufgänger sonder gleichen."

Wie die Generale aller deutschen Heeresstämme als Führer und als Kämpfer gleich groß gewesen sind, haben hunderte Zeitungen und Bücher genugsam verkündet; daß auch Bismarck sich als echter Preußischer Offizier bewährte, ist bekannt. Aber ein charakteristisches Privatstücklein des Mannes aus der Kriegszeit will ich erzählen, allerdings ohne eine andere Gewähr zu bieten, als daß es mir von Bleibtreu, der nie ein unwahres Wort gesprochen hat, mitgeteilt ward. Nach einer Schlacht, deren Namen mir entfallen ist, fanden Bleibtreu und ein anderer Maler (oder ein Berichterstatter) in einem Dorfe nach langem Herumirren eine Unterkunft und sogar die Möglichkeit einen Hammelbraten zu erhalten. Sie wollten sich eben zu Tische setzen, als die Thür aufging und herein trat — Bismarck. Nach kurzer freundlicher Begrüßung meinte er: „Ei was haben Sie da für schönen Braten", ließ sich auf den Stuhl nieder und verzehrte die Hammelkeule bis auf den Knochen. Dann strich er die Hand mit wohlgefälliger Miene über den Bauch und sprach: „Aber nun thut es mir leid meine Herren, Ihnen sagen zu müssen, daß ich Moltke erwarte und Sie das Zimmer nicht behalten können". Da fuhr Bleibtreu los „Excellenz, daß Sie uns unser Essen bis auf den letzten Bissen weggenommen haben, dagegen will ich nichts einwenden, denn Sie sind ja unser größter Mann, und wenn Sie satt sind, wollen wir gern hungrig zu Bette gehn, daß wir aber ganz und gar

Digitized by Google

nicht zu Bette gehen, dürfen Sie doch nicht verlangen, wo sollen wir denn jetzt in später Nacht ein Unterkommen finden? Sie brauchen ja nur zu befehlen, Ihnen muß überall geöffnet werden, aber für uns ist keine Aussicht vorhanden; nein, Excellenz, das können Sie nicht verlangen." Bismarck sah verwundert auf den kleinen Mann, der so mit ihm zu reden wagte, dann nickte er mit dem Kopfe und sagte gutmütig, „Sie haben Recht", ging hinaus und ließ durch eine Ordonnanz ein anderes Absteigequartier bestellen. So erzählte mir Bleibtreu; in meinem Notizbuche von 1875 fand ich neben seinem Namen die Skizze mit Bleistift geschrieben.

In neuester Zeit hat die Erklärung, die Fürst Bismarck einem Unterredungs-Berichter (Interviewer) über die Emser Depesche von dem Ausbruche des Krieges gab, großes Aufsehen und vielfachste Auslegungen hervorgerufen. Das ist insofern verwunderlich, als Fürst Bismarck nur bestätigte, was in den siebziger Jahren vielfach behauptet worden ist. In den „Stimmungsbildern aus Berlin", die ich 1872—75 für die damalige Augsburger jetzige Münchener Allgemeine Zeitung schrieb und von denen das nächste Kapitel ausführlich sprechen wird, habe ich am 25. August 1874 erzählt: Im Winter 1872/73 fand bei einem Staatsmanne, der auch Schriftsteller empfängt, eine kleine Soirée statt. Unter den Gästen befand sich ein Deutscher aus Paris, ehemaliger Mitredakteur einer französischen Zeitung. Neben ihm saß ein Schriftsteller, der die französische Sprache mit Leichtigkeit und „sans accent" sprach, und hierdurch des Deutsch-Franzosen besondere Gewogenheit erwarb. Die Rede kam auf Politik und da erfuhr denn der Deutsche von dem verpariserten Kollegen, daß die ganze Geschichte von der abweisenden Antwort des Königs an Benedetti nicht wahr und nur von Bismarck, der gar nicht in Ems war

Digitized by Google

und noch in Varzin weilte, erfunden worden sei. „Der König dachte gar nicht daran, aber Bismarck ließ die Nachricht überall hin telegraphieren, damit der Bruch irréparable war.“ Damals, d. h. im Jahre 1874, betrachtete ich diese Wendung als Unsinn; die spätere Haltung des Fürsten ließ in mir die Meinung entstehen, daß in dem Unsinn doch etwas Wahres enthalten sein könnte, und die Erklärung des Fürsten hat nunmehr die Thatsache festgestellt. Ob der große Staatsmann Recht that, einem neuigkeitsbedürftigen Zeitungsschreiber eine solche Aufklärung zu geben, welche den Feinden Deutschlands eine neue Handhabe zu heftigen Angriffen lieferte, den Dreibund in ein schiefes Licht brachte und das Andenken des edlen herrlichen Kaisers Wilhelm einigermaßen beeinträchtigte, indem es ihn als fast willenlos, als ganz von seinem Minister geleitet, erscheinen ließ? Das mag der Fürst mit seinem Gewissen abmachen!

Im April 1871 kam Richard Wagner nach Berlin und ward sofort mit starken Huldigungen empfangen. Der Verein Berliner Musiker veranstaltete ihm zu Ehren am 30. April eine Aufführung im Saale der Singakademie, wo nur Werke von ihm vorgeführt wurden. Zuerst kam eine Ansprache von Dohm, welche die Nichte Wagners, Frau Jachmann-Wagner deklamieren sollte. Aber sie war so ergriffen, daß sie in Thränen ausbrach und nicht reden konnte. Dann spielte das Orchester die Faustouvertüre unter Professor Sterns, und den Tannhäusermarsch unter Musikdirektor Thadewalds Leitung. Nach diesem dankte Rich. Wagner dem Orchester in breitem sächsischem Dialekte für die so liebenswürdige Aufnahme, wie sie ihm noch nirgend zu Teil geworden, und bat die Herren sich mit ihnen verbinden zu können, daß sie die Faustouvertüre nochmals unter seiner Leitung spielen. Das geschah — und man glaubte ein noch nie gehörtes Stück zu

Digitized by Google

vernehmen! Am 5. Mai gab er ein Konzert im Königlichen Opernhause, brachte seinen Kaisermarsch mit Chor, den Feuerzauber aus der Walküre, (Betz sang die Partie des Wotan) Stücke aus Lohengrin u. s. w., zuletzt Beethovens C-moll-Symphonie zu Gehör. Und wieder wirkte seine großmächtige Dirigenten-Kraft bezaubernd auf Orchester und Hörerschaft. Selbst Gegner seiner Musik mußten eingestehen, daß die Beethoven'sche Symphonie noch niemals in Berlin in solch vollendeter Weise, mit solchem geistigen Schwunge, technischer Sicherheit und Klarheit aufgeführt worden war. Ein minutenlanger donnernder Beifall brauste nach dem Finale.

Digitized by Google

XIV. Kapitel.

1872—73. Starke Entfaltung meiner litterarischen und musikalischen Thätigkeit.

1872 gründete Paul Lindau die Wochenschrift „Die Gegenwart"; meine Artikel in Rodenbergs „Salon" hatten seine Aufmerksamkeit erregt, er bot mir die Stelle des Musik-Berichterstatters an. Ich habe für das Blatt mit kurzer Unterbrechung bis Mitte d. J. 1892, in welchem ich alles Rezensieren aufgab, gearbeitet. Paul Lindau trat 1881 von der Leitung zurück; seine Stelle nahm Herr Dr. Zolling ein und derselbe erwarb später das Blatt als Eigentum. Gleich mein erster Artikel „die Tanzkunst und das Ballet der Königl. Oper", das mit den Worten begann: „Wir lieben die Tanzkunst, daher gehen wir nicht mehr in das Ballet" erzeugte starke Wirkung im Publikum und so heftigen Zorn bei den Intendantur-Räten, daß sie einen geharnischten Brief an Lindau sandten. Ich hatte auf die Fanny Elßler und die ältere Marie Taglioni, (Gräfin Gilbert des Voisins) hingewiesen, auf die Muster, nicht blos der Tanzkunst, sondern auch der schönen Bewegungen, des edlen Anstandes im Gange und in der Verbeugung; dagegen von den jetzigen Tänzerinnen gesagt, daß sie vortrefflich

Digitized by Google

tanzen aber meistens nicht gehen, stehen und sich verneigen können, daß alle Plastik, alle Kunst der schönen Stellung, der Geberdensprache verloren ging; dann protestierte ich sehr energisch gegen die damals auf der Hofbühne eingerissene Unsitte, daß noch Cancan getanzt würde. Dieser Artikel, 1872 geschrieben, findet noch heute seine Anwendung, vielleicht in noch stärkerem Maße, denn die berühmte dell'Era, die erste in Berlin und in Petersburg viel gefeierte Tänzerin ist ganz bestimmt eine ganz ungemein gelenkige Fuß-Virtuosin, aber ebenso bestimmt keine Tanzkünstlerin; die letzte wahre Tanzkünstlerin war Adele Granzow. Mein Artikel, der mit anderen über die Königl. Oper in dem Buche „Schlaglichter und Schlagschatten" erschienen ist, wurde zu meiner größten Freude noch im Oktober 1892 von dem edlen Freunde Prof. Engel mit dem Hinweis hervorgehoben, daß ich auch in der Tanzkunst für die ideale Richtung, für das Schöne gegenüber der überhand nehmenden Kraft-Entwicklung, der Akrobatik eingetreten bin.

In den Pfingsttagen 1872 fuhr ich zu dem Niederrheinischen Musikfeste nach Düsseldorf, auf welchem Anton Rubinstein seine sehr interessante geistliche Oper: „Der Thurm von Babel", Text von Rodenberg, vorführte, Beethovens achte Symphonie nicht gut dirigierte und Schumanns symphonische Etuden ganz unübertrefflich spielte. Ich werde meine Meinung über diesen großartigen Künstler später, bei Gelegenheit der Besprechung seiner „Historischen Konzerte" in Berlin ausführlich darlegen; ich erwähne dieses Musikfest hier nur aus dem Grunde, weil Rubinstein bald nachher die Reise nach Amerika antrat und ich ihm schon damals in Düsseldorf voraussagte, daß er das ins Auge gefaßte Ziel verfehlen würde. Er wollte, — so lautete seine Erklärung, als wir nach der Probe zu Mittag aßen, — seiner Familie

Digitized by Google

ein Kapital erwerben, um nicht den Kapellmeister oder Klavierlehrer abgeben zu müssen und sich ganz der Komposition zu widmen. Ich aber entgegnete ihm, er würde nicht über sich gewinnen, den Klavierspieler dem Komponisten zu opfern, er werde von Amerika mit reicher Kasse aber nicht mit künstlerischem Gewinne zurückkehren. Diese Prophezeiung habe ich auch in meinem obenerwähnten Buche „Schlaglichter" wiederholt; sie ist eingetroffen.

Ein zweiter Zwischenfall hat für mich noch wichtigere Bedeutung gewonnen. Ich war von dem Eigentümer der Spielbank in Baden-Baden, Herrn Dupressoir für den August 1872 zur Mitwirkung in einem Morgenkonzerte geladen, nahm meine selige Frau und deren Mutter mit, die gegen ihren Rheumatismus warme Bäder gebrauchen sollte. Eines Morgens traf ich vor dem „Konversationshause" den Dr. X. einen als sehr gewandten liberalen politischen Schriftsteller geschätzten und als höchst geistreichen Gesellschafter sehr gefeierten, viel geladenen Mann. Das Gespräch wandte sich bald den politischen Angelegenheiten zu, und ich verhehlte meine Besorgnisse und Ansichten nicht, die für jene Zeit als reactionär gelten konnten. Der damalige Gründungstaumel, die Siegessicherheit der liberalen Partei, die Beteiligung hervorragender Mitglieder dieser Partei an manchen zweifelhaften Unternehmungen erscheinen mir sehr gefährlich. Dr. X. suchte mich vergeblich eines besseren zu belehren und wurde zuletzt so ärgerlich, daß er meinte ich verstände nichts; ich entgegnete ihm „qui vivra verra, merken sie sich Eines, binnen einigen Jahren, wenn der jetzige Taumel der Ernüchterung weicht, wird jedes Mißlingen irgend welchen Unternehmens der liberalen Partei in die Schuhe geschoben werden. Wer bei einer Gründung Geld einbüßt wird auf den Freihandel, auf die liberale Partei schimpfen und sagen, er hätte keinen

Digitized by Google

Heller riskiert, wenn nicht dieses oder jenes geachtete Reichtags-Mitglied oder große liberale Herrn auf den Aktien unterzeichnet waren. Das ist selbstverständlich unwahr, denn jetzt will Jeder schnellen Gewinn erzielen, und wäre der T— — als Gründer unterzeichnet, aber die sogenannten Konservativen werden die Stimmung schon zu benutzen verstehn." Damit ging ich.

Unmittelbar nach dieser Unterredung kam mir der Gedanke, meine Ansichten in Feuilletonform in einem großen Blatte zu veröffentlichen; im selben Augenblicke begegnete mir das Reichstagsmitglied Dr. Bamberger. Dieser vortreffliche Mann, der mich noch heute mit seiner freundlichen Teilnahme beehrt, verlebte damals jeden Sommer in Baden-Baden und zählte noch zu den gemäßigt Liberalen. An ihn wandte ich mich mit der Bitte um seine Empfehlung an die „Allgemeine Zeitung" für meine beabsichtigten Artikel. Er gewährte mir die Bitte sofort, ich sandte den ersten Brief an die Zeitung, die sich zur Aufnahme bereit erklärte; und so entstanden die „Stimmungsbilder aus Berlin." Ich werde hier einiges daraus anführen, zuerst um zu zeigen wie ich schon im Jahre 1872 dachte, und dann, um einige Worte an die antisemitischen Wühler zu richten, die jetzt das große Wort führen und mit der Aufreitzung der niedrigsten Leidenschaften des Pöbels Geschäfte machen. Gleich im zweiten Stimmungsbilde, 12. November 1872, sprach ich von der Spekulationswut, von der Sucht nach schnellem Gewinne, die keine Prüfung, kein Bedenken aufkommen läßt, schilderte den maßlosen Luxus und sagte: „Nicht der Staat kann der Spekulationswut und ihren Folgen Einhalt thun durch Gesetze und Verbote, denn wo könnte die Handhabe gefunden, wo die Grenzlinie gezogen werden zwischen berechtigter Überwachung und unbefugter Einmischung? Auch das Parlament

Digitized by Google

kann nicht direkten Einfluß dagegen ausüben, eine Kontrolle oder Beschränkung einführen, über jeden einzelnen Fall ein Urteil fällen, ob das Unternehmen solid sei oder nicht. Aber in der sittlichen Kraft der freisinnigen Volksvertretung läge ein sicheres Mittel gegen die zu weite Ausbreitung des Börsen- und Gründungsschwindels. Sie allein ist im Besitze der Achilles-Lanze, welche die Wunden die sie schlug zugleich heilen konnte, sie, die dem Volke den Gebrauch der unbeschränkten Handelsfreiheit erkämpft hat, vermag dem Mißbrauch zu steuern. Wenn die freisinnigen Abgeordneten bei jeder Gelegenheit in Wort und That der Hetzjagd auf den Gewinn entgegenträten, wenn sie ihren ganzen Einfluß auf die Presse in die Wagschale wärfen, so würden sie nicht bloß heilsame Furcht erregen, manches zu freche Unternehmen im Keime ersticken, sondern auch das sittliche Bewußtsein der Nation stärken und heben, indem sie das erste Beispiel gäben, daß sie den Nationalreichtum nicht nach der Zahl der Aktienunternehmungen bemessen, daß sie die Arbeit höher stellen als den emporschnellenden Reichtum, und daß sie diesem allein nicht den mindesten Anspruch auf Achtbarkeit einräumen. Allerdings dürfen auch die Abgeordneten ihren Namen nie zu einer von der Börse abhängigen Aktiengründung herleihen, selbst wenn sie ihnen noch so tadellos und reell erschiene. Denn das Volk besitzt nur allgemeines Rechtsbewußtsein, nicht die scharfe Unterscheidungskraft des Geschäftsmannes, es urteilt über das Ganze, nicht über jeden einzelnen Fall; und die direkte Teilnahme der Abgeordneten an solchen Unternehmungen übt eine nachteiligere Wirkung als sie vielleicht ahnen. Dem Großstädter erscheint sie gleichgültig, ja manchem ist der Name eines recht energischen Handlungshauses, das nicht viel Bedenken hegt, eine bessere Gewähr schnellen Gewinnes, als der eines freisinnigen Abgeordneten; aber in

Digitized by Google

der Provinz gab und giebt es noch genug Leute die auf alles, was von den Bankiers allein ausgeht, argwöhnisch blicken und nur dem populären Namen Vertrauen schenken. Ist nun einmal die Spekulation mit solchen Beweggründen in Kreise gedrungen, in welche sie bisher nicht dringen konnte, so läßt sich allerdings der Punkt nicht mehr feststellen über welchen man nicht hinausgeht. Und bricht die unvermeidliche Krisis herein, so wird momentan auch das solideste Unternehmen davon betroffen, das Vertrauen des Volkes wird erschüttert, die liberale Partei wird beschuldigt dem Gründungsschwindel mittelbar Vorschub geleistet zu haben, und allen gegensätzlichen Bestrebungen ist der Weg gebahnt. Dies mögen die freisinnigen Volksvertreter wohl bedenken! Nur die vollständige Wahrung ihrer Unabhängigkeit, ihrer sittlichen Würde kann einem solchen Umschwunge in der öffentlichen Meinung vorbeugen und den Grund zur sicheren Heilung mancher jetzt so ungesunden Zustände legen. Nur die entschiedenste Haltung, die öffentliche Mißbilligung bei jeder Gelegenheit, ja die Brandmarkung der Hetzjagd auf den Reichtum, kann der freisinnigen Partei dauernden Einfluß auf die Entwicklung der Nation sichern. Noch lebt in dieser und gerade in dem so arbeitstüchtigen genügsamen Preußen ein starker sittlicher Kern, der ihn vor dem Wurmfraße der alles überwuchernden Spekulation bewahrt!

Alle diese Betrachtungen klingen wohl recht unstaatsmännisch, und es kann ihnen eine ganze Masse sogenannter praktischer nationalökonomischer Sätze entgegengestellt werden; ja sie enthalten manches was recht ironisch belächelt werden kann — der Verfasser selbst macht sich anheischig im Notfall einige gute Witze gegen seine Artikel vorzubringen! Aber er geht doch von dem Grundsatz aus, daß ein gewisser Idealismus in Deutschland ebensoviel Berechtigung hat als die nationalökonomischen Lehrsätze, daß die Freiheit der

Digitized by Google

Nation vor allem Kräftigung des sittlichen Bewußtseins und höhere Errungenschaften bringe, als maßlosen Börsenschwindel und Luxus."

Im Stimmungsbilde vom 24. Januar 1873 wies ich darauf hin, daß an einem Dutzend unsauberer Gründungen nicht so viel Geld verloren gegangen war, wie an den rumänischen Eisenbahnaktien, auf welchen neben dem famosen Dr. Strousberg die Herzöge von Ujest und von Ratibor und der Graf Lehndorff mit unterzeichnet standen. Die beiden erstgenannten sind der gerichtlichen Klage auf Zahlung der Interessen mit dem Einwande entgegengetreten, daß die Tribunale für Bürgerliche ihnen gegenüber nicht kompetent seien.*) Ferner daß eine ganze Masse Leute, besonders in Schlesien, dem Unternehmen des Dr. Strousberg nicht für einen Thaler Glauben schenkten, dagegen Tausende hingaben für das Papier, auf welchem der erste Edelmann der Provinz als Unterzeichner und Vertreter stand. Und derselbe Strousberg wurde von dem Regierungskommissar als ein Mann bezeichnet, der „auf der Höhe der Zeit stand." Im sechsten Stimmungsbilde 29. März 1873 trat ich mit noch schärferen Angriffen hervor, geißelte einige neue Adelsverleihungen und endete mit der Erzählung, wie ich mit einem befreundeten Schriftsteller „Unter den Linden" spazieren ging. „Wir wollten den Fahrdamm überschreiten, mußten aber erst einige Equipagen an uns vorüberbrausen lassen (deren Insassen ich beschrieb.) Mein Freund sagte nichts, aber um seine Lippen schlängelte sich ein eigentümliches Lächeln; ich aber konnte mich nicht enthalten ihn zu fragen: Erklären

*) Daß die beiden Herzöge ganz in gutem Glauben, dem allgemeinen Wohl einen Dienst zu leisten, gehandelt haben, steht außer allem Zweifel; sie sind eben von Strousberg beredet worden und wußten sich zuletzt nicht zu helfen.

Digitized by Google

Sie mir, verehrter Herr, warum haben wir denn eigentlich den Gardelieutenant bekämpft? Um die Gesellschaft an seine Stelle zu setzen? Fast möchte ich mit Verrina im Fiesco sagen, ich gehe zum Andreas.“ Dieser Artikel wurde von der Berliner Zeitung „Tribüne“ nachgedruckt und erregte in den Börsenkreisen ungeheures Aufsehen, da manche ihnen angehörige Persönlichkeiten zwar nicht genannt, aber unverkennbar beschrieben waren. Da die Tribüne die Vermutung aussprach, Gutzkow sei der Verfasser, berichtigte ich diesen Irrtum und nannte mich, damit kein Anderer unter dem Hasse der Angegriffenen zu leiden habe.

Und nun frage ich die heutigen Antisemitenwichte, diese edlen, bewundernswerten Vorkämpfer des Christentums, diese „Gegner des Mammonismus,“ diese Deutsch-Sozialen und Konservativen: Ihr Wichte, wo seid Ihr denn gewesen in der Zeit, als ich diese „Stimmungsbilder“ schrieb? Damals herrschte der Übermut des Mammonismus, damals schossen jeden Tag neue Sumpfpflanzen des Gründertums empor, damals war der richtige Moment, die Ausschreitungen des Judentums zu bekämpfen! Wo waret Ihr damals? Wohlweislich habt Ihr gekuscht! Denn in jenen Jahren war der allmächtige Fürst Bismarck noch liberal, hielt im Herrenhause donnernde Reden gegen die Opponierenden, gegen die Deklaranten, damals besuchte die Hofgesellschaft noch die Bälle der Banquiers und speisten Diplomaten am Tische eines geadelten Weinhändlers. Damals gehörte Mut und Ausdauer, so zu schreiben, wie ich es that, und dennoch ehrenhafte Unabhängigkeit zu wahren, dem Grafen Redern die Erklärung abzugeben, von der weiter unten die Rede sein wird. Erst nachdem Bismarcks Ansichten sich änderten, als bei ihm das »Naturam expellas furca, tamen usque recurret« sich bestätigte, als die Junkernatur in ihm über den Staatsmann siegte, als

Digitized by Google

er unbedingten Gehorsam verlangte und alle Jene, die ihn nicht leisteten, als „Reichsfeinde“ erklärte, erst nachdem des allmächtigen Mannes Unwille nicht mehr zu fürchten stand, wenn man gegen die Geldjuden losging, da kroch all das antisemitische Gewürm aus den Höhlen und reckte die Hälse und speite sein Gift aus. Im Jahre 1873 stand ich allein gegen „Jung-Israel“, wie ich die neuen Millionäre nannte. Meine Freunde waren bestürzt, fanden mein Vorgehen um so bedenklicher, als ich ja in Banquierskreisen verkehrte und mir deren Feindschaft auf den Hals laden mußte. Ich ließ alle Meinungen unbeachtet, lachte über die Furcht und erklärte allen jenen, die mit den Artikeln nicht einverstanden waren, sehr unumwunden, daß es jedermann frei stände, mit mir gar nicht umzugehen. Und ich darf wohl sagen, üble Folgen sind mir aus den Artikeln gar nicht erwachsen. Seit jener Zeit habe ich mit manchem der von mir Angegriffenen Frieden geschlossen, ohne gerade in nähere Beziehungen zu treten, wohl aber, um zu zeigen, daß ich in der Periode der antisemitischen Niedertracht meine jüdische Abstammung nicht verleugnen will.

Im Sommer 1873 besuchte ich mit meiner seligen Frau die Wiener Ausstellung, um Berichte zu schreiben und nach zwanzig Jahren Abwesenheit von der Vaterstadt meine nächsten Verwandten zu besuchen. Ursprünglich waren wir von der Frau Johann Strauß geladen worden, in ihrer Villa in Hietzing zu wohnen; als aber der Zeitpunkt unserer Ankunft nahte, schrieb sie einen langen Brief, der von so vielen Hindernissen sprach, daß ich sofort auf die Gastfreundschaft verzichtete. Doch verfehlte ich nicht, ihr und dem genialen „Schani“ unseren Besuch abzustatten. Er stand damals im Beginne der Laufbahn als Operetten-Komponist und hatte erst „Indigo“ geschrieben. Wir hatten uns öfters in Baden-Baden getroffen. Er war immer

Digitized by Google

sehr elegant gekleidet, ging immer in Schuhen (escarpins) und konnte nie bewogen werden, irgend eine Bergpartie zu unternehmen, weil ihn nach seiner Erklärung bei jedem Hinabschauen von einer Höhe sofort starke nervöse Erregung ergriff; er hatte die Reise nach Triest über den Semmering nur mit immer geschlossenen Augen vollführen können und die Rückfahrt über Ungarn gewählt, weil auf diesem Wege keine Berge zu passieren waren. Im Umgange war er immer liebenswürdig und bescheiden. Im Badener Kurorchester setzte eine von dem damaligen Kapellmeister Könnemann geleitete Partei allerlei Ränke gegen Strauß ins Werk, weil die Abende, an denen er dirigierte, viel mehr Publikum anzogen; es kam zu einer öffentlichen Kundgebung für Könnemann und zu scharfen Erklärungen des Spielpächters Dupressoir, die freilich nicht mehr so stark wirkten, da ja mit dem Herbste seine Rechte und seine Macht ein Ende nahmen.

Die damalige Frau Strauß (†) war in den vierziger und fünfziger Jahren als Jetty Treffs eine viel bekannte Theater- später Konzertsängerin; viel älter als ihr Gemahl, schon lange verblüht und sehr eifersüchtig, mochte sie dem guten, von Frauen viel gefeierten „Schani" nicht immer die angenehmste Lebensgefährtin sein. Aber ihre Energie spornte ihn an, seine große Begabung der Operette zuzuwenden, die ihm große Erfolge und reiche Einnahmen brachte; und durch ihre Tüchtigkeit in der Führung des Hauses, durch ihre große Sparsamkeit wurden die Einnahmen festgehalten und zu einem bedeutenden Vermögen vereinigt. Jetzt ist der geniale Tanz-Poet seit einigen Jahren zum dritten Male verheiratet und lebt in behaglichsten Verhältnissen, allgemein beliebt. Richard Wagner zollte ihm Anerkennung, und Johannes Brahms zählt noch heute zu seinen eifrigsten Anhängern.

Digitized by Google

XV. Kapitel.

Ein kleines Intermezzo von Börsen-Spekulationen.

Ich habe im vorigen Kapitel von den Gründungen und sonstigen Börsen-Vorkommnissen gesprochen; so mögen denn auch meine eigenen Erlebnisse auf diesem Gebiete in verschiedenen Jahren und Verhältnissen in aller Kürze erzählt werden, damit der Leser entnehme, wie die besten Absichten freundlich Gesinnter bei mir die absonderlichsten Ergebnisse herbeiführten.

1872, als die Börsenbäume in den Himmel zu wachsen schienen, unternahm ich auf den Rat meines verehrten Freundes Magnus Herrmann einige kleine Spekulationskäufe, die mir glückten. Doch nach kurzer Zeit gab ich diese Art des Geschäftemachens auf, die ja mit meinen Anschauungen der Verhältnisse im Widerspruch stand, und trachtete, das bischen erworbene Geld fest anzulegen. Der Banquier Siegfried Sobernheim, mein erster Privatschüler in Berlin vom Jahre 1864, hatte im Verein mit Anderen die Makler-Vereins-Bank gegründet; er hielt sie für so gut und sicher, daß er die Anlage meines Kapitals in ihre Aktien zweckmäßig

Digitized by Google

fand; ja er streckte mir sogar eine kleine Summe vor, damit ich deren noch mehr kaufen konnte; nach seiner Überzeugung mußten die großen Dividenden, welche sie voraussichtlich brachten, diese kleine Schuld bald tilgen. Als die Ernüchterung eintrat, als der große Wiener Krach auch auf Berliner Börsenverhältnisse rückwirkte, da erlitten in erster Reihe die Bankaktien bedeutende Kursverluste, also auch die Maklervereinsbank. Eines Tages entdeckte ich, daß die meinen, etwa 10 000 Thaler nominell, um tausend Thaler niedriger standen, als ich sie gekauft hatte, und fragte Sobernheim, ob es denn nicht besser wäre, mit diesem Verluste abzuschließen und keine neuen mehr abzuwarten; seine Antwort lautete, er habe noch am Tage zuvor für 40 000 Thaler Aktien für seine Kinder gekauft. Eine Woche später trat eine Katastrophe ein; die Börsen-Geschäftsführer der Bank hatten große Aufträge von zwei Leuten übernommen, denen sie nach dem ausdrücklichen Verbote Sobernheims ohne genügende Sicherheit keinen Kredit gewähren sollten; die Auftraggeber waren nicht imstande, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, die Bank war gezwungen, für sie zu bezahlen und trat in „Liquidation"; sie zahlte noch etwa 83 Prozent des Stammkapitals,*) und ich verlor etwa 5000 Thaler, mehr als mein ganzes Vermögen betrug. Die in unbestimmten Zeiträumen erfolgenden Teilzahlungen der Liquidation dauerten Jahre lang, während welcher mir von dem Hause Sobernheim, das damals noch zwei Teilnehmern gehörte, fünf Prozent jährlich für meine Schuld berechnet wurden, bis ich Herrn Siegfried

*) Die Aktien waren mit 40 Prozent Einzahlung gegründet, standen aber, als ich sie kaufte, 45 Prozent über pari, also kosteten 1000 Thaler statt 400 = 850; bei der Liquidation entfielen etwa 320 für 850 Thaler; ich will für einen kleinen Irrtum in der Berechnung nicht einstehen, dagegen versichere, daß er nur ein kleiner sein kann.

Digitized by Google

erklärte, daß es mir nicht mehr möglich sei, diese Last weiter zu tragen. Er war auch sofort bereit, die Zinsenberechnung einstellen zu lassen, hat auch später den Rest meiner Schuld, etwa 500—600 Thaler, auf seine eigene Rechnung übernommen. Es sind mir überhaupt von ihm, seiner Gemahlin, seinem trefflichen einzigen Sohne, der sich der Geldlaufbahn abgewendet und der medizinischen gewidmet hat und als Doktor momentan in Marburg lebt, und seiner liebenswürdigen, jetzt verheirateten Tochter bei jeder Gelegenheit so viel Beweise wahrer Achtung und freundschaftlicher Teilnahme gegeben worden, daß ich mich verpflichtet fühle, dies hier mit vollem Danke anzuerkennen.

Ein anderes ähnliches Erlebnis hat mir weniger angenehme Erinnerungen zurückgelassen. Im Sommer 1884, nach monatelangen, sehr niederdrückenden, meine Thätigkeit und Erwerbsfähigkeit lähmenden asthmatischen Leiden wandte ich mich an einen ehemaligen Schüler, damals noch unverheirateten Direktor einer sehr großen Bank, mit dem Ersuchen die sehr kleine Summe, die ich durch eingeschränkteste Lebensweise erspart hatte, in sein Depot nehmen, und bei Gelegenheit, wo sich ihm Aussicht auf Gewinnst bieten würde, zu verwenden. Er willigte ein. Da kam nun zuerst zweimal der sonderbare Fall vor, daß der Direktor den Auftrag, den ich der Depotkasse gegeben hatte, nicht ausführen, dagegen einen anderen Ankauf für mich bewerkstelligen ließ, der anstatt des von ihm gehofften Gewinnes Verlust brachte, den selbstverständlich er tragen mußte, ein Beweis, daß auch ein sehr tüchtiger Direktor sich stark irren kann; zuletzt aber im Frühjahre 1885 wurde mein schwer genug erworbenes Ersparnis das Opfer der Ratschläge zweier mir sehr wohlwollender und „ganz gut informierter" Herren. Der eine,

Digitized by Google

Prokuriſt der obenbezeichneten Bank, den ich bat, für 300 Mark eine Prämie auf ruſſiſche Aktien zu kaufen, bei der ich nur dieſe voraus beſtimmte Summe verlieren konnte, meinte es wäre ganz unnütz, ſelbſt dieſe kleine Summe zu opfern; nach den ſicherſten Nachrichten aus London ſtände daſelbſt ein ſtarkes Steigen der ruſſiſchen Aktien unausbleiblich bevor; drei Tage nachdem ich dieſen Rat befolgt hatte, kamen die Telegramme von dem engliſch-ruſſiſchen Zerwürfniſſe über die Grenzfrage von Afghaniſtan, und die ruſſiſchen Papiere fielen um 10 Prozent. Ein Schüler, Teilnehmer eines großen Handlungshauſes, dem ich dieſen Zwiſchenfall mit dem Prokuriſten erzählte, war ganz erſchrocken und riet mir aufs dringendſte, ſofort meinen Verluſt zu decken und das Geſchäft zu Ende zu führen; er wüßte aus ſicherer Quelle, daß in den nächſten Tagen eine Kriegserklärung Englands gegen Rußland erfolgen würde, der Kursrückgang der Papiere ſei dann unberechenbar, ich könne mehr verlieren als meine Mittel zu bezahlen vermochten. So lief ich denn nach der Bank und brachte die Angelegenheit in Ordnung, es blieben mir noch etwa 200 Thaler von meinem ganzen Vermögen. Vierzehn Tage ſpäter herrſchte wieder friedliches Einvernehmen zwiſchen den Kabinetten von London und Petersburg. Die ruſſiſchen Aktien ſtiegen weit über den Kurs, zu dem ich ſie gekauft hatte; wäre ich nicht dem wohlgemeinten Rate des zweiten ſo ſicher Informierten gefolgt, ſo konnte ich noch einen Gewinn erzielen. Die beiden Direktoren der Bank, bei der ich dieſe Verluſte erlitten, hätten mir wenigſtens äußerlich einige Teilnahme zeigen ſollen, ſtatt deſſen benahmen ſich dieſe Herren, als wären ſie durch mich zu Schaden gekommen! Ich könnte noch einen ganz ähnlichen dritten Fall erzählen von einem ſeither verſtorbenen

Digitized by Google

Bankier, der sich als großer Kunstkenner geberdete und dessen Gemahlin sehr schöngeistig that, denke aber, die beiden angeführten werden genügen um darzuthun, wie oft mir das Geschick Schlimmes bereitete, selbst wenn die Stellung und das Wohlwollen der Leute, mit denen ich geschäftlich zu thun hatte, mich zu günstigsten Hoffnungen berechtigte.

Digitized by Google

XVI. Kapitel.

Meine Konzerte. Graf Redern, die Hofkonzerte und die Kaiserin Augusta. (1873—75.)

Anfangs des Jahres 1873 erwachte in mir die Lust, wieder einmal als Pianist in die Öffentlichkeit zu treten und eigene Kompositionen vorzuführen. Ich hatte ein Konzertstück in ungarischer Weise für Klavier und Orchester, Variationen über ein eigenes Thema und eine Polka-Fuge entworfen. Das erstere zeigte ich dem seligen Friedrich Kiel;*) dieser äußerte sich sehr günstig. So komponierte und übte ich fleißig und gab am 29. November 1873 mein erstes Konzert, im März 1874 ein zweites und im darauf folgenden Winter ein drittes. Sie wurden alle recht günstig beurteilt, nach dem ersten, in welchem auch meine Leistungen als Klavierspieler guten Erfolg hatten, erhielt mein ungarisches Konzertstück vielfältiges Lob der Kritik. Um so schmerzlicher mußte mich die Kunde berühren, daß Joachim sich in geringschätziger Weise über mich geäußert hatte, worauf

*) Dieser ausgezeichnete Komponist und edle Mensch ward eine Zeit lang hoch gepriesen, dann aber, als er manches im neuen Kunstleben nicht billigte, vernachlässigt. Er konnte ein Lied singen von der Wandelbarkeit der Menschen.

Digitized by Google

selbstverständlich die sämtlichen Hochschüler im Chor noch ärgeres sagten. Daß diese Kunde nicht etwa eine unrichtige oder übertriebene war, hat mir eine Unterredung mit Joachim selbst bestätigt, die ich mir einige Jahre später erbat; ich kann das Jahr nicht bestimmen, wohl aber den Tag: es war derselbe, an welchem der große, edle Künstler mit seiner Gemahlin eine Kunstreise nach Schweden unternahm. Ich befragte ihn über die Ursachen seiner eigentümlichen Zurückhaltung mir gegenüber, da ich in meinen Kritiken über die Hochschule fast immer nur Anerkennung geäußert hätte; er versicherte durchaus keine Mißstimmung gegen mich zu hegen, ich erinnerte ihn an jene Äußerung nach meinem Konzerte, er meinte ich müßte nicht richtig berichtet sein, ich nannte einen Künstler, der diese Äußerung als von ihm ausgesprochen, erwähnt hatte, da antwortete Joachim „hat der das gesagt? der lügt nicht" und gestand mir, daß mein Konzertstück ihm nicht gefallen habe, und er darum meine weiteren Konzerte nicht besuchte. Zugleich versicherte er mit edlem Ernste, daß ihm nichts ferner läge, als „Stichworte" gegen einen Künstler anzugeben. Es that mir damals sehr wehe, daß ein so großer Künstler, dem ich immer Beweise der selbstlosen Verehrung gegeben, dessen Biographie ich einige Jahre vor meinem ersten Auftreten für Rodenberg's Salon mit liebevoller und gründlicher Sorgfalt geschrieben hatte, der doch genau wußte, wie viel verschuldetes und unverschuldetes Elend ich getragen hatte, meinem ersten Erfolge, selbst wenn er ihm nicht verdient erschien, nur mißbilligende Worte nachsagte. Heute sage ich: der schönste Körper ist niederen Verrichtungen unterworfen, der edelste Geist kann sich unedler Anwandlungen nicht ganz erwehren, diesem Gesetze ist auch ein Joachim unterthan.

Dankbar will ich hier eines verstorbenen Kollegen

Digitized by Google

gedenken, der bei meinem Konzerte eine wahrhaft rührende Selbstlosigkeit bewährte: Franz Bendel. Er galt in manchen Kreisen als der bedeutendste Pianist Berlin's; ich schätzte ihn mehr als sehr glänzenden Virtuosen, denn als gründlichen Musiker, obwohl er nicht zu unterschätzendes Kompositionstalent besaß. Gerade seinen Ehrgeiz mußte der große Erfolg meines Konzertes, die günstigsten Kritiken empfindlich berühren. Aber er war während des Abends und nachher mein lautester Lobredner. Er ist im Sommer 1874 im blühenden Mannesalter gestorben. Ich weihe ihm dankbares Andenken.

Andere Erinnerungen aus jener Zeit: Meine Verhandlungen mit dem Grafen Redern bezüglich einer Mitwirkung in den Hofkonzerten, seine Mitteilungen und Bedingungen, der Abbruch unserer Beziehungen, bieten so viel anregenden Stoff zu allerlei Nebenbetrachtungen daß sie eine ausführliche Darstellung verdienen.

Nach dem Vortrage meines Konzertstückes in Ungarischer Weise 1873 kam Graf Redern in den damals noch existierenden Cäciliensaal, der als Künstlerzimmer diente, um „sein" Kompliment über meine Komposition persönlich darzubringen. Ich war um so mehr überrascht und geschmeichelt, als ich seit Jahren den Grafen nicht besucht und auch keine Einladung zu dem Konzerte gesandt hatte.

Einige Wochen nach diesem Vorgange stellte ich mich Sr. Excellenz vor, um den Dank für den Besuch abzustatten und ein Anliegen vorzutragen: In früheren Zeiten war ich jedes Mal bei meiner kurzen Anwesenheit in Berlin (1852 und 1854) durch seine Vermittelung zu den Hofkonzerten Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. berufen worden. Nun der Graf mir nach so langer Zeit neuerdings seine besondere Teilnahme ausgesprochen hatte, glaubte ich seine Verwendung bei ihrer Majestät der Königin angehen zu

Digitized by Google

dürfen, um der Ehre einer Mitwirkung an einem Hofkonzerte teilhaftig zu werden. Der Graf antwortete sehr wohlwollend und ich war eben im Begriffe mich zu entfernen, als er mit einem Male bemerkte, man hätte ihm von meinen „famosen" Artikeln in der „Allgemeinen Zeitung" gesprochen, ich möge sie ihm doch zusenden, und nach 14 Tagen mich wieder einmal „sehen lassen". Mir erschien das Intermezzo etwas sonderbar, doch sandte ich die Artikel und fand mich zur angedeuteten Zeit wieder ein. Er empfing mich sehr freundlich, lobte die „Stimmungsbilder"; ich erlaubte mir eine Anfrage bezüglich der Hofkonzerte, er aber fuhr fort:

„Das ist alles recht schön, aber Sie müssen gegen den Fürsten Bismarck und gegen den Lasker schreiben."

Diese eigentümliche, direkte Aufforderung an den Schriftsteller mit vollständiger Nichtberücksichtigung der künstlerischen Angelegenheit, der alleinigen Ursache meines Besuches, überraschte mich dermaßen, daß meine Antwort erst nach einigem Besinnen und fast stotternd erfolgte. Sie lautete, daß meine künstlerischen und politischen Absichten weit auseinander lägen; meine Artikel bewiesen zur Genüge, daß ich Lasker's Ansichten in sehr vielen Punkten nicht teilte; doch erschien er mir als ein Ehrenmann, zwar ganz und gar in optimistischen Irrtümern befangen, aber so durchdrungen von ehrenhaften Grundsätzen, daß ich ihn nicht angreifen könnte. Der Graf ließ nun diesen Gegenstand fallen und lenkte das Gespräch auf die Hofkonzerte, er bemerkte, daß eigentlich nur die von fremden Höfen empfohlenen Virtuosen dazu geladen werden, erzählte mir auch jene Äußerung Ihrer Majestät der Kaiserin über die »recrues de Mr. de Hülsen«, sprach von »boutades«, teilte mir auch manches von Kaiser Wilhelm mit, von dessen Lieblingsausdruck »C'est

Digitized by Google

chatouilleux«. Zuletzt meinte er, „wir würden uns doch verständigen", er wolle auch gelegentlich bei der Kaiserin „anfragen".

Bei meinem dritten Besuche kam er wieder auf den Fürsten Bismarck und auf die „fatale" Angelegenheit mit dem Grafen Nesselrode zu sprechen. Dieser sehr katholische Kammerherr der Kaiserin, der gegen die Maigesetze wütete, gefiel sich darin, dem Fürsten Bismarck in jeder Weise unhöflich zu begegnen, ihn nicht zu grüßen u. s. w. Die Kaiserin schien seine Haltung zu billigen und ebenfalls gegen den Reichskanzler eingenommen zu sein; es ward mir eines Tages von einer dem Hofe nahestehenden Persönlichkeit versichert, Ihre Majestät sei bei einer Hofcour an der Fürstin Bismarck*), die eine Dame vorstellen sollte, vorübergegangen, ohne sie eines Wortes zu würdigen, und die Fürstin habe zu der Dame laut gesagt, „Trösten Sie sich, das galt nur mir." Ich gebe diese Mitteilung mit allem Vorbehalt wieder, ohne Gewähr. Graf Redern meinte bezüglich jenes Zerwürfnisses zwischen dem Grafen und dem Fürsten, er könne als Oberstkämmerer doch nur über Haltung der Kammerherren gegenüber den höchsten Herrschaften richten, allenfalls auch über Kompetenz-Konflikte; ob jedoch irgend jemand vor dem Fürsten Bismarck den Hut zöge oder nicht, das sei Geschmacksache, die ihn nichts anginge. Er frug dann, ob ich wieder „Stimmungsbilder" geschrieben hätte, meine Antwort lautete, das letzte enthalte nur Bemerkungen über allgemeine gesellschaftliche und künstlerische

*) Als Ursache dieser ungnädigen Kundgebung wurde angegeben, daß Ihre Majestät die Fürstin aufgefordert habe, auf ihren Gemahl zu Gunsten der katholischen Geistlichkeit zu wirken, und diese erklärt habe, daß sie sich nie in politische Angelegenheiten zu mischen wage. Ich wiederhole jedoch, daß ich keine Gewähr für diese Mitteilungen übernehme.

Digitized by Google

Angelegenheiten. Kurze Zeit nach diesem Besuche erhielt ich ein Schreiben des Grafen, 13. Januar 1874, das ich wörtlich wiedergebe: Wir haben übermorgen, Donnerstag Abend 9 Uhr, einige 30 bis 40 Personen, Diplomaten und hiesige zum Hofe gehörenden (sic) bei uns. Es würde mich freuen, Sie ebenfalls unter ihnen begrüßen zu dürfen, und da Sie mir den Wunsch ausgedrückt haben, im Laufe des Winters bei Hofe zu spielen, so erachte ich es in Ihrem Interesse für nützlich, wenn Sie Donnerstag Abend 1 oder 2 Nummern auf den neugestimmten Pleyel, so par hazard, étant de la société, vorzutragen die Freundlichkeit haben wollten. Es ist gut, wenn dann über Ihr Talent gesprochen, si vous permettez geklatscht wird, als Einleitung für das Palais. Sie sehen, ich denke laut vor Ihnen, auch schriftlich. Vous m'avez gâté. Also auf Wiedersehn, übermorgen. Ihr ganz ergebener.

Die Gesellschaft, vorwiegend aus Verwandten und Freunden des Grafen von Arnim, des ehemaligen Botschafters in Rom und Paris, bestehend, behandelte mich sehr liebenswürdig. Man lobte, daß ich mit einer sehr ernsten „pièce" (Nachtstück von Schumann) begonnen hatte, in Erinnerung an die kürzlich verstorbene Königin-Witwe, sprach von meinen Musikberichten in der „Gegenwart", berührte aber die Artikel in der „Allgemeinen" mit keinem Worte, und ich hütete mich selbstverständlich, davon zu reden.

Inzwischen waren mehrere „Stimmungsbilder" erschienen, ohne Angriffe gegen den Fürsten und Lasker. Ich sah den Grafen noch zweimal, der mir endlich rundweg und etwas barsch erklärte, „man müsse sich auch ohne Hofkonzert weiter zu bringen suchen." Ich nahm sehr kurzen Abschied.

Im Jahre 1881 begegnete mir Se. Excellenz im Victoriatheater, als das Wagner-Theater des Direktors Angelo

Digitized by Google

Neumann das ganze Bühnenfestspiel „Ring der Nibelungen“ aufführte. Er unterhielt sich mit mir in charmantester Weise, als wäre gar nichts vorgefallen; selbstverständlich war ich so höflich als nur möglich, fand mich aber nicht veranlaßt, die Freundlichkeit des Herrn Grafen als Aufforderung zu einem Besuche zu betrachten.

Einige spätere Zwischenfälle brachten mich zu der Überzeugung, daß Graf Redern meiner Berufung in ein Hofkonzert nicht direkt entgegen gewirkt hatte, sondern daß der ausdrückliche Wille Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta entscheidend gewesen war. Ich weiß bestimmt, daß die treffliche Artôt, die mich in vielen Briefen ihrer aufrichtigen Freundschaft versicherte und bei der Königin sehr viel galt, manchen Künstlern zu einer Einladung zu Hofkonzerten verholfen hatte, auch mir diese Gunst verschaffen wollte, aber nicht erreichen konnte. Ich kann für diese entschiedene Zurückweisung keinen anderen Grund finden, als ein eigentümliches Ereignis früherer Jahre. 1853 als ich einige Monate in Baden-Baden verbrachte, war Frau von Kalergi, geb. Nesselrode, später Frau von Muchanoff so freundlich mich der damaligen Kronprinzessin vorzustellen, die ihr ganz besonderes Wohlwollen bezeigte. Ihre Königl. Hoheit war gewohnt, nicht offizielle Vorstellungen in dem salon des fleurs des Konversationshauses anzuberaumen, und so geschah es auch mit mir: die hohe Frau sprach einige Worte mit mir, wandte sich dann zu Frau von Kalergi und bat sie, ihr etwas vorzuspielen. Als diese nach einigen Stücken von Chopin dem ausdrücklichen Wunsche Ihrer Königl. Hoheit zufolge das Abendstern-Lied Wolframs aus dem Tannhäuser in der Lisztschen Umschreibung vortrug, wandte sich die hohe Frau ganz entzückt zu mir und sagte: „Wie das schön ist und ist

Digitized by Google

doch nur eine halbe Melodie*)". Ich schwieg, doch mein Gesicht mochte vielleicht einen gewissen Ausdruck nicht ganz verbergen; Ihre Königl. Hoheit ging gleich nachher fort. Es ist nun allbekannt, daß Ihre Majestät die Kaiserin Augusta ein ganz außerordentlich scharfes Gedächtnis besaß, und daß sie auch ihre Neigungen wie ihre »aversionen« unerschütterlich fest hielt. Die hohe Frau muß nun ganz entschieden gegen mich eingenommen gewesen sein; denn noch im Jahre 1880 als ich in einem Konzerte für den Frauenverein mit den anderen Mitwirkenden in die Kaiserliche Loge befohlen ward, richtete Ihre Majestät an Jeden einige freundliche Worte, an mich nicht eines; der hochselige Kaiser Wilhelm drückte mir sein Bedauern aus, daß er zu spät gekommen war, um mich zu hören. Es war eben von jeher mein „Pech", daß ich trotz meines Monarchismus und trotz meiner Vorliebe für die Aristokratie niemals die Gunst gekrönter Häupter oder großer Herren zu erwerben oder zu bewahren verstand. Nur der Herzog von Nassau, der jetzige Großherzog von Luxemburg und seine Schwester, die Königin von Schweden, haben sich mir immer überaus gütig erwiesen.

Von den musikalischen Erscheinungen aus dem Jahre 1874 sei hier August Wilhelmj genannt, ein Künstler, dessen ich nie ohne tiefe Wehmut gedenken kann, der von der Natur mit den größten Anlagen beschenkt und mit redlichem Gemüte begabt, die glänzendste Laufbahn, auf welcher er bereits siegreich einherschritt, verlassen hat und auf künstlerischen Nebenpfaden wandelte, die ihn weitab führten von dem ganz nahen, durch einige Ausdauer sicher zu erreichenden Ziele dauernden Weltrufes. Er war ganz entschieden

*) Ich habe in meinen Vorlesungen für den Lette-Verein 1867 diese Scene beschrieben, selbstverständlich ohne die leiseste Andeutung der Personen.

Digitized by Google

das größte Geigertalent der Neuzeit; mit großartigster unfehlbarer Technik, die keine Schwierigkeiten kannte, mit feurigem und von gediegenen musikalischen Studien zeugendem Vortrage verband er eine Machtfülle des Tones, die geradezu überwältigend wirkte. Als er in seinem zweiten Konzerte die Bachsche Ciaconna spielte, gestanden selbst begeisterte Verehrer Joachims, die seinen Vortrag Bachs über alles stellten, daß sie von Wilhelmjs Ton überrascht, in manchen Momenten gepackt worden waren. Wie unerreichbar hoch konnte er steigen, wenn er sich treu blieb! Im Jahre 1876 bethätigte er seine Begeisterung für Rich. Wagner als erster Geiger im Orchester des Bayreuther Festspieles. Dann unternahm er große Reisen nach allen Weltgegenden Amerika, Australien u. s. w. und erzielte überall größte Erfolge und Einnahmen. Nach Europa zurückgekehrt, baute er eine umfangreiche Villa bei Wiesbaden und hegte den Plan, eine Schule des höheren Geigenspiels zu gründen. Warum er ihn nicht ausführte, warum er die Führung seiner geschäftlichen Konzert-Angelegenheiten einem Agenten überließ, der nur Ungeschicklichkeiten zustande brachte, warum er überall einen Klavierspieler geringen Ranges mitnahm, dem er die kostspielige Reise und bedeutendes Honorar zahlte, mit dem er Beethovensche Sonaten ausführte, während die besten Klavierkünstler der Städte, in denen er auftrat, ihn gewiß bereitwillig unterstützt hätten, — alles das und noch manches andere bleibt ein unauflösliches Rätsel. Und nur die betrübende Thatsache steht fest, daß ein immenses Talent mitten in der glücklichsten Laufbahn plötzlich dem nahen, glänzenden, sicheren Ziele den Rücken zugewandt hat und aus eigenem Antriebe vom Triumphwagen herabgestiegen ist.

Das Jahr 1875 brachte in mein Musikleben einen sonderbaren Zwischenfall: Niemann begegnete mir eines

Digitized by Google

Tages auf der Straße und stellte das Ersuchen, ich möge ihm Klavierlektionen geben, damit er sich doch wenigstens beim Studieren ein wenig begleiten könne. Ich nahm den Antrag an. Viel gelernt hat er nicht, aber ich erinnere mich mit Freude, daß er mich bat, ihm das Gebet Saraſtros „O Iſis Oſiris" auf das Klavier zu übertragen und es fleißig ſtudierte. Eines Tages zeigte er mir den Zweigeſang zwiſchen Siegfried und Brunhilde aus der „Götterdämmerung", der ihm ſoeben zugeſchickt worden war und bat mich, ſeine Partie zu begleiten. Mir gefiel ſeine Wiedergabe nicht ganz, ich bemerkte ihm das und trachtete den Ausdruck, der mir vorſchwebte, ſo gut es ging auf dem Klavier anzudeuten. Wenige Tage darauf, am 27. März, kam mir eine Poſtkarte zu: „Habe dringend aus Götterdämmerung zu ſtudieren zum bevorſtehenden Wagnerkonzert. Das iſt aber nur mit Ihnen möglich, machen Sie mir die Freude, morgen zu mir zu kommen" u. ſ. w. Und am 30. kam eine zweite: „Tauſendmal bitte ich Sie morgen Mittag 12 Uhr zu kommen, damit wir mit der Frau von Voggenhuber die Sachen durchnehmen können, um uns ſo früh als möglich zu überzeugen, ob es überhaupt geht." Die gute Voggenhuber war zu jener Zeit für das oben erwähnte Duett aus der „Götterdämmerung" noch in Ausſicht genommen, aber die erſte Probe fiel ſo unglücklich aus, daß wir uns garnicht zu helfen wußten. Sie war eben nur ſoweit muſikaliſch gebildet, daß ihr mühſames Studium not that, um irgend eines Stückes ſicher zu ſein. Niemanns Angſt war bald beſeitigt, da Richard Wagner die Materna aus Wien, welche dies Duett bereits unter ſeiner Leitung geſungen hatte, nach Berlin ſandte. Die Voggenhuber bewies übrigens ein Jahr ſpäter als Iſolde, daß ſie jede Partie durchführen könnte, wenn ihr eben Zeit zum Studieren gelaſſen ward;

Digitized by Google

schnelle Auffassung und vom Blatte lesen durfte man von ihr nicht verlangen. Darin war Marianne Brandt groß, vielleicht die einzige, die der großen Viardot gleichkam.

In den Jahren 1874—75 wurden in Berlin für die Bayreuther Festspiele alle möglichen Hebel in Bewegung gesetzt. Es galt Patronatsscheine für 300 Mark unterzubringen und sonst noch Geldmittel zu schaffen, um die Kosten des Theaterbaues und der Aufführungen zu decken. Voran in diesen Bemühungen stand Frau von Schleinitz, sie war unermüdlich, ihrer Ausdauer und Energie gelang es, einflußreiche oder berühmte Persönlichkeiten aus allen Ständen zu gewinnen. Unter anderem veranstaltete sie einen Bazar in den Räumen des Hausministeriums und bat die berühmtesten Maler Menzel, Richter, Bleibtreu, Werner u. A. um Beiträge; sie willfahrten alle dem Wunsche der ebenso liebenswürdigen als einflußreichen Dame, nur Bleibtreu erklärte in seinem derben Freimute, er wolle doch lieber Geld aus seiner Tasche, als seine Mühe und Arbeit hergeben.*) Aber nicht blos Maler vom Fache wußte Frau von Schleinitz für das Unternehmen zu gewinnen, auch die Kronprinzessin Victoria, nachmalige Kaiserin Friedrich, sandte ein Bild, wenn ich nicht irre, das Porträt des Fräulein Hedwig Dohm,**) und eine andere Prinzessin sandte eine Landschaft. Der Bazar ward mit allem Pompe eröffnet. An der Kasse stand die schöne Hedwig Dohm, jetzige Professor Pringsheim in München; wer wagte, ihr nur eine Mark Eintritt zu geben, ich that es in meiner Eigenschaft

*) Ich habe das noch bei seinen Lebzeiten in der Schlesischen Presse erzählt, in der Nr. vom 1. Mai 1874, die ich noch besitze.

**) Ich habe die ganze Ausstellung in einem „Stimmungsbilde" in der „Allgem. Zeitung" beschrieben; das Blatt ist mir nicht mehr zu Händen.

Digitized by Google

als Berichterstatter. Die Verkäuferinnen waren Madame Arapoff, die schöne Frau eines russischen Gesandtschaftsrates, Schwester der Frau Anton Rubinstein, dann Frau Kommerzienrat Pringsheim (ich weiß nicht, ob ihr Gemahl damals schon Geheimer Kommerzienrat war); dann noch einige Damen aus der Adels- und Finanz-Gesellschaft. Die Bilder der Prinzessinnen wurden von Banquiers mit schwerem Gelde bezahlt, auch die von Fachkünstlern gemalten erzielten bedeutende Preise und kamen in Privat-Gallerien. Frau von Arapoff mußte mich für einen sehr reichen Herrn gehalten haben, wahrscheinlich weil sie mich mit einem lustigen türkischen Gesandtschaftsrate vertraulich französisch reden hört, denn sie drang in mich, ihr etwas abzukaufen, bis ich ihr sagte: »Madame, je suis écrivain et musicien«, da wandte sie sich verächtlich ab; ich aber mußte laut auflachen über die komische Enttäuschung der großen Dame, die übrigens nur einer bürgerlichen Ehrengilde-Familie entstammt, aber schön, geistreich und elegant war. Neben diesen, mit vielem Lärm in Szene gesetzten Wagner-Agitationen der nobeln Gesellschaft, wirkten andere stillere Kreise für das große Unternehmen mit bedeutenderen Opfern, als die noble Gesellschaft gebracht hat, die eigentlich am meisten die Säckel Anderer zum Beisteuern heranzog und den eigenen zu schonen verstand. In diesen stilleren Kreisen waren Männer thätig, die aus voller Überzeugung, in aufrichtiger Hingebung handelten, und dabei nicht wie so manche Andere dahin trachteten, durch zur Schau getragenen Wagner-Enthusiasmus und vieles Geldhergeben die Gunst vornehmerer Kreise zu erlangen. Unter diesen trefflichen Männern ist vor allem Bernhard Loeser zu nennen, der Besitzer und Leiter der großen Tabakfirma, ein Mann, der hoch steht über vielen Hochgepriesenen beiderlei Geschlechts in

Digitized by Google

Opferfähigkeit und Bescheidenheit. Dieser Mann, der vom einfachen Geschäftsreisenden zum Besitzer einer der größten Cigarrenfabriken und der großen Einzelgeschäfte von fünfundvierzig Läden in Berlin emporgestiegen ist, tausende Arbeiter und Angestellte ernährt, der ein sehr reicher Mann geworden ist, ohne sich je an einer Gründung beteiligt zu haben, der inmitten einer aufreibenden Thätigkeit Zeit findet, sich ernsthaft mit Musik zu beschäftigen, war der eifrigste und aufopferndste Förderer der Wagner-Bewegung von den ersten Anfängen. Ja, er ist als der erste eigentliche, thatsächliche Gründer des Wagnervereins zu betrachten. Während Andere im Jahre 1869 noch viel schöne Reden hielten, aber nichts thaten, stellte er dem verstorbenen Tausig eine bedeutende Summe für Bildung eines Musterorchesters zur Verfügung, das die Werke Wagners aufführen sollte. Tausigs Tod verhinderte die Verwirklichung dieses Planes. Dann beteiligte sich Loeser an dem Vereine für das Bayreuther Festspiel mit bedeutenden Summen und war lange Zeit erster Vorsitzender des Vereins. Noch jetzt ist er dessen thätigster, opferbereitester Teilnehmer und hat 1890, wie viele Zeitungen berichteten, eine sehr große Summe, man nannte 5000 Mark, gegeben, um eine vollendete Aufführung von Berlioz' Damnation de Faust unter Herrn Klindworths Leitung zu ermöglichen und den Ausfall zu decken.

Aber nicht nach dieser Richtung allein hat der treffliche Mann sich thätig und opferbereit gezeigt; gar manche Künstler danken ihm ihre ganze musikalische Ausbildung oder einen großen Teil ihres Fortkommens. Den Dr. Neitzel, jetzigen musikalischen Redakteur der Kölnischen Zeitung, hat er von dessen Jugend zum Tonkünstler heranbilden lassen; für die Aufführung von Rüfers Merlin im Königlichen Opernhause hat er sehr viel gethan! Und noch heute ist er überall hilfsbereit,

Digitized by Google

wo es gilt ein Talent zu unterstützen; auch jedes wohlthätige Unternehmen, gleichviel auf welchem Gebiete, findet bei Loeser offene Hand. Der Mann müßte schon längst Kommerzienrat sein, wenn ihm nicht große Fehler anhafteten: Er hat keinen Palast gebaut, hält keine Equipage, giebt keine Diners, hat auch keinem großen Herrn Geld vorgestreckt, oder sonstige Liebesdienste erwiesen; er lebt in einer bescheidenen Privatwohnung im engen Familienkreise, sucht auch nicht aus diesem herauszutreten; dabei ist er Jude mit Leib und Seele und schämt sich dessen nicht. Wie soll der Mann zu einem Titel kommen?*)

*) Mancher Leser dürfte sich über dieses ungemessene Lob wundern. Zur Aufklärung diene: daß ich Herrn Loeser persönlich erst seit etwa zwei Jahren kenne, aber schon seit langer Zeit genaue Kunde von seinem allseitigen wohlthätigen Wirken besaß. Daß ich jede Honorierung der ihm erwiesenen unbedeutenden Gefälligkeiten auf das entschiedenste zurückgewiesen habe, sei nebenbei bemerkt.

Digitized by Google

XVII. Kapitel.

Bayreuth. Richard Wagner als Künstler und als Mensch. (1876).

Im März 1876 wurde „Tristan und Isolde“ im Königlichen Opernhause zum ersten Male gegeben; der hochselige Kaiser Wilhelm überwies die Einnahme dieser ersten Vorstellung der Geldgrundlage des Bayreuther Festspieles. Die Meinungen über dieses merkwürdige Werk waren geteilt und werden es bleiben, da schon im Stoffe der Handlung manches liegt, das selbst Unbefangenen sehr starke Bedenken erregt, da in der Musik alles, was bisher als Vorbedingung des Kunstwerks galt, absolut grundsätzlich beseitigt ist. Aber es wird immer ein ganz merkwürdiges Werk, eine Erscheinung für sich bleiben, ein Erzeugnis ungeheurer Kraft und Energie. Die Aufführung war eine glänzende, Niemanns Leistung in der Hauptrolle wird allen, die ihn gesehen und gehört haben, unvergeßlich bleiben. Im August desselben Jahres ward das Festspiel „der Ring des Nibelungen“ in Bayreuth gegeben. Wagners kühner in der Kunstwelt einzig dastehender Gedanke ward verwirklicht, siegesfreudig konnte er um sich blicken und fragen: Wer hat ähnliches je unternommen und ausgeführt?

Digitized by Google

Richard Wagner war für mich ein unlösliches psychologisches Rätsel: Eines der größten Genies, das die Erde je getragen hat, einer der gewaltthätigsten Menschen die je lebten. Wäre er ein Feldherr oder ein Staatsmann gewesen, so könnte sein Gebahren einigermaßen erklärt werden. Ein übermächtiger Geist, der große Ziele unbeirrt im Auge behält und dabei von Menschenverachtung erfüllt ist, mag sich nicht darum kümmern, ob seine Thaten nach gewöhnlichem Maßstabe gut oder schlecht sind, ob er alle Pflichten der Dankbarkeit, der Freundschaft, der Humanität mit Füßen tritt; denn seine Anschauungen, seine Pläne und Unternehmungen fließen nicht aus dem Gemüte, ihm ist die Welt nur ein Puppenspiel, dessen Fäden er mit starker, unbarmherziger Hand lenkt; er will herrschen, groß und allein dastehen. So war Napoleon I. Aber bei einem schaffenden Künstler, und nun gar bei einem Dichter-Komponisten, ist eine derartige Wesenheit unbegreiflich. Denn es hat keinen wahrhaft großen Musiker gegeben, in dem nicht das Gemütsleben vorwaltete, der nicht Wohlwollen für die Menschen, Dankbarkeit, Freundschaft, Achtung vor dem Familienleben bewies. Der große Kantor J. S. Bach, der Riese Händel waren streng sittliche, von wahrhaft frommer christlicher Gesinnung erfüllte Männer; Haydn, Mozart, Beethoven haben bei jeder Gelegenheit ihre Werke wohlthätigen Zwecken zur Verfügung gestellt, der gottbegnadete Schubert, der edle Weber waren Menschen von tiefstem Gemüte. Aber wer vermag eine menschlich edle That von Richard Wagner nachzuweisen? Welchen jungen Künstler hat er unterstützt, welchen wohlthätigen Zwecken hat er je ein Werk zur Aufführung überlassen, welchem Freunde hat er sich dankbar erwiesen? Wessen Gefühle, wessen Ehre hat er je geschont, wo es sich um seine Interessen, seine Gelüste handelte?

Digitized by Google

Von seinen guten Thaten weiß Niemand zu berichten, sie sind ganz unbekannt geblieben, sonst wären sie von seinen litterarischen Landsknechten schon lange mit Posaunen und Trompeten der Welt verkündet worden. Aber andere Thaten sind allbekannt; ich führe nur die an, die seine eigene Feder kundgegeben hat. In Paris schrieb er an Meyerbeer die demütigsten und überschwänglichsten Lobes- und Dankbriefe: „Ich hoffe in dieser Welt kein Heil als von Ihnen". Wenn ihm Meyerbeer hold bleibt, so ist ihm „Gott eben auch nahe" und er bittet den „berühmten Meister ein wenig an seinen dankglühenden Verehrer zu denken". Als Meyerbeer die Aufführung des „Fliegenden Holländers" vom Grafen Redern, dem damaligen Intendanten der Oper erlangt, schreibt Richard Wagner: „Wenn ich es erreichen sollte, von der Welt als ein nicht ganz unwürdiger Schüler meines verehrten Meisters erkannt zu werden, so kann dies nur durch Sie, mein Herr und Meister, erreicht werden. Gott mache Ihnen jeden Tag Ihres schönen Lebens zur Freude und trübe Ihr Auge nie mit Kummer, das das aufrichtige Gebet Ihres allergetreuesten Schülers und Dieners". Denselben Mann, an den Richard Wagner diese unterthänigen, eines bedeutenden Menschen nicht ganz würdigen Briefe richtete, nannte er wenige Jahre später den „verdorbensten Musikmacher". Im politischen Leben ist es vorgekommen, daß Renegaten, von der Regierung oder einer Partei gekaufte Demokraten gerade diejenigen mit Koth bewarfen und in jeder Weise verfolgten, die sie früher am lautesten gepriesen hatten. Aber im Kunstleben steht das Verfahren Wagners vereinzelt da. War in seinen künstlerischen Überzeugungen ein Umschwung eingetreten, so konnte er ihn mit entschiedenen Worten kundgeben. Aber den Mann, für den er aufrichtige Gebete zum Himmel sandte, der ihm nur Gutes erwiesen

Digitized by Google

hat, hinterdrein in solcher Weise zu beschimpfen, in den Staub zu ziehen, das hätte ein wahrhaft guter Mensch nie zustande gebracht! Zwar hat einst der dramatische Komponist Lully sich hervorgethan durch den schnödesten Undank gegen seinen Wohlthäter Perrin, den er durch ein Machtwort des Königs Ludwig XIV. des Privilegiums als Operndirektor beraubte, um die erträgliche Stelle für sich zu erhaschen. Aber Lully war eine ganz gemeine Natur, ein italienischer Ränkeschmied, der vom Küchenjungen zum Geiger des Königs und dann zum Hofkomponisten emporschlich; auch lebte er in einer Zeit, da Alles nur durch Königsgewalt zu erreichen war. Er darf in keiner Weise mit Richard Wagner verglichen werden, an dessen Schuhsohlen er nicht reicht, und wenn ich ihn hier nenne, so geschieht es nur, damit mir Niemand Unkenntnis der Musikgeschichte vorwerfe.

Forscht man weiter nach bekannten Thaten Richard Wagners, so findet man seine Schrift „das Judentum in der Musik", die er im Jahre 1850 veröffentlichte, die er im Jahre 1870 nochmals mit der Widmung und Erklärung an Frau von Muhanoff herausgab. Die in dieser Schrift ausgesprochenen Ansichten und Grundsätze werde ich hier nicht beleuchten, die anständigen Leute bedürfen meiner Darlegungen nicht, und die modernen antisemitischen Wichte irgendwie eines Besseren überzeugen zu wollen, hieße von der „Katze Speck erbitten". Wohl aber läßt sich die Frage aufwerfen: Wenn Richard Wagner so sehr gegen das Judentum eingenommen war, daß er zu vielen Malen den Juden jede höhere Auffassung abspricht, wieso kam es, daß er dennoch nicht blos Geld von den Juden für seine Bayreuther Zwecke annahm, sondern auch mit ihnen verkehrte, daß er Herrn Loeser öfters besuchte, einen Mann, der seine Abstammung und seinen Glauben nie einen Augenblick verleugnete? Und

Digitized by Google

noch mehr: Wie war es möglich, daß Richard Wagner, der den Juden unfähig erklärte, die christliche Religion zu erfassen, die Führung seines „Parsifal" einem Juden übertrug, dem Münchener Hofkapellmeister Hermann Levy? Er hat in diesem „Bühnenweihfestspiel" die tiefsten Mysterien und Allegorien des mittelalterlichen Christentums dargestellt, die Gralssage, den Charfreitagszauber, die Fußwaschung, Dinge, die zumeist der katholischen Anschauung des Christentums entsprechen und dem Glauben frommer Protestanten fern liegen. Was konnte ihn bewegen, die vorbereitenden Studien und die Führung dieser Schöpfung einem Manne anzuvertrauen, der Jude war und geblieben ist? Doch einzig und allein der Grund: daß Levy ein ganz ungemein geistvoller, aufopfernder und sicherer Dirigent war. Gegenüber dieser Rücksicht traten alle die Bedenken und Grundsätze, die im „Judentum in der Musik" mit so unerbittlicher Schärfe ausgesprochen waren, bescheiden in den Hintergrund. Wahrlich, es wäre komisch zu nennen, wenn die Frage nicht einen so ernsten Punkt berührte, wenn Wagners Schrift nicht die erste öffentliche Kundgebung des Antisemitismus gewesen wäre.

Freilich war das Christentum Wagners ein von ihm selbst erfundenes, von der Lehre Christi himmelweit entferntes. Nachdem er in seinen früheren Schriften die Sinnlichkeit als das höchste Ziel der Kunst hingestellt*) und diesen

*) „Die Kunst wird nicht eher das sein, was sie wirklich sein kann und sein soll, bis sie das treues Bewußtsein verkündende Abbild des wirklichen Menschen und des wahrhaften, naturnotwendigen Lebens des Menschen ist oder sein kann, bis sie also nicht mehr von den Irrtümern, Verkehrtheiten oder unnatürlichen Entstellungen unseres modernen Lebens die Bedingungen ihres Daseins erborgen muß." „Wahr und lebendig ist nur, was sinnlich ist und den Bedingungen der Sinnlichkeit gehorcht. Die höchste Steigerung des Irrtums ist der Hochmut der Wissenschaft in der Verleugnung und Verachtung der

Digitized by Google

Grundsatz in Tristan und Isolde, in Siegmund und Sieglinde den „natürlichen", „jugendlich schönen", den „wahren Menschen überhaupt" dargestellt hatte, kam er vor der Veröffentlichung des „Parsifal" mit einem Male auf den Gedanken, daß die Tonkunst „das eigenste Wesen der Religion mit unvergleichlicher Bestimmtheit offenbart", und daß Jesus Christus — — Vegetarianer gewesen ist. Er sagte in dem Artikel „Religion und Kunst" wörtlich von dem Heilande: „Er reichte seinen Jüngern Wein und Brot zum täglichen Mahle; solches allein genießt fortan zu meinem Andenken; dieses das einzige Heilamt des christlichen Glaubens. Mit seiner Pflege ist alle Lehre des Erlösers erfüllt." Nun aber hat Christus diese Worte niemals gesagt, sie sind im Evangelium nicht zu finden, vielmehr steht im Ev. Lucas ausdrücklich: „Mich hat herzlich verlangt, das Osterlamm mit Euch zu essen". Wagner hat also das Evangelium einfach gefälscht, um seine Ansichten an dessen Stelle zu setzen; nebenbei bemerkt, hat er immer Fleisch gegessen.

Man darf sich also nicht wundern, wenn ein Mann, der solche Unterschiebungen vornimmt, auch die Lehre Christi von der Nächstenliebe in seiner Weise befolgt, wenn er alle Dichter, Musiker und Kritiker, die ihm nicht unbedingt huldigten, entweder in seinen Schriften mit herabwürdigenden

---

Sinnlichkeit, ihr höchster Sieg der von ihr selbst herbeigeführte Untergang dieses Hochmutes in der Anerkennung der Sinnlichkeit. Das Ende der Wissenschaft ist der gerechtfertigte Uebermut, das sich bewußte Leben, die als sinnig erkannte Sinnlichkeit, der Untergang der Willkür in den Wellen des Notwendigen." „Die Befreiung des Gedankens in der Sinnlichkeit, die Befriedigung des Lebensbedürfnisses im Leben." Daß die meisten dieser Sätze fast wörtlich mit manchen Stellen aus Tiecks „Sternbald" und Schlegels „Luciade" übereinstimmen, habe ich in meinem Buche „Die Musik-Ästhetik in ihrer Entwickelung von Kant bis auf die Gegenwart" bewiesen.

Digitized by Google

Worten angriff, (Brahms, Joachim, Hanslick u. A.) und in den von ihm geleiteten Bayreuther Blättern einen Artikel gegen Schumann veröffentlichen ließ, der nur als schamloseste Niedrigkeit bezeichnet werden kann. Gerade so hat Napoleon I, mit dem Richard Wagner in mancher Hinsicht verglichen werden kann, in seinen Sklavenblättern gegen alle wüten lassen, die sich nicht ganz unterthänig erwiesen.*) Wenn nun von einem Manne nur Thaten, wie die oben angeführten unwiderleglich feststehenden, bekannt sind, dagegen keine, die als eine edle anzuerkennen wäre,**) so kann man wohl mit Bestimmtheit behaupten: Ein guter Mensch ist dieser Mann nicht gewesen, ein edles Künstlergemüt hat nicht in ihm gelebt.

Und dennoch, wie viele unlösbare Rätsel liegen in seinen Werken! Wie viel Großes, Schönes, Erhabenes hat dieser Mann geschaffen, als Musiker und als Dichter! Ich kann das Vorspiel und den Chor aus Lohengrin „Seht ein Schwan", den herrlichen Jubelruf „Ein Wunder ist gekommen", oder den Trauermarsch aus der Götterdämmerung auch nicht mit innerem Ohre, im Gedächtnisse, ohne tiefe Bewegung vernehmen; der dritte Akt der Walküre, die beiden ersten von „Siegfried" sind für mich großartige Meisterwerke; und wenn ich an die zweite Szene der „Meistersinger" denke, an

*) In den Bayreuther Blättern wurden einmal eine ganze Menge Dichter, besonders aber Paul Heyse als Sprachverderber heruntergemacht. Aber wenn Siegfried singt „Göttliche Ruhe ras't mir in Wogen", so ist das für diese johlenden Jünger-Jungens schönes Deutsch!

**) Vielleicht wird irgend ein Bayreuthianer Richard Wagners Bemühungen für den Tierschutz als edle That aufbauschen wollen: Nun, ich bin Ausschußmitglied des Vereins, und habe bei Lebzeiten meiner seligen Frau einmal vier Hunde, Findlinge von der Straße, in meinem Hause erhalten, und vier oder fünf untergebracht. Soll ich mich etwa deshalb für einen sehr guten Menschen halten?

Digitized by Google

den Eintritt Pogners und die allmälige Versammlung der Meistersinger, an den Zweigesang Hans Sachs und Evas, an die Szene zwischen ihr und Walther, an das Quintett und den Choral im dritten Akte, so fühle ich, daß meine Bewunderung für den Schöpfer dieses unsterblichen Werkes noch höher steigt. Wenn ich nicht alles in diesen Werken gleichmäßig bewundere, so liegt das wohl in meiner Natur, die eben nur vom Höchsten begeistert wird; erscheint mir doch Manches im Don Juan des göttlichen Mozart nicht gleichwertig; an die sogenannte „Brief-Arie" der Donna Anna, auch an die zweite des Don Ottavio, habe ich mich nie gewöhnen können, und dennoch ist Mozart ein göttliches dramatisches Genie!

Und welche merkwürdige Erscheinung war Richard Wagner als Dichter! Bei allem Überspannten, Gewaltsamen, welch' großartige Erfindung und Steigerung in seinen Dramen! Wie hat er verstanden weiblich edle Charaktere zu zeichnen, Senta, Elisabeth, Elsa, Eva! Wahrlich er war ein psychologisch unlösliches Rätsel!

Von der Gewalt, die seine Musikdramen selbst auf ganz reine Gemüter ausgeübt hat, auf solche, die durchaus nicht an modernen Aufregungs-Bedürfnissen litten, habe ich an meiner seligen Frau ein merkwürdiges Beispiel erlebt. Sie war streng sittlich, in Bezug auf eheliche Pflichten ganz von kirchlich-christlichen Grundsätzen erfüllt; ihrem guten, lieben Gemüte bereitete die heitere Musik viel mehr Vergnügen, als ernste. Aber ich habe meine selige Frau niemals in solcher Begeisterung gesehen, als an den Abenden, da der „Ring der Nibelungen" von dem Wagner-Theater des Direktors Angelo Neumann gegeben ward. Und zwar gleich vom „Rheingold" an. Und wohl gemerkt! Es war nur das Werk an sich, für das sie schwärmte; alles Allegorische, Symbolische, Philosophische, das

Digitized by Google

in demselben von den verschiedenen Auslegern mit mehr oder weniger Scharf- oder Unsinn heraus expliziert wurde, hatte für sie nicht den mindesten Reiz, geschweige denn, daß ihr daran lag die noble Mode mitzumachen. Sie war eben mit einem Male von ernstester Musik und ernstester Handlung unwiderstehlich ergriffen, und nur was sie sah und hörte, erfüllte ihr Geist und Herz. Es geschah das Unerhörte, daß meine Frau, die niemals ohne meine Begleitung irgendwohin ging, bei der dritten und vierten Wiederholung des Cyclus, dem ich nicht in allen Teilen beiwohnte, allein in das Viktoriatheater fuhr! Noch lange nachher, wenn in meinem Studierzimmer von mir oder einem Schüler irgend etwas aus dem Ring der Nibelungen gespielt wurde, kam sie, — was sonst nie der Fall war, — aus ihrer Stube, ja selbst aus der Küche, um zuzuhören und äußerte Entzücken! Ist das nicht ein merkwürdiger Beweis, daß in Wagners Musikdramen ein geheimnißvoller, ein unerklärlicher Zauber waltet, der die verschiedenartigsten Gemüter packt? Ja er war eine großartige, eine merkwürdige Erscheinung, ein unlösliches psychologisches Rätsel! Und wenn man bedenkt, daß dieser Mann den Riesengedanken der Tetralogie seit 1848 im Geiste trug, ihn unter Widerwärtigkeiten, denen jeder Andere erlegen wäre, zur Reife und Ausführung brachte, daneben noch „Tristan und Isolde" und die „Meistersinger" schuf; daß er nach seinen ersten dramatischen Versuchen sich niemals zu einem Zugeständnisse an den herrschenden Geschmack des Publikums herbeiließ; daß er in den trübsten Verhältnissen seinen Trotz und die Überzeugung seiner Mission behielt; daß er, der in Wort und That den Umsturz der Staaten anstrebte, ein ganz kolossales bisher ungeahntes Unternehmen ins Werk setzte, und dabei von den meisten deutschen regierenden Fürsten und der höchsten Aristokratie unterstützt ward, so wird es

Digitized by Google

begreiflich, daß er unter den Männern fanatische Anhänger, unter den Frauen glühende Verehrerinnen fand.

Das Bühnenfestspiel „Der Ring der Nibelungen" ist seit der ersten Aufführung in Bayreuth auf allen deutschen Bühnen wiedergegeben und in unzähligen Artikeln und Broschüren besprochen worden; an dieser Stelle noch ein eingehendes Urteil zu bringen, wäre Unsinn. Nur über die Versammlung in Bayreuth, will ich einige Betrachtungen niederschreiben und manche ernste und einige lustige Zwischenfälle berichten.

Die Hörerschaft, welche den Vorstellungen, besonders aber dem ersten Cyklus beiwohnte, war in jeder Hinsicht eine der merkwürdigsten, die je gesehen wurden und wird vielleicht nie mehr gesehen werden. Denn es ist undenkbar, daß eine solche Anzahl höchststehender und bedeutendster Persönlichkeiten aus allen Ständen und Gegenden jemals wieder in einer kleinen Stadt zusammen kommt, um ein dramatisches Werk aufführen zu sehen. Da war der neunundsiebzigjährige Kaiser von Deutschland, der Wunderheld, der Siegreiche und Ehrenhafte, der echteste Deutsche in starker That und schlichter Art. Der hochselige Monarch hatte mehr Freude an heiterer Musik, doch er war gekommen, um dem deutschen Künstler Ehre zu erweisen, der dem deutschen Namen Ehre brachte. Dann war der edle, unglückliche König von Baiern da, der Freund und Verehrer Richard Wagners, der erste deutsche Fürst, der im Jahre 1870 die „Rheingold-Probe" bestand und sein Heer unter die Waffen rief, als der Reichsfeind das Vaterland angriff und dabei auf geheimes Einverständnis der Fürsten rechnete, die wenige Jahre vordem gegen Preußen gekämpft hatten. Er wohnte nicht der Vorstellung, nur den Proben bei, fuhr immer im verschlossenen Wagen; denn schon damals beherrschte ihn jene Menschenscheu, die zu dem traurigsten Ende führte; aber sein

Digitized by Google

Name muß hier doch genannt werden, weil hauptsächlich seine Freundschaft und die Berufung nach München, Wagner die ersten Mittel zur Verwirklichung des großen Gedankens und zum Baue seines Hauses „Wahnfried" boten. Dann kamen der Großherzog von Weimar, der Träger der Krone, mit welcher die herrlichen Überlieferungen der höchsten Blüte deutscher Dichtkunst verbunden sind, der Herzog von Meiningen, der durch seine Wander-Theater so viele Anregung zur künstlerischen Einrichtung der Bühne gegeben hat, und noch viele andere regierende Fürsten mit ihrem Gefolge, die sich einfanden um neben dem deutschen Kaiser gesehen zu werden. Neben diesen, teilweise um sie, bewegte sich ein Kreis elegantester Hochadliger; mehrere aus Deutschland, viele aus Österreich-Ungarn, einige aus Rußland und Italien, aus England sehr wenige. Dann gab es Finanzbarone aller Gegenden; eine Masse jener eleganten Leute, die nirgends fehlen dürfen, wo sich die schöne Welt versammelt, Vertreter jenes von Wagner so gern angegriffenen Luxus, ohne welchen jedoch weder Patronatsscheine verkauft, noch seine Wohnung eingerichtet, die seidenen Tapeten und kostbaren Möbel beschafft werden konnten; viele ehemals schöne Frauen, die nurmehr in der Musik Aufregung fanden; aber auch viele kunstsinnige Bankiers und Kaufleute, aufrichtige Verehrer des Meisters die nur um des Kunstwerks willen gekommen waren. Auch sah man alle möglichen Hoftheater-Intendanten, Kapellmeister und Regisseure, dann eine große Masse Zeitungsberichterstatter aus allen Ländern, Zeichner und berühmte Maler, unter ihnen die Ehrenpatrone, die zu dem oben erwähnten Wagner-Bazar der Frau von Schleinitz kostbare Bilder beigetragen hatten; von deutschen berühmten Dichtern — keinen. Endlich hatten sich auch viele Musiker aller Richtungen eingefunden, meistens junge begeisterte An-

Digitized by Google

hänger des Meisters, die, vom Parteigetriebe abseits stehend, in der Bewunderung des Werkes schwelgten. Es war eine merkwürdige Versammlung! Auch an komischen Figuren fehlte es nicht. Da lief ein seither verstorbener polnischer Klaviervirtuose mit einem übergroßen runden Hute herum, auf dem eine riesige schwarze Straußenfeder hin und her baumelte. Vor dem Theatergebäude ging ein Mann ernsthaften Schrittes auf und ab und verteilte ein Gedicht, das zu unterhaltend ist, als daß es nicht wenigstens in seinen Hauptteilen der Vergessenheit entrissen werden sollte. Es hieß. „Die Rheingoldsage im Festspiel des Nibelungenrings. Nach meiner eigenen Idee und Poesie dargestellt. Des klassischen Dramas erste Abteilungs-Erscheinung." Nach wenigen Versen, worin die Nibelungen beschrieben sind, folgen die nachstehenden:

Noch von ihren unterirdischen Höhlen, da floß vorüber die Welle vom Rhein,
Oft thaten drei Töchter des Rheines erwählen auf dem Spiegel des Stromes ganz stattliche Reihn!
Dort unter ihnen, durch Geister verborgen lag ein goldener Schatz in der Tiefe, und
Sie bewachten von Abend bis an den Morgen denselben auf seinem felsigen Grund.
Doch die Zwerge die wollten das Rheingold auch haben, und Einer von ihnen, der Alberich kam,
Zu den Töchtern des Rheins, dessen glänzende Gaben zu erringen, dieser im Kampf unternahm.
Laut sangen die Nixen, wie er war gekommen, im Niveleiton ein Niveleilied.
Und in ihrer Nähe ist kräftig geschwommen, so leicht nicht von ihnen wieder wegschied.

Frei gedichtet zu Bayreuth am 5. August 1876 trotz allem Widerspruch, als verfaßte ich meine Gedichte nicht selbst.

Digitized by Google

Karl Wilhelm Sauter von Nürnberg, Dichter im deutschen Kaiserreich, berühmt als Sauter von der Pegnitz. Autor und Eigentümer seiner selbst verfaßten Uraniden ꝛc.

Ich habe damals das gedruckte Gedicht der „Tribüne“ eingesandt, es ist in der Nummer vom 16. August 1876 erschienen.

Als ich am Morgen nach meiner Ankunft mich zu Liszt begab, der in Wagners Wahnfried wohnte (ich gerate unwillkürlich in den Stabreim!) begegnete mir Frau von Usedom, die Gemahlin des ehemaligen preußischen Gesandten am Bundestage, nachherigen Botschafters beim Könige von Italien in Florenz, eine herzensgute Dame, eine geborene Malcolm aus altem schottischen Geschlechte. Sie war sehr aufgeregt und unruhig; bei der Generalprobe der „Götterdämmerung“ hatte Grane, das Pferd Brunhildens durchaus nicht mit der Materna in den brennenden Scheiterhaufen springen wollen, obwohl es, wie die Dame versicherte, aus dem königlichen Marstall genommen und vorher zu dem Sprunge dressiert worden war. »Quelle bête obstinée« klagte sie, ich meinte lächelnd: »Vous voyez Excellence mème une bête Royale peut être obstinée«; sie nannte mich un mauvais plaisant, lachte aber doch und lief weg. Ich habe sie seither nicht wiedergesehen. Als ich zu Liszt kam, waren schon einige junge Damen und Herren bei ihm, die sich bald entfernten; später erschien Professor Nohl, der Liszt die Hand küßte, die dieser dann wie segnend über ihm hielt, ein sonderbarer Anblick! Einige Tage darauf sprach ich mit Liszt über Byrons Manfred und citierte ihm meine Übersetzung des Geisterfluches in der ersten Scene. Zwei Verse — „Dich umhüllt ein Leichentuch, deines eignen Geistes Fluch“ gefielen ihm derart, daß er mich ersuchte, sie gleich niederzuschreiben, ich setzte mich an seinen Schreibtisch; im

Digitized by Google

selben Augenblick trat Dr. X., eifrigster Apostel Wagners und der symphonischen Dichtungen Liszts, in das Zimmer und prallte entsetzt zurück. „Professor Ehrlich am Schreibtische Liszts!!“ Ich meinte lustig: „Nicht wahr, lieber Doktor jetzt bricht die Götterdämmerung heran“?! Wir lachten alle.

Die Vorstellung des Festspiels wird Jedem, der sie mit erlebte, unvergeßlich bleiben. Aber einige Nachspiele, die jetzt von Vielen vergessen sind, mögen in Erinnerung gerufen werden, weil sie doch das äußere Wesen jener Tage kennzeichnen. Nach dem letzten Akte der „Götterdämmerung“ forderte Herr Davidsohn, der Redakteur des Berliner Börsen-Courier die Hörerschaft auf, dem Meister ein „Hoch“ zu bringen, das auch sofort stürmisch erscholl. Dann erschien Richard Wagner und sprach die echt Wagnerschen Worte: „Sie haben nun gesehen was wir können, und wenn Sie wollen, haben Sie eine Kunst“. Am nächsten Tage kündigten die „vereinigten Restaurateure“ an, daß sie ein Bankett veranstalten, daß Herr Richard Wagner seine Freunde um sich sehen würde und daß sie Bestellungen auf Plätze annähmen. An diesem Abende hielt Richard Wagner eine lange Rede in breitestem sächsischen Dialekte. Zuerst erklärte er die Worte, die ich eben angeführt habe dahin, daß er „nur eine neue nationale deutsche Kunst gemeint“ habe, welche noch fehlt. Dann kam er auf seine Werke und deren Schicksale zu sprechen, auf die Feindseligkeiten, die er erdulden mußte u. s. w. Endlich meinte er: Auf seine Werke können die letzten Worte von Göthes Faust angewandt werden: „Das Unausbleibliche hier ist's gethan“. Nun lauten die Worte bekanntlich. „Das Unaussprechliche hier ist's gethan“; Richard Wagner wiederholte aber dreimal, also absichtlich, nicht irrtümlich „das Unausbleibliche“, und seine Trabanten fanden es ganz natürlich, daß er Göthes

Digitized by Google

Faust für seine Zwecke änderte. Und warum auch nicht? Ist er doch ebenso mit dem Evangelium verfahren und hat den Heiland als Vegetarier hingestellt. Nach dieser Rede konnte es nicht mehr verwunderlich erscheinen, wenn die begeisterten Anhänger sich in allen möglichen Verhimmlungen überboten. Ein ungarischer Graf begrüßte Richard Wagner in Versen, als den Wiedererwecker der Tragödie und endete mit den Worten Brünhildens: „Heil dir siegendes Licht". Aber die Wirkung seines Preises blieb weit zurück hinter der, welche Professor Nohl erzeugte. Franz Dunker hatte eine etwas kühle Ansprache gehalten, die besser unterbleiben konnte. Da trat nun Professor Nohl auf, hielt oder schrie vielmehr eine Rede mit den Mienen und Geberden eines Verzückten, mit rollenden Augen und Armschwingungen wie die eines Athleten, nannte „Siglinde" das höchste Ideal des wahrhaft liebenden Weibes und rief zum Schlusse mit schmetternder Stimme: „Nicht der Künstler, nicht der Gebildete kann dieses Kunstwerk erfassen, nur der Mensch"!*) Bei diesen Worten brach im Saale ein betäubender Jubel aus, die elegantesten Damen wetteiferten im Applause mit den allerwenigst nobel aussehenden Besuchern.**) Nach den verschiedenen Reden machte Richard Wagner eine Runde durch den Saal mit Frau Lucca, der italienischen Verlegerin seiner Werke, die ihm ebenfalls am Abend vorher im Theater ein italienisches Hoch und einen silbernen Lorbeerkranz dargebracht hatte; den trug er in jenem

*) Wörtlich!

**) Ich habe diese Scene damals in der „Tribüne" und in einer Broschüre „für den Ring des Nibelungen gegen das Festspiel zu Bayreuth" genau beschrieben, und Niemand hat gewagt, die Wahrheit meiner Darstellung zu bestreiten. Es darf also jetzt nicht etwa behauptet werden, daß ich nachträglich d. h., nach 16 Jahren Unwahres erfände.

Digitized by Google

Momente und grüßte scherzhaft damit, als wäre es eine Mütze. Gar manche solche Satyrspiele nach der Tragödie wären noch anzuführen, doch ich denke, nun ist es genug! Ich verließ Bayreuth nach dem zweiten Cyklus des Festspieles mit dem Bewußtsein hoher Bewunderung für das Kunstwerk, in vielen Zeitungen lauten Ausdruck gegeben und jeden Versuch persönlicher Annäherung an dessen Schöpfer vermieden zu haben; denn obwohl ich Liszt in „Wahnfried" fast täglich besuchte und obwohl mir Frau Cosima Wagner, die eines Tages in Papas Zimmer kam, die Ehre erwies mich zu erkennen, verharrte ich in meiner Zurückhaltung. Als Frau Kathi Eckert, die von einer Extase in die andere fiel, eines Tages an mir vorüberfuhr, den Wagen halten ließ, mich aufforderte einzusteigen, dann scharf tadelte, daß ich so oft in Wahnfried sei und „bei dem großen Besitzer" nicht einmal eine Karte abgegeben hätte, folgte ich dieser Aufforderung, schrieb aber gleichzeitig an Liszt, daß es nur geschehen war, weil er in Wahnfried wohnte. Meine Bewunderung für die großartige Erscheinung Richard Wagners ist seither noch gewachsen, ich habe noch vor wenigen Jahren über die Meistersinger eine Vorlesung am Klaviere gehalten, mit genauer Darlegung jeder wunderbaren Einzelheit. Meine Meinung über den Menschen ist dieselbe geblieben.

Digitized by Google

XVIII. Kapitel.

(1877 — 1880.) Mein Eintritt in das „Berliner Tageblatt".

Italienische Sängerinnen. Etelka Gerster. Adelina Patti. Nicolini. Ein Zwischenfall mit Professor Rudorff. Paul Lindau kündigt mir die Stellung bei der „Gegenwart". Meine Artikel über die Hochschule und deren Wirkung. Eine komische Erinnerung.

Im Jahre 1877 erschien eine italienische Operngesellschaft, unter Anführung eines Herrn Gardini, im Kroll-Theater. Eine junge Dame, Frl. Etelka Gerster, sandte mir einen Empfehlungsbrief des mir befreundeten Gesanglehrers Marchesi*) aus Wien. Ich beeilte mich nicht, die erste Vorstellung zu besuchen; man hatte mir hinterbracht, daß die eigentliche, von dem Impresario angeworbene, an der Italienischen Oper in Moskau angestellte Primadonna nicht gekommen war, und daß Signorina Gerster nur ein Notbehelf sei; es schien mir also geraten, abzuwarten. Doch nach dem enthusiastischen Berichte des Professor Engel über das erste Auftreten dieser jungen Dame, durfte ich nicht mehr zaudern.

*) Wir kannten uns seit 1853, wo wir beide in einem Hofkonzerte der Königin Victoria von England, im Buckingham-Palace mitgewirkt hatten.

Digitized by Google

Ich ging mit einem Freunde hinaus zu Kroll, zur Aufführung der Somnambula; der Saal war leer. Nach dem zweiten Akte bat ich den Direktor, mich zu Frl. Gerster zu führen und sagte ihr: „Mein Fräulein, wenn Sie durch dies Guckloch des Vorhanges blicken, werden Sie ein ziemlich leeres Haus sehen, ich sage Ihnen: In 14 Tagen wird in diesem Saale kein Apfel zur Erde fallen können".

Ich war entzückt. Der Gesang der Etelka bei ihrem ersten Auftreten, war nicht der einer italienischen Primadonna, sondern einer liebenswürdigen Künstlerin mit echt deutschem Gemüte und vollendeter italienischer Gesangstechnik. Die Stimme war weder kräftig, noch voll, aber ein süßer Zauber, den nur die Wesenheit, nicht der angelernte Kunstgesang erzeugen kann, überkam den Zuhörer; es war so schön, garnicht zu bewundern, nur die reine Freude schönen und gefühlvollen Gesanges zu genießen. Am nächsten Morgen lief ich zu Lindau, brachte ihm einen begeisterten Artikel und drang darauf, daß auch er die Gerster höre und beurteile. Die „Gegenwart" stand damals auf der Höhe ihres Einflusses. Lindau's „Nüchterne Briefe aus Bayreuth" über das Festspiel, eine Sammlung der in der „Schlesischen Presse" erschienenen Aufsätze, hatten in kurzer Zeit neun oder zehn Auflagen hervorgerufen, und wenn er über eine Künstlerin schrieb, so war ihr die Aufmerksamkeit des Publikums gesichert. Mein erster Artikel über die Gerster, der mit einem Glaubensbekenntnisse endigte, in dem ich gegenüber jeder einseitigen Richtung, den Grundsatz aufstellte: „Viel können, alles kennen und dann erkennen", ward vielfach belobt als der beste, den ich bisher geschrieben hatte.*) Ich benutzte die gute Wirkung und forderte alle meine Bekannten kategorisch auf, die

*) Siehe Anhang Nr. 2.

Digitized by Google

Gerster und den Baritonisten Bagaggiolo zu hören. Dieser treffliche Künstler, der schönen Gesang mit edlem Vortrage verband, hat leider bald nachher im Irrenhause geendet. Dann kam Lindau mit einem glänzenden Artikel, alle Zeitungen überboten sich im Lobe. Meine Prophezeiung war nicht allein erfüllt, sondern weit, weit übertroffen! Die Berliner schwelgten in einem Enthusiasmus für Etelka, wie sie ihn seit den glänzendsten Tagen der Jenny Lind nicht gezeigt hatten; Dohm erfand dafür das Wort „Gersteritis". Der Hof und die Gesellschaft wetteiferten in Ovationen. An dem Abende, da die Gefeierte das letzte Mal auftrat, glich das Krolltheater einer Blumenausstellung. Sie wurde dann, nach einem von ihr veranstalteten Wohlthätigkeitskonzerte zur Kammersängerin ernannt, vom Hofe reichlich beschenkt, kurz der höchsten Ehren teilhaftig, die einer Künstlerin erwiesen werden konnten. Wollte ich mir nun einreden, daß meine Artikel und meine Anregung Lindau's den glänzenden Erfolg der Künstlerin herbeigeführt haben, so wäre das einfach lächerlich dumm. Daß aber Lindau's Einfluß und meine Artikel zu diesen Erfolgen Manches beigetragen und manche Leute zum Besuche des Theaters bewogen haben, die sozusagen erst angestachelt werden mußten, darf ich wohl behaupten; die Künstlerin, die in ihren Anfängen ebenso bescheiden liebenswürdig, wie ihr Gesang einfach gemütvoll war, hat das damals auch anerkannt. Aus ihrem Künstlerleben jener Zeit kann ein kleiner Zwischenfall als charakteristisch hervorgehoben werden. Ein begeistertster, wir nannten ihn „be-Gersterer", Verehrer der Diva, Herr S. Marx, veranstaltete ihr zu Ehren eine Mittagstafel, zu welcher auch Berthold Auerbach und Friedrich Spielhagen geladen waren. Die ersten Trinksprüche galten dem Wohle und Gedeihen der Ehren-Gastin; ihre Freude und bescheidene Verwunderung

Digitized by Google

entzückte alle Teilnehmer des Festes. Beim Abschiede sagte sie mir in ihrem reizenden ungarisch-deutschen Dialekte: „Wissen Sie lieber Herr Professor, wie ich noch, als ganz junges Mädchen, die Bücher von den Herren Auerback und Spillhagen gelesen habe, da fiel mir nicht im Traume ein, daß ich jemals mit diesen berühmten Leuten an einem Tische sitzen werde und daß sie, gar mir zu Ehren, mitessen würden." Seit jenem Tage sind fünfzehn Jahre verflossen. Tout passe, tout lasse hat Madeleine Brohan unter ihr Porträt geschrieben.

Eine andere neue Erscheinung in der Berliner Musikwelt war der Violin-Virtuose Pablo de Sarasate, der glänzendste Vertreter der französischen Schule. Sein Ton ist klein, sein Vortrag nicht tief, seine Auffassung klassischer Werke so wenig den höheren Kunstansprüchen genügend, daß ich einst das Urteil schrieb, ich hörte Beethovens Konzert lieber von Joachim, wenn er kratzte, als von Sarasate, wenn er noch so schön spielt; seine Kompositionen sind für reinste Virtuosen-Kunststücke berechnet; ich nannte einmal eine Fantasie von ihm ein Meisterstück der Unmusik. Trotz alledem muß ihm zugestanden werden, daß er eine Individualität darstellt und das große Publikum überall entzückt, daß er Eigenschaften besitzt, die ihm allein gehören und von Andern nicht erlangt werden können. Sein Ton ist glockenrein und in den höchsten Lagen so wohllautend, daß auch der Kenner Freude daran hat; seine Technik ist vollendet, immer feurig und graziös; er überwindet die größten Schwierigkeiten mit unvergleichlicher Leichtigkeit und Eleganz. Seine Leistungen konnten mich nie erwärmen, aber ich erkannte doch immer, daß er der glänzendste Geigenvirtuose im besten Sinne des Wortes ist; als solcher hat er seinen Ruhm bis auf den heutigen Tag ungeschmälert erhalten. Viele Geiger sind seit seinem

Digitized by Google

Auftreten erschienen, die viel bessere Musiker sind, keiner hat auf das große Publikum solche Anziehungskraft ausgeübt; er ist eben eine Individualität, wenn auch keine hochkünstlerische, doch eine ungemein glänzende.

Das Jahr 1878 brachte mancherlei wichtige Änderungen in meine schriftstellerische Thätigkeit. Zuerst entstand ein kleiner Federkrieg zwischen Herrn Professor Rudorff und mir über die Ausführung gewisser Vorzeichnungen. Den ersten Anlaß gab ein Artikel in der „Gegenwart", worin ich des Herrn Professor Barth Wiedergabe einer Stelle des Beethovenschen B-dur-Trios hart tadelte. Ich gestehe offen, daß mein Angriff viel weniger scharf gewesen wäre, wenn mich Herr Professor Barth nicht kurz vorher besucht hätte; es war an einem Sonntage, ich gab grade Unterricht, worüber er Verwunderung äußerte. Damals fühlte ich mich beleidigt, daß ein Künstler, der mir kalte Zurückhaltung gezeigt hatte, so lange ich nur als Musiker thätig war, ganz besonders nach seiner Anstellung an der Hochschule, plötzlich dem Rezensenten, dem er einigen Einfluß zuerkannte, einen Besuch abstattete. Heute denke ich kühler über solche Dinge. Und Herr Professor Barth hat auch seither Beweise genug erhalten, daß ich seinen ausgezeichneten Leistungen immer volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, obwohl, wie ich genau weiß, er seinen Groll gegen mich bei jeder Gelegenheit in ziemlich heftiger Weise kundgab. Ich habe noch unlängst, — November 1892 — als er im philharmonischen Saale das G-dur-Konzert von Beethoven in ganz vollendeter Weise vortrug, von Herzen lauten Beifall gespendet; für das Es-dur-Konzert, das er ebenfalls zu Gehör brachte, fehlt ihm der poetische Schwung, das Temperament. Er ist eben ein ganz ausgezeichneter Klavierspieler mit allumfassender und unfehlbarer Technik, ganz vortrefflich musikalisch gebildet, aber

Digitized by Google

ohne eigene Wesenheit; es fehlte ihm, wie ich einmal in einer Kritik bemerkte, „die ästhetische Erregbarkeit der Sinne, er ist der erste lebende Klavier-Photograph."

In betreff meines Federstreites mit Professor Rudorff habe ich zu bemerken, daß wir beide die Sache zu ernst genommen haben; doch darf ich wohl sagen, daß nach gründlichsten Studien, die ich nachher noch in allen älteren und neuen Klavierschulen vorgenommen habe, meine damaligen Behauptungen vollkommen berechtigt waren.*) Auch Herr Professor Rudorff konnte sich im weiteren Verlauf der Jahre überzeugen, wie ganz unabhängig mein Urteil von persönlichen Beziehungen geblieben ist, er hat das öfters anerkannt und bei jeder Gelegenheit bewiesen, daß er meine künstlerische Aufrichtigkeit achtet; ich bin ihm dafür dankbar.

Im Herbste des Jahres 1878 übernahm ich die Stellung des Musikreferenten am „Berliner Tageblatt", die ich bis im April 1892, also fast vierzehn Jahre inne hatte. Die Veranlassung zu dieser Wendung muß ich darlegen, weil in ihr auch die Erklärung für manche nachherige Vorkommnisse liegt. Seit dem Jahre 1873 schrieb ich für die „Tribüne" Musikberichte, auf die ausdrückliche Einladung des Eigentümers, des vor kurzem gestorbenen Herrn Brigl. Ich hatte kein bestimmtes Honorar, meine Berichte wurden nach der Zeile bezahlt, nur für die wenigen Feuilletons, die ich lieferte, war eine feste Bezahlung von zwei Friedrichsdor, 34 Mark, festgestellt. Im Jahre 1876 oder 77 erhielt ich ein Circular, worin der Verleger ankündigte, daß verschiedene Gründe ihn zwängen, das Honorar für das Feuilleton auf

*) Charles Hallé, Professor Reinecke und Liszt, an die ich damals geschrieben habe, gaben mir unbedingt Recht; Hiller erklärte sich erst mit mir einverstanden, schrieb aber dann an Rudorff und stand auf seiner Seite.

Digitized by Google

20 Mark, das für die Berichtzeilen von 20 Pfennigen auf 15 herabzusetzen. Eigentlich sollte ich mir das nicht gefallen lassen, aber, — — so war ich ja! Im Jahre 1878 befiel mich schwere Krankheit, eine Rippenfellentzündung, von der ich mich nur langsam erholte. Damals schrieb ich eine kleine humoristische Novelle, „Der Gründer wider Willen", die später auch in der Speemannschen Sammlung unter den „Novellen aus dem Musikantenleben" erschienen ist. Diese kleine Arbeit sandte ich der Redaktion der „Tribüne" mit der Bitte um Aufnahme und der Andeutung ein, daß meine Krankheit mich eine Zeit lang an allem Erwerbe verhindert hätte und ein kleiner Nebenverdienst mich der Redaktion zu Dank verpflichten würde. Nach einigen Tagen wurde mir die Novelle, ohne ein Wort der Erklärung zurückgeschickt. Ich hatte schon seit einiger Zeit bemerkt, daß zwei Herren in der Redaktion mir nicht freundlich gesinnt waren, obwohl ich meine Pflicht sehr gewissenhaft erfüllte; die Rücksendung der Novelle war also nicht gerade verwunderlich, aber die unhöfliche, rücksichtslose Form, in der sie geschah, erbitterte mich. Ich ging sofort in die Redaktion des „Tageblattes" und bot die Novelle Herrn Dr. Blumenthal an, der zu jener Zeit noch das Feuilleton redigierte; nach flüchtiger Durchlesung erklärte er sich zur Annahme bereit und meinte, es wäre dem Blatte angenehm, wenn ich die musikalischen Berichte übernehmen wollte, da Herr Truhn, der das Amt versah, zu mehrfachen Klagen Anlaß gegeben hatte. Da nun gerade dieser Herr nicht die mindeste Rücksicht von meiner Seite beanspruchen durfte, — der Leser wird sich wohl an den Zwischenfall mit Meyerbeer erinnern — so kam mir dieser Antrag sehr erwünscht. Dr. Blumenthal führte mich zu dem Eigentümer Herrn Mosse und die Angelegenheit war bald geordnet. Am Tage, da mein erster

Digitized by Google

Artikel im Tageblatt erschien, erhielt ich einen Brief von Dr. Lindau mit der Erklärung, daß ich meinen „Abschied genommen" hätte; er hege volle Achtung für Herrn Mosse, gegenüber Herrn Dr. Blumenthal befinde er sich in einer Stellung, daß er Niemandem engere Beziehungen zu der „Gegenwart" einräumen könne, der auch solche mit Dr. Bl. unterhielt. Nach meinen Erfahrungen im Verkehre mit Herrn Dr. Blumenthal, und wie seine beiden Briefe weiter unten bekunden sollen, kann ich wohl glauben, daß Lindaus Stimmung gegen ihn eine berechtigte gewesen ist. Aber wie sollte ich, der nicht zu den „Intimen" zählte, von seinen Zu- und Abneigungen so genaue Kenntnis haben und alle meine Schritte danach regeln? Obwohl mir jeder Zweifel an dem von ihm angegebenen Grunde der Verabschiedung fern liegt, muß ich doch bemerken, daß schon vorher gegen mich gehetzt worden ist. Ich weiß genau, daß mehrere Personen seit einiger Zeit dahin arbeiteten, Herrn Hermann Krigar an meine Stelle zu bringen, besonders seit dem Federstreite, den ich in der „Gegenwart" mit Professor Rudorff geführt hatte. Ein Herr, der damals noch mit Lindau in litterarischen und anderen Beziehungen stand, seit vielen Jahren nicht mehr in Berlin lebt, sagte einem mir befreundeten Redakteur, die Veränderung wäre auch ohne meinen Eintritt in das „Tageblatt" erfolgt. Und ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken: Wäre Lindaus, selbst berechtigte, Stimmung gegen Dr. Blumenthal die allein maßgebende Ursache seines Absagebriefes gewesen, so konnte er mich doch nicht anderthalb Jahre später einladen die Stelle in der „Gegenwart" wieder zu übernehmen! Die sehr rücksichtsvolle Haltung, die er mir gegenüber nachher beobachtet hat, gab mir den besten Beweis, daß er, noch bevor er jenen Brief schrieb, gegen mich aufgereizt worden war. Auch ist mir noch eine ganz be-

Digitized by Google

sondere Genugthuung zuteil geworden: Lindau hatte mir 1878 den Abschied aus der „Gegenwart“ gegeben, als ich zum „Tageblatt“ trat; 1881 ist er aus der „Gegenwart“ getreten, 1889 hat er die Theaterberichte im „Tageblatt“ übernommen, mit Ausnahme jener über das Lessingtheater, das Herr Dr. Blumenthal inzwischen errichtet hatte. Ich bin in der „Gegenwart“ bis April 1892 geblieben, da ich alles Rezensieren aufgab.

Hermann Krigar, mein Nachfolger in der „Gegenwart“ von Oktober 1878 bis 1880, war ein sehr tüchtiger Musiker und gutmütiger Mensch. Er hatte 1873—75 den damals bei Bote & Bock erschienenen Musikerkalender redigiert und war, nach der Abreise Ehlerts von Berlin, dessen Nachfolger als Berichterstatter der „Deutschen Rundschau.“ Da er nun noch die Stellung in der „Gegenwart“ erhielt, also zu gleicher Zeit in der angesehensten Monatsschrift Deutschlands und in dem ebenso bedeutenden Wochenblatte das kritische Richteramt auszuüben hatte, wurde ihm der Kopf etwas schwindlig. Er behandelte alle diejenigen Kritiker, die nicht seine Meinung teilten, als „Durchschnittskenner“. Dabei erging er sich zuletzt in bombastischen Phrasen, die manchmal das Unglaublichste an Verkehrheit, ich wähle den mildesten Ausdruck, leisteten. Hier ein Beispiel, das genügen dürfte: In der Nummer vom 21. Juni 1879 schrieb er über Spontini: „Lodern mächtige Leidenschaften auf und scheint der Zorn und die Gewalt eines gebieterischen Willens, das Fürchterliche des Entsetzens aus allen Fugen zu gehen, so ist er der Held, der sein Kampfschwert tief in die verzehrende Glut seines südlichen Naturells taucht.“ Also das Entsetzen geht aus den Fugen und der Held taucht sein Kampfschwert in sein Naturell! — — Da er in einigen Kritiken Seitenhiebe auf meine Artikel im Tageblatt geführt

Digitized by Google

hatte, ohne mich zu nennen, aber in ziemlich erkennbarer Weise, so kam mir der Gedanke, eine Blumenlese seiner Phrasen zum Ergötzen der Leserwelt zusammenzustellen. Aber da begegnete ich ihm in einem Pferdebahnwagen; er sah so elend aus, klagte so sehr über seinen Gesundheitszustand und benahm sich so freundlich gegen mich, daß ich es nicht über das Herz bringen konnte, den Stoß gegen ihn auszuführen, obwohl der erste Angriff von ihm ausgegangen war. Nicht lange nachher trat er von der Gegenwart zurück und ist im Jahre 1880 gestorben.

Im Rückblick auf meine vierzehnjährige Thätigkeit im Tageblatt muß ich vor allem des Eigentümers Herrn Mosse und des Chefredakteurs Dr. Arth. Levysohn gedenken. Herrn Mosse habe ich als einen Mann von großer Energie, von wahrhaft bewundernswerter Organisationsgabe und von nie fehlendem, sicherem Scharfblick kennen gelernt. Von den kleinsten Anfängen eines Ankündigungs-Bureau-Inhabers hat er sich zum Gründer und Inhaber des weit verbreiteten Blattes und zum vielfachen Millionär emporgeschwungen. Unermüdlich thätig, immer auf Gewinnung neuer Anziehungskräfte für das Blatt bedacht, hat er es verstanden, in manchen wichtigen Angelegenheiten, die von anderen Blättern nicht mit voller Aufmerksamkeit behandelt wurden, durch Schnelligkeit der Nachrichten, durch Sendung eigener Korrespondenten nach entfernten Gegenden, Vorsprung und maßgebenden Einfluß zu erlangen, wie z. B. in der Angelegenheit der deutsch-afrikanischen Kolonieen. Die Berichte, welche der im Auftrage des Blattes in Afrika weilende Herr Wolff von dort geschrieben hat, waren in gleichem Maße Gegenstand vielfältiger Angriffe wie allseitigen Interesses. Auch für Fragen innerer Politik hat Herr Mosse das Blatt zu großer Bedeutung erhoben durch seine persönlichen sehr

Digitized by Google

freundschaftlichen Beziehungen zu den Häuptern der freisinnigen Partei. Von seiner großartigen Energie und der Sicherheit seines Blickes giebt die Gründung der „Berliner Morgenzeitung" besten Beweis. Der „Lokal-Anzeiger", der vor etwa zehn Jahren entstand, hatte durch den sehr billigen Preis von 80 Pfennigen monatlich und durch sehr geschickte Handhabung des geschäftlichen Umsatzes eine sehr starke Abonnentenzahl, etwa 120 000, gewonnen und erfreut sich auch der Gunst konservativer Kreise. Da trat Mosse mit dem Unternehmen der liberal gehaltenen „Morgenzeitung" hervor, für die er nur den monatlichen Preis von 50 Pfennigen festsetzte und brachte es binnen zwei Jahren auf 145 000 feste Abnehmer. Viele behaupten, er hätte nur Glück; wer ihn näher kennt, weiß, daß er, wie ein glücklicher Schütze, den scharfen Blick mit der sicheren Hand verbindet.

Daß ein Mann, der solches erreicht hat, sich zuletzt eines gewissen Bewußtseins der Unfehlbarkeit nicht immer erwehren kann, daß er vielleicht der Schlagfertigkeit der Berichte, der Schnelligkeit der Nachrichten mehr Wichtigkeit beilegt als der ernsten Prüfung und der Gründlichkeit, daß er die Mitarbeiterschaft an seinem Blatte als eine besondere Vergünstigung betrachtet und unbedingten Gehorsam für seine Anschauungen und Anweisungen verlangt, darf nicht verwunderlich erscheinen. Eine wenig geschmeidige und in künstlerischen Dingen völlige Unabhängigkeit wahrende Persönlichkeit, wie die meinige, mußte ihm daher wohl um so unbequemer sein, als mein Honorar, 2400 Mark nach dreimaliger Erhöhung, ein zu geringes war, daß es mir besondere Rücksichten auferlegte. Ich habe das auch nach dem Tode meiner seligen Frau, wenn auch nie ausgesprochen, doch in meiner Haltung zu erkennen gegeben; doch will ich hier mit vollem Danke erwähnen, daß Herr Mosse ihrem Begräbnisse

Digitized by Google

beigewohnt hat, obwohl es an dem Geburtstage seiner vortrefflichen, edlen Gemahlin stattfand, für die ich große Verehrung hege.

Den Chefredakteur des Tageblattes, Herrn Dr. Arthur Levysohn, kannte ich schon zwei Jahre vor dem Antritte meiner Stellung, und schätze ihn hoch als liebenswürdigen, wahrhaft guten Menschen, als musterhaften Gatten und Vater, reizenden und geistreichen Gesellschafter, als vortrefflichen Redakteur und ganz ausgezeichneten politischen Schriftsteller. Mein Skepticismus steht vielen seiner Ansichten fern; aber mit wahrem künstlerischem Vergnügen lese ich die politischen Rückschau-Artikel, die meisterhaft mit elegantester Ausdrucksweise logische Entwicklung vereinen. Dabei besitzt er eine unglaubliche Schlagfertigkeit und Gewandtheit nach anderen Richtungen. Hier ein Beispiel: Eines Morgens 10 Uhr sandte er mir den Redaktionsboten mit der Nachricht: Hiller sei gestorben, ich möge doch einen Nekrolog für das Abendblatt schreiben. Ich gab gerade Unterricht und erklärte, den Artikel nicht vor halb zwei liefern zu können, dann bliebe ja noch immer Zeit genug, ihn zu drucken. Als ich ein Viertel vor zwei mit dem Manuskripte in die Redaktion kam, hatte Levysohn bereits einen ganz vortrefflichen Nekrolog verfaßt. Ich habe von ihm während der ganzen Zeit meiner Thätigkeit nur Freundliches erfahren; selbst in den schweren Momenten, die das vorletzte Kapitel dieses Buches schildern wird, hat er mir aufrichtigen Anteil bewiesen.

Dr. O. Blumenthal, der noch fünf Jahre nach meinem Eintritte das Feuilleton leitete, war entschieden in viel höherem Grade ein geistreicher Dichter und sehr witziger Prosaist, als ein verläßlicher Redakteur. Ich besitze noch eine ganze Masse Zuschriften aus jener Zeit über abhanden gekommene Blätter meiner eingesandten Kritiken und über unrichtige Fassung von

Digitized by Google

Notizen; bei der Parsifal-Aufführung in Bayreuth 1882 bekam ich durch Telegramm die dringende Aufforderung eine genaue Besprechung der Darsteller und Künstler einzusenden. Als das Verlangen erfüllt war, die Besprechung aber nicht erschien und ich anfragte, meldete ein anderes Telegramm, der metteur en pages habe den Artikel aus Mangel an Raum weggelassen und es wäre nunmehr zu spät ihn zu bringen! Jedoch das Amüsanteste und am meisten Charakteristische in unseren Beziehungen bildete unsere Correspondenz über „Excelsior". Am 16. Juni 1881 sandte mir Herr Dr. Bl. die Bitte nach Mailand, ihm das Textbuch von Excelsior umgehend (unterstrichen!) zu senden und meinte, er werde mir vielleicht noch selbst nach Mailand über den Hals kommen. „Warum schreiben Sie aber auch so appetitreizende Feuilletonbriefe?" Ich suchte das Textbuch zu erhalten, alle Exemplare waren vergriffen, bis auf ein einziges, das die Verlagshandlung Ricordi durchaus nicht verkaufen wollte; mit der Unterstützung des mir befreundeten Komponisten Boito bewog ich sie, es mir zu überlassen und sandte es dem Doktor. Als er nun den Stoff bearbeitet hatte, und die erste Aufführung seines Excelsior im Viktoriatheater angekündigt war, ersuchte ich ihn um zwei Sitze für meine Frau und mich, mit dem Hinweise, daß mein Feuilleton die Anregung, meine Sendung den Stoff gegeben hatten und erhielt folgende Antwort: „Keine Frage, Sie haben ein Prioritätsrecht auf Excelsior-Billets, aber ich muß Sie auf die nächste Woche vertrösten, da bereits vorgestern kein Platz mehr" u. s. w. Als Nachschrift „Interessiert Sie mein Text, dann sende ich ihn Ihnen". Ist es nicht urkomisch, daß Herr Dr. B., anstatt mir als „Prioritätsrecht" einen Platz in seiner Loge einzuräumen, mich auf „die nächste Woche vertröstet" und mir statt der Billets den Text anbietet?

Digitized by Google

Ich gedenke noch der freundlichen Beziehungen zu Herrn Sigmund Haber, dem geistreichen und sehr geschickten Redakteur des „Ulk", zu dem guten lieben Richard Schmidt-Cabanis, dem die seltene Gabe verliehen ist, scharfe Satire mit liebenswürdigem Humor zu vereinen; mit dem sehr geistreichen Herrn Fritz Mauthner, der bis Mitte der achtziger Jahre die Buchkritik handhabte, werde ich gelegentlich meines Buches „Lebenskunst und Kunstleben" Abrechnung halten.

Ein sonderbares Geschick wollte, daß gleich meine ersten Kritiken im Tageblatt im Widerspruche zu denen der anderen Zeitungen standen, daß ich aber zuletzt Recht behielt. Ein kleiner Geiger Dengremont trat im Königlichen Opernhause mit außerordentlichem Erfolge auf. Fast alle Kritiken lobten ihn, mein Nachfolger von der Tribüne, Herr Rektor, seit einigen Jahren Königlicher Musikdirektor Theodor Krause verstieg sich sogar zu der Äußerung: „Auf der Stirn dieses Knaben thront das Genie der beiden Wolfgang", (nämlich Göthe und Mozart). Ich allein blieb kühl und behauptete, das große Talent dieses Knaben sei treibhausartig in die Höhe getrieben, nicht organisch entwickelt. Diese Äußerung erregte Kopfschütteln; mein alter Jugendfreund, Landsmann und Schulgenosse Dr. Adolf Schwarz, damals dramatischer Lehrer an der Hochschule, kam zu mir und meinte, ich sollte mich doch nicht „blamieren", die Urteile der anderen Berichterstatter lesen, bevor ich ein zweites Mal über Dengremont schriebe. Nach dem nächsten Konzerte des Kleinen betonte ich meine Überzeugung noch stärker, mit dem herausfordernden Satze: „Die Zukunft wird zeigen, ob ich das Richtige erkannt oder mich getäuscht habe, in letzterem Falle würde sich niemand mehr freuen, als ich, da es mir gewiß angenehmer sein muß, daß ein bedeutendes Talent zur richtigen Entfaltung gelangt, als daß es untergehe." Leider hat die Zukunft mein erstes Urteil bestätigt.

Digitized by Google

Im Winter desselben Jahres erschien ein bedeutender Künstler zum letzten Male in Berlin: der Geiger Henri Wieniawski, der feurige französische Technik mit gründlicher musikalischer Bildung und schätzenswertem Kompositionstalente verband, aber trotz vieler Erfolge und vorteilhafter Anstellungen nicht zu einer materiellen Sicherung der Zukunft gelangen konnte. Krank, mit dem Tode im Herzen, mußte er Konzerte geben, um die Tagesbedürfnisse für sich und seine Frau zu erwerben. So kam er nach Berlin, spielte bei Kroll, mußte aber mitten im Vortrage, infolge eines fürchterlichen asthmatischen Hustenanfalles, aufhören und sich entfernen. Nach einer Weile erschien er wieder, versuchte zu spielen, — der Anfall erneute sich. Da ließ Joachim, der sich unter den Zuhörern befand und von jeher freundschaftliche Gesinnungen für Wieniawski hegte, durch den Regisseur des Theaters ankündigen, er werde den kranken Künstler vertreten. Unter nicht endenwollendem Jubel trat er hervor, sprach einige Worte der Entschuldigung, daß er nicht konzertmäßig gekleidet sei und auf fremder Geige spielen müßte, und gab Bachs Ciaconna mit gewohnter Meisterschaft; als ihn stürmischer Beifall wieder herausrief, erschien er mit Wieniawski, der ihm gerührt um den Hals fiel; es war eine ergreifende Scene. Der letztgenannte treffliche Künstler ist nicht lange nachher gestorben, nicht so ganz verlassen wie manche Zeitungen meldeten, aber doch mittellos. Seine Kompositionen werden noch heute öffentlich ziemlich viel gespielt, besonders die in Erfindung und Instrumentation interessante „Legende". Henri's Bruder Joseph, ein sehr tüchtiger Klavierspieler, hat vor zwei Jahren eine liebenswürdige Stieftochter des trefflichen, einst sehr berühmten Künstlers Julius Schulhoff mit einer sehr großen Mitgift geheiratet.

Die großartigste künstlerische Erscheinung des Berliner

Digitized by Google

Konzertwinters 1878 war die Bülows, der zum ersten Male Beethovens fünf letzte Sonaten wiedergab. Der unvergeßliche Eindruck ist mir heute noch so genau erinnerlich, als hätte der Vortrag vor zwei Tagen stattgefunden. Ich und manche Kunstfreunde, Verehrer Bülow's, waren mit Angst in die Singakademie gekommen; wir hegten alle denselben Gedanken: wie soll man diese fünf Sonaten mit ungeteilter Aufmerksamkeit anhören, solche geistige Anstrengung durch drei Stunden ertragen? Sich vor dem Schlusse des Konzertes zu entfernen, wäre auffällig und auch unschicklich gewesen; so mußte man sich von vornherein in Unvermeidliches fügen, auf große Abspannung gefaßt machen. Und im Anfange der ersten Sonate Op. 101 schienen diese Befürchtungen gerechtfertigt; der große Künstler hatte die nötige Ruhe und Sammlung noch nicht ganz gewonnen. Aber nach den letzten Tönen der letzten Sonate Op. 111 fühlten die Zuhörer nicht nur keine Ermüdung, sondern sie traten im Saale in Gruppen zusammen und sprachen lebhaft und frisch von der unvergleichlichen Leistung, von dem hochkünstlerischen Genusse. Nicht eine augenblickliche Schwärmerei gab sich kund, wie sie manchmal von Liszt und auch von Rubinstein erzeugt ward, sondern eine wahrhaft weihevolle Erhebung, wie nach einer ungeahnten Offenbarung. Daß Bülow damals fast alle Konzerte für den Bayreuther Fond gab, sei nebenbei bemerkt.

Im November 1878 erschien Adelina Patti mit Herrn Nicolini auf dem Krolltheater, das damals unter Bials Pacht-Leitung stand. Sie war schon einmal (1863) in Berlin gewesen und hatte im königlichen Opernhause gastiert. Ich war verhindert, sie zu hören, wurde aber durch einen Freund ihres Vaters bewogen, sie zu besuchen. Die Familie wohnte im Hotel de Rôme; als ich eintrat, war der alte Patti mit

Digitized by Google

Patience-Legen und Adelina mit allerlei Handarbeiten beschäftigt, die sie alle Minuten wechselte, wie ein Kinderspielzeug; wer hätte in diesem naiven liebenswürdigen Mädchen die spätere Marquisede Caux, nunmehrige Madame Nicolini vorgeahnt?

Die Patti jener Glanztage 1878—79, da sie bei Kroll und dann in der Königlichen Oper die Traviata, Lucia, Leonore im Troubadour sang, war für mich die größte lebende dramatische Sängerin. Die Marcella Sembrich steht ihr gleich im Wohllaut der Stimme und vollendeter Technik, steht sogar höher in den heiteren Partieen und in der Reichhaltigkeit ihrer Leistungen, da sie ja auch im deutschen Liede und Oratorium so Schönes bietet. Aber in hochleidenschaftlichen Partieen war die Patti einzig, weil hier auch ihre geniale Darstellungsgabe, ihr Minen- und Geberdenspiel sich großartig entfaltet. Die kleine Szene des zweiten Aktes der Lucia, da diese von dem Bruder zur Ehe mit dem verhaßten Bewerber beredet wird, war eine Musterleistung der Schauspielkunst. Das »Si!« nach dem Sextett, als Edgar sie fragt: „hast du den Ehevertrag unterzeichnet?“ war erschütternd. Nach dem zweiten Akte der Somnambule kam der verstorbene Gustav Richter an meinen Sitz und meinte, „haben Sie gesehen, mit welcher unnachahmlichen Grazie die Patti auf das Bett sank? Das kann man gar nicht malen!“ Und der große Menzel, der neben uns stand und diese Worte vernahm, nickte zustimmend. Auch war ihr Gesang ganz frei von italienischer Effekthascherei, sie dehnte nicht die hohen Töne, sie legte nicht den Schwerpunkt auf die Fiorituren, sie blieb fast immer streng im Takte und wahrte die Grenze des Schönen, auch bei dem leidenschaftlichsten Vortrage im Gesange und im Spiele. Daher zollten ihr auch die musikalisch gebildeten Hörer

Digitized by Google

noch größere Bewunderung, als das Theaterpublikum; doch war das Theater stets überfüllt, trotz der sehr hohen Eintrittspreise.

Die Patti und Herr Nicolini hatten mir ihre Karten gesandt, auch war ihr damaliger Geschäftsführer Franchi bei mir gewesen, ohne mich zu Hause zu finden. Nach der ersten Vorstellung ging ich in den Kaiserhof, wo die Diva eine vollständige Wohnung inne hatte, um ihr die Huldigung meines Enthusiasmus darzubringen. Der Portier des Gasthauses sandte einen jungen Kellner mit mir, der mich dem anmeldenden „Kammerdiener" vorstellen sollte. Dieser, ein schwarzgelockter Bursche von 25 Jahren, mit einem der frechsten Gesichter, die mir je vorgekommen, maß mich von oben bis unten und sagte: »On ne reçoit pas.« Ich wandte mich, ging zum Portier hinab und gab ihm zwei Karten für Madame Patti und Herrn Franchi mit dem Bedeuten, daß ich bei nächster Gelegenheit öffentlich den Rat erteilen würde, man möge sich einen weniger frechen Kammerdiener anschaffen. Es verging keine Stunde, da waren Herr Franchi und ein zweiter Sekretär der Frau Patti bei mir mit einer Karte der Künstlerin: „Tausend Entschuldigungen und Einladung zum Diner in der nächsten Woche". Sie erzählten mir, es wären seit dem Tage ihrer Ankunft eine derartige Masse von Gesuchen (vulgo „Bettelbriefen") eingelaufen, daß strenger Auftrag gegeben ward, alle nicht von Mad. Patti ausdrücklich genannten Personen abzuweisen. Mir erschien diese Erklärung zum mindesten sonderbar; eine Künstlerin mit solchen Einnahmen, solch' vornehmem Haushalte und zwei Sekretären, konnte doch einen dieser beiden beauftragen, die sich meldenden Leute zu empfangen und zu befragen, anstatt einem frechen Diener das Amt zu überlassen, der, wie mir später

Digitized by Google

versichert ward, unter Herrn Nicolinis besonderem Schutze stand. Doch schien mir jede weitere Bemerkung nutzlos, ich bemerkte bloß lachend: „Hoffentlich wird der domestique mich nicht mehr für einen Bittsteller (petitionaire) halten."

Das Diner fand im Erdgeschosse des Hotels in eigens für den Abend gemieteten Räumen statt. Geladen waren Paul Lindau, Niemann, L. Pietsch und ich. Adelina war bezaubernd, beehrte mich mit besonderer Aufmerksamkeit, erzählte von der Sammlung Volkslieder, die sie sich angelegt hätte und meinte: „Ich singe jetzt französische, italienische, englische, spanische, selbst russische und hoffentlich bald deutsche Volkslieder." »Donc Vous en chantez (enchantez) dans toutes langues«, bemerkte ich. Ob dieses Wortspiel mir die Ehre verschaffte, Adelina zu Tische zu führen (so berichteten die Zeitungen) weiß ich nicht; nach meinem Dafürhalten hatte sie mich als den ältesten der Gäste gewählt. Während des Mahles führte sie das Gespräch; sprudelnd kamen geistreiche Bemerkungen und Witzworte aus ihrem Munde. So z. B. sagte sie einmal, auf ihren oben erwähnten Geschäftsführer weisend: „Das ist mein Geldvormund; er heißt zwar Franchi, in Deutschland jedoch ist er für die Marchi" (Mark); dann flüsterte sie mir zu: „Für die Marchi (mit dem Accent auf der ersten Silbe) bin ich auch, nicht aber für die Marquis" (mit dem Accent auf der zweiten Silbe; Anspielung auf ihren Gemahl Marquis de Caux). Nach dem Diner begab sich die Gesellschaft in die Wohnung der Gefeierten, es wurde Kaffee getrunken; zuletzt sang sie ein paar Liedchen, trotz des Qualms, der den Salon erfüllte. Spät nach Mitternacht schieden die Gäste von der entzückenden Künstlerin.

In größeren Gesellschaftskreisen war Adelina nicht immer so liebenswürdig. Besonders wenn sie merkte, daß man sie

Digitized by Google

eingeladen hatte, um mit ihr zu paradieren, oder gar in der Hoffnung, daß sie singen werde, konnte sie sich ziemlich unwirsch zeigen, setzte sich in einen Winkel, rief ein paar Personen heran, die ihr nahe standen und führte mit diesen ein lebhaftes Gespräch, ohne die andere Gesellschaft weiter zu beachten. — Sie war eben immer eine liebenswürdige Despotin.

Von Herrn Nicolini, dem jetzigen Gemahl der Diva, für den sie immer die größte Zärtlichkeit kundgab, dessen Mitwirkung sie allen Direktionen und Intendanzen aufzwang, kann ich an dieser Stelle nur sagen, daß er sich mir und meiner seligen Frau, (die bei der zweiten Anwesenheit Adelinens viel mit ihr verkehrte) ganz besonders liebenswürdig zeigte, ich aber kein Vertrauen zu ihm fassen konnte. Personen, welche ihn genau zu kennen behaupten, versicherten zu öfteren Malen, daß er einen ungünstigen Einfluß auf die Künstlerin übe, daß er besonders darauf bedacht sei, jede freundschaftliche Annäherung zwischen ihr und anderen Frauen zu verhindern. Ich kann keine endgiltige Meinung über ihn aussprechen und will hier nur eine unbekannte, aber ganz sichere und komische Thatsache von Herrn Nicolini berichten. Er wollte nicht bloß als Sänger glänzen, sondern auch als — — Erfinder einer neuen Haarwuchspomade. In London kündigte er einen „Haarwiederbeleber, entdeckt von Herrn Ernst Nicolini", an, „sichere Heilung der Kahlheit," Capillary Regenerator, discovered by Signor E. Nicolini. A certain cure of baldness. Neue Aera in der Geschichte des menschlichen Haares, keine Marktschreierei, unfehlbare Wirkung u. s. w." Ich besitze ein gedrucktes Exemplar dieser Ankündigung. Ein Herr V. E. Stevens, 98 Park Street, Grosvenor Square, war mit der Verteilung und Anweisung dieses Wundermittels betraut. Adelina Patti war, wie von

Digitized by Google

der Schönheit des Gesanges Nicolinis, so auch von der Unfehlbarkeit seiner Pomade derartig überzeugt, daß sie meinem Kahlkopfe den schönsten Haarwuchs mit voller Bestimmtheit prophezeite, wenn ich das Mittel gebrauchte. Nicolini wies mich an den Londoner Friseur, dem allein die Verfügung zukam; doch Adelina konnte sich nicht enthalten, mir die Hauptbestandteile anzudeuten. Ich versuchte es, bekam starken Kopfschmerz und verlor noch einige von den sehr wenigen Haaren, die mir geblieben. Mir ist auch keine Kunde geworden, ob irgend Jemand „die sichere Heilung" an sich erprobt hat. Nicolini wird wohl nach seiner Verehelichung mit Adelina, die erst zwei oder drei Jahre nach den hier erzählten Vorgängen zustande kam, die partnership mit dem Friseur gelöst haben.

Vom Jahre 1879 sind vor Allem zwei ganz bemerkenswerte Episoden zu erzählen, die eine aus meiner musik-litterarischen Thätigkeit, die andere, welche das Staunen vieler Leser erregen wird, aus der musik-litterarischen Thätigkeit eines Mannes, dessen Name erst am Schlusse der Erzählung erscheinen soll, als eine ganz besondere Überraschung! Im Januar jenes Jahres, als das preußische Abgeordnetenhaus den Ausgaben-Bedarf des Kultusministeriums beriet, veröffentlichte ich im Tageblatt einen Leitartikel mit der Überschrift: „Das Budget des Kultusministeriums und die Hochschule für ausübende Tonkunst. Eine Mahnung an die Freunde und Verehrer Joachims." Er enthielt eine Prüfung der Organisation jener Kunstanstalt und Hinweise auf notwendige Reformen.

Eine Wiedergabe dieser Darlegungen würde zu weiten Raum einnehmen und auch kein Interesse beanspruchen können; nur das Eine sei erwähnt, daß die meisten meiner Bemerkungen sich im Laufe der Zeit als vollkommen richtig bewährt

Digitized by Google

haben, besonders die bezüglich der „Akademischen Konzerte", daß sie ohne ein feststehendes Orchester, das dem vielfachen Wechsel der mitwirkenden Hochschüler nicht ausgesetzt war, keine dauernde Grundlage gewinnen könnten. Diese Artikel wurden in den Kammerverhandlungen vielfach besprochen. Der Abgeordnete Löwe-Calbe (†) wies zuerst darauf hin, dann sprachen der Minister Lucius und andere Herren darüber. Keiner von ihnen unterzog meine Bemerkungen einer Prüfung, keiner deutete an, daß ich irgend Unrichtiges oder Mißgünstiges gesagt hätte, sie begnügten sich die Annahme der Vorlage zu empfehlen. Amüsant war und ist mir noch heute die Rede eines Herrn, mit dem ich bei Gelegenheit der hundersten Vorstellung einer Operette im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zusammen gekommen war. Nach derselben hatte der damalige Eigentümer des Theaters, der Verleger Hofmann (†), der durch den „Kladderadatsch" und andere Unternehmungen Millionär geworden war, ein Abendfest anberaumt, bei welchem die darstellenden Damen und Herren, dann viele Berichterstatter und auch einige »habitués« als geladene Gäste erschienen. Das vortreffliche Essen und der Champagner übten eine sehr belebende Wirkung, und es entwickelte sich eine Tonart im Gespräch und in der Haltung mancher Gäste, daß ich an die „Schlesische Presse" schrieb, die Schauspieler wären eigentlich die anständigsten Leute der Gesellschaft gewesen. Ein Herr, der sich an jenem Abende durch besondere Lebhaftigkeit auszeichnete, stellte mich über diesen Satz zur Rede, — es war in einer Vorstellung der französischen Gesellschaft im Saale des königlichen Schauspielhauses — und ich antwortete ihm, wieso er zu solcher Bemerkung käme, ich hätte ja keine Namen genannt, er müßte sich also sehr getroffen fühlen. Derselbe Herr hielt die begeistertste Rede für die „ideale Richtung" der Hochschule.

Digitized by Google

Über die Wirkung meines Artikels außerhalb des Abgeordnetenhauses werde ich weiter unten sprechen, jetzt aber den zweiten interessanteren Fall in der Musik-Litteratur erzählen.

In der Bockschen Neuen Berliner Musik-Zeitung vom 16. Oktober 1879 erschien eine Besprechung des eben veröffentlichten Brahmsschen Violin-Konzertes, deren Schlußwendungen sowohl den Komponisten, als Joachim, dem das Werk gewidmet war, und den Verleger Herrn Simrock beleidigen mußten. Die beiden letztgenannten schrieben auch sofort sehr ernste Briefe an Herrn Hugo Bock, worin sie dem anonymen Verfasser des Artikels, der nur mit einem Endbuchstaben (—k.) unterzeichnet war, ziemlich arge Dinge sagten. Auch äußerte sich Joachim mündlich, gegenüber mehreren Personen, sehr entrüstet über diesen Artikel und den ihm unbekannten Verfasser. Herr Bock, der sich mit mir über diese Angelegenheit beriet, erließ dann am 13. November in seinem Blatte eine Erklärung, er bedauere, daß sein Referent durch einen unrichtig gewählten Vergleich zu einer falschen Auffassung seiner Ansichten Veranlassung gegeben hätte. Der Referent aber, über den sich die oben bezeichneten Herren so sehr beklagt haben, ist heute der Vertreter Joachims in Konzertangelegenheiten und steht auf bestem Fuße mit Brahms; ich habe die Ehre gehabt, mit diesen Beiden bei ihm zu speisen, — es ist der Konzertdirektor Hermann Wolff. Meine Erzählung dieser Thatsache soll nur den Beweis liefern, welch' außerordentliches Geschick Herr Wolff besitzen muß, da es ihm gelang, zwei so hochstehende herrliche und edle Künstler so vollständig zu seinen Gunsten umzustimmen, und daß mir nach derartigen Beobachtungen nun in meinem einundsiebzigsten Jahre wohl das Recht zusteht, manche Angelegenheit, die als eine besonders ernsthafte behandelt wird, mit skeptischem Auge zu betrachten. Meine Interessen hat

Digitized by Google

der Zwischenfall gar nicht berührt, ja ohne ihn wäre ich schwerlich der Ehre teilhaftig geworden, mit Brahms und Joachim zusammen zu speisen. Ich muß hier noch mit voller Dankbarkeit erwähnen, daß die beiden edlen Künstler an meinem 70. Geburtstage, der mit ihrem Auftreten in dem neu eröffneten Bechstein-Saale zusammenfiel, die liebenswürdigsten Glückwünsche und einen Blumenstrauß sandten; auch stehe ich in dem Augenblicke, wo diese Zeilen dem Drucke übergeben werden, mit Herrn Wolff in freundlicher Unterhandlung über eine künstlerische Angelegenheit. Die Thatsache bietet aber einen so überaus wichtigen Beitrag zur Geschichte der Wandlungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen des Kunstlebens, daß ihre Erwähnung durchaus geboten erscheint. Die Vernünftigen und Anständigen werden diesen Beitrag in richtiger Weise beurteilen, was die Klatschsüchtigen und Unvernünftigen, die freilich die Mehrzahl bilden, sagen werden, kann mir sehr gleichgiltig sein.

Was nun die Wirkung meiner obenerwähnten Artikel über die Hochschule betrifft, so kann ich hier nur andeuten, daß damals eine Vehme über mich verhängt ward, die seither anderen Anschauungen gewichen ist, weil man einsehen lernte, daß ich nur im Interesse der Kunst, ja der Hochschule selbst zu Werke gegangen war. Ich will daher auf gewisse Vorkommnisse aus jener Zeit nicht zurückkommen.

Im März 1879 ließ ich mich bewegen, wieder einmal öffentlich aufzutreten, in einem Wohlthätigkeits-Konzerte im Königlichen Opernhause für die durch furchtbare Überschwemmung heimgesuchte Stadt Szegedin. Die Zeitungen lobten mich, — aber in der „Tribüne" erschien ein Artikel meines Nachfolgers voller Böswilligkeit. Gegen einen noch so harten Tadel dürfte ich nichts sagen, wer vor die Öffentlichkeit tritt,

Digitized by Google

hat sich jedem Urteil zu unterwerfen. Aber in der Kritik standen Sätze wie: „Während Herr Ehrlich spielte, unterhielten sich die Damen hinter mir über den neuen Adjutanten", — ist das auch ein Urteil? Ich würde jedoch diesen Fall gar nicht erwähnen, wenn es nicht zu einem Nachspiel, zu einem sehr charakteristischen Briefe des verstorbenen Herrn Brigl Anlaß gegeben hätte: Ich begegnete demselben im Januar 1880; er begrüßte mich sehr freundlich und fragte um die Ursache meiner kalten Zurückhaltung, da er sich doch keiner Schuld bewußt sei und ich ihm „den Stuhl vor die Thüre gesetzt" hätte? Ich äußerte einige Bemerkungen über den Ton, nicht über den Tadel in jener Kritik in der „Tribüne" und er versicherte auf das bestimmteste, das solle nicht mehr vorkommen. Zwei Wochen nach dieser Begegnung spielte ich in einem Wohlthätigkeits-Konzert des Vaterländischen Frauenvereins, — es war jenes, in welchem Ihre Majestät die Kaiserin Augusta mir die ungnädige Haltung zeigte — und die Kritik in der „Tribüne" war womöglich noch gehässiger, noch mehr Nebendinge herbeiziehend, als die erste. Herr Brigl aber schrieb mir: „Sehr verehrter Herr Professor! Ich glaubte allen Grund zu der Annahme zu haben, daß unser Herr Referent das Konzert mit Stillschweigen übergehen würde und bin daher sicher noch mehr wie Sie unangenehm überrascht worden, als mir die Besprechung in der heutigen Nummer der „Tribüne" zu Gesicht kam. Eine Erklärung dafür, wie das gekommen ist, habe ich selbst nicht gefunden und kann sie Ihnen auch nicht geben. Es drängt mich aber, Ihnen wenigstens diese Mitteilung zu machen, damit Sie nicht schließlich noch irre an mir werden. In unveränderter Hochachtung" u. s. w.

Mit dem Schlusse des Jahres 1879 habe ich auch

Digitized by Google

meine gesellschaftlichen Beziehungen auf das kleinste Maß beschränkt, weil es mir nach und nach klar geworden war, daß ich nicht „mitmachen" konnte. Die französischen Milliarden Kriegs-Entschädigung hatten nicht nur die Köpfe der Geldleute erhitzt, auch die Künstlerkreise waren von einem wahren Taumel ergriffen. Vor den siebziger Jahren herrschte daselbst ein überaus angenehmes, behagliches, aber nicht luxuriöses Leben; nunmehr aber schien es, als wollten sie in Bällen, Festlichkeiten, Schaugepränge aller Art, in glänzenden Toiletten, in teurer Einrichtung des Hauses, in kostspieligen Gastmählern u. s. w. den Finanzleuten den Rang ablaufen. Besonders die Maler, deren Bilder mit großen Summen bezahlt wurden, überboten sich in derartigen Bestrebungen. Es kam zuletzt dahin, daß der Künstler nicht nach seinen Leistungen geschätzt wurde, sondern nach seinen Ausgaben; nach der Logik jener Zeit mußte jeder bedeutende Künstler viel Geld verdienen, war das nicht der Fall, so galt er eben für unbedeutend. Ja selbst die Künstler betrachteten die nicht reichen Kollegen mit derselben Protektionsmiene, mit welcher der große Banquier auf den kleineren sieht, dem er die Ehre einer Einladung erweist. Der Künstler, der nicht „Haus machen" konnte oder wollte, war sozusagen verpflichtet, sich dem Vornehmeren für die Ehre bei ihm verkehren zu dürfen, in jeder Weise dankbar zu zeigen. Dafür könnte ich hier gar vielfache Belege bringen, nicht blos aus meinen eigenen Erfahrungen, sondern auch aus denen Anderer, will aber hier nur einen einzigen komischen Fall erzählen: Der Gemahlin eines berühmten, seither verstorbenen Malers hatte ich zu meinem zweiten Konzerte Freibillette gesandt; sie schrieb mir einen enthusiastischen Brief über meine Variationen „Lebensbilder;" als ich sie wenige Tage nachher bei Rodenberg traf, vergoß sie Thränen der Rührung in

Digitized by Google

der Erinnerung an meinen „Choral“ in den Variationen. Bald darauf lud sie mich und meine selige Frau zu einer großen Gesellschaft in ihre neue Villa. In der Ecke eines Erkerzimmers stand ein altes verstimmtes Pianino, auf diesem sollte ich ihrem Wunsche zufolge „wenigstens einige“ meiner Variationen zum besten geben; ich erklärte, das sei auf diesem Instrument auch mit dem besten Willen nicht möglich, sie wurde so unwirsch, daß ihr die Worte entfuhren: „Zu was ist er denn eigentlich da!“ Freilich ahnte sie nicht, daß meine Frau hinter ihr stand und diese Liebenswürdigkeit vernahm; aber ist das nicht recht charakteristisch? Und wohlgemerkt! ich erzähle keinen vereinzelten Fall; in mehreren anderen Künstlerhäusern ist mir, wenn auch in anderer Form, ganz ähnliches widerfahren. Freilich, als ich mich zurückzog, als meine Einkünfte und mein Ruf als Lehrer und Kritiker wuchsen und die Preise der Bilder fielen, wurden die meisten dieser Herrschaften sehr liebenswürdig gegen mich. Doch mir war die Lust zu weiteren Beziehungen vergangen. Meine Tasche und meine Gesundheit befanden sich dabei besser; ich brauchte nicht mehr teure Mietswagen zu bezahlen, um an einem Abende in drei Gesellschaften zu fahren und um zwei Uhr morgens ganz ermüdet zu Bette zu gehen mit dem wenig einträglichen Bewußtsein, ein „Vielgeladener“ zu sein! Übrigens schrieb ich schon im Jahre 1872 in der Vorrede zu den „Schlaglichtern,“ also vor meinen Konzerten: „Niemand darf mich mit dem Fuchse in der Fabel vergleichen, der die Trauben sauer schalt, die ihm zu hoch hingen, und die er nicht erreichen konnte. Ich habe manche Trauben erreicht und verschlungen, aber sie waren öfters wirklich sauer.“

Um jedoch mir selbst gegenüber wahr zu bleiben, will ich noch eingestehen, daß es mir nicht vergönnt war die

Digitized by Google

mindeſte Gaſtfreundſchaft zu üben. Die ſataniſche Schwiegermutter, die ihre gute Tochter vollſtändig unterjocht hielt, erhob ein Zetergeſchrei, wenn wir davon ſprachen, ein paar Freunde zu einer Taſſe Kaffee zu laden. Ich konnte nichts thun, denn meine ſelige Frau hatte ihrem Vater an ſeinem Todtenbette gelobt, die Mutter nie zu verlaſſen.

Digitized by Google

XIX. Kapitel.

1880.

Mit dem Jahre 1880 begann jenes Übermaß von Konzerten, gegen das die Zeitungen bei Beginn jedes Winters eifern, und das in jedem Winter mehr und mehr überhand nimmt. Herr Hermann Wolff, der bis dahin für die Neue Berliner Musikzeitung sehr thätig gewesen war, gründete seine Konzert-Agentur (oder -Direktion), die er mit außerordentlichem Geschick zu großer Bedeutung und zu sehr großem Einflusse auf die Künstler, die ihre Laufbahn beginnen, zu erheben verstand. Selbstverständlich haben auch andere Leute versucht solche Agenturen zu errichten, Künstler für sich zu gewinnen und Geschäfte durch sie zu machen. Doch konnten sie auch nicht annähernd mit Herrn Wolff konkurrieren. Denn dieser besitzt nicht allein die genaueste Geschäftskenntnis, einen ganz ungemeinen Scharfsinn neue Gewinnquellen zu entdecken; und die in unserer Zeit so nützliche alleinige Rücksicht für seine Zwecke; er ist auch ein ganz tüchtiger Musiker, der sowohl über Komponisten als über Virtuosen sehr richtige Urteile fällt. Er hat Klotilde Kleeberg für Deutschland so zu sagen entdeckt, und war auch der erste, der d'Alberts Wert ganz erkannte. Eine genaue Darlegung des aus diesen Einrichtungen dem Musikleben erwachsenden Schadens der

Digitized by Google

Musik-Jobberei, die jetzt entstanden ist, kann ich hier nicht geben, weil das Buch, das noch so Vieles zu besprechen hat, zu einem Folianten anwachsen würde. Ich behalte mir vor, diesen und anderen neuen Verhältnissen unseres Musiklebens eine eigene Broschüre zu widmen. Nur so viel sei hier bemerkt, daß eine ganze Masse Leute, die in früheren Zeiten niemals gewagt hätten in Berlin aufzutreten und auf eigene Faust all die Anordnungen eines Konzertes, Saalmieten, Ankündigungen u. s. w. durchzuführen, jetzt durch die Bequemlichkeit, welche ihnen die Agenturen in diesen Angelegenheiten bieten, verleitet werden hierher zu kommen, nur um sich hören zu lassen. So viel Mittelmäßiges und Schlechtes, als sich jetzt vordrängt, wurde vor zwanzig Jahren nicht gehört, als all die großen Künstler, die in den letzten fünfzehn Jahren aufgetreten sind, noch nicht erschienen waren! Aber die Schuld solcher Mißstände trifft nicht die Konzertagenten allein, die man gern als Sündenböcke gebrauchen möchte, weil sie die leichter angreifbaren sind. Die Ursache liegt tiefer, in den Zeitverhältnissen und deren Rückwirkungen auf die Künstler!

Im Anfange des Jahres kam der Pianist Joseph Rubinstein nach Berlin. Er war einer der knechtischesten Anhänger Richard Wagners und bekannt durch den Artikel gegen Robert Schumann, den er in den Bayreuther Blättern veröffentlicht hatte. Er trat mit dem sonderbaren Unternehmen hervor, das ganze wohltemperierte Klavier von Bach vorzutragen. — Die erste „Matinee" fand im Architektenhause statt. Frau Gräfin Schleinitz protegierte ihn ganz ausnehmend und äußerte laute Bewunderung; als Frau Baronin Senff, eine vortreffliche Dilettantin, sich eine sehr bescheidene Bemerkung über den Anschlag des Pianisten erlaubte, antwortete die Frau Gräfin ziemlich scharf und wandte sich ab; ich war Ohrenzeuge. Einige Wochen nachher fanden in den Ge-

Digitized by Google

mächern des Hausministeriums Matineen für den Bayreuther Fonds statt; Joseph Rubinstein war einer der Hauptsolisten und spielte eine Sonate von Beethoven derart, daß Bülow, der auf der Durchreise in die Matinee gekommen war, seiner Mißbilligung lauten Ausdruck gab. Dem armen Joseph Rubinstein hat übrigens seine Hingebung an die Sache Wagners wenig genützt. Nachdem er schon einmal bei Lebzeiten des Meisters von diesem recht demütigend behandelt worden war, verlor er nach dessen Tode alle Aussicht auf irgendwelche hohe Protektion und endete sein verfehltes Leben durch Selbstmord.

Eine viel interessantere Erscheinung war die des Pianisten Karl Heymann, eines in jeder Hinsicht genialen jungen Künstlers, der leider dem schrecklichen Loose geistiger Umnachtung verfallen ist. Er war schon einige Jahre vorher in Berlin aufgetreten und nicht günstig beurteilt worden; das ergriff ihn so schmerzlich, daß er den Tod in den Wellen suchte, dem er nur durch einen glücklichen Zufall entrissen ward. Als die Ruhe ihm wiederkehrte, widmete er sich fleißigen und gründlichen Studien, trat im Januar 1880 wieder hervor und erregte als Komponist wie als Klavierspieler das größte Interesse der Kenner und des Publikums. Alles was er leistete trug das Gepräge einer ebenso feinen wie energischen Künstlernatur. Dabei war er fast kindlich bescheiden. Auch in Wien wo er 1881 auftrat, errang er große Erfolge. Professor Hanslick schrieb begeisterte Berichte über ihn; die schönste Zukunft stand dem jungen genialen Künstler offen, aber der glänzende Stern der über ihm leuchtete, erlosch bald, — seit Jahren ist Heymanns Name verschollen, und nur hier und da hörte ich lispeln, daß er in einer Anstalt geistesgestört hinsiechte!

Saint Saëns kam 1880 zum ersten Male nach Berlin

Digitized by Google

und gab zwei Konzerte. Ich habe immer große Achtung für seine geistreichen Kompositionen gehegt; sein Klavierspiel fand ich schon im Jahre 1877 in Leipzig, wo ich ihn während eines eintägigen Aufenthaltes im Gewandhauskonzert hörte, glänzend, sicher, aber hart und ausdruckslos und es ist seither nicht weicher und empfindungsreicher geworden. Er hatte damals in Leipzig auch einige Orchesterwerke vorgeführt, unter anderen: »Le rouet d'Omphale«. Würde ein deutscher Komponist mit einem Werke: „Das Spinnrad der Omphale" hervortreten, so fielen gewiß eine Menge Zeitungen über ihn her und belehrten ihn, daß im Altertum Spinnräder nicht existiert haben und daß die mythische Omphale dem Herkules die Keule und Löwenhaut abgenommen und die Spinnrocken in die Hand gegeben hat. Aber ein nicht deutscher Künstler kann in seinen Titeln und Programmen so viel Unsinn anbringen, als ihm beliebt, und immer sicher sein, daß im gelehrten Deutschland ihm Alles gestattet ist.

Im April trat die Lucca nach zehnjähriger Abwesenheit wieder auf; sie hatte die Konventional-Straffumme für den Kontraktbruch bezahlt und somit alle Schwierigkeiten beseitigt. Sie brauchte auch nicht mehr die Nebenbuhlerschaft der Mallinger zu fürchten*); alle Anzeichen sprachen dafür, daß die Berliner sich nach ihrer Lucca ganz unendlich sehnten. Und den Empfang, den sie ihr bereiteten, kann

*) Die Mallinger ward 1872 angestellt, in der Zeit als der Übermut der Lucca den Höhepunkt erreicht hatte. Da sie sehr musikalisch sang, in Wagnerschen Partien Vorzügliches leistete und sehr bescheiden auftrat, gewann sie die Gunst eines ziemlich großen Teils der Zuhörer; einige Enthusiasten fühlten sich zu Kundgebungen für sie und gegen die Lucca veranlaßt; das nahm diese sehr übel. Die Mallinger war eine vortreffliche Künstlerin, die ich sehr hoch schätzte. Von dem dämonischen Feuer der Lucca hatte sie keinen Funken.

Digitized by Google

ich nicht besser beschreiben, als durch Wiederholung einiger Sätze aus meinem Berichte an die „Neue freie Presse“: „Die vorgestrige Darstellung der Carmen durch Frau Lucca war entschieden die unvergleichlich großartigste Leistung — des Berliner Publikums.“ „Nach der Vorstellung stieg der Enthusiasmus einiger Verehrer bis zur Hippanthropie, eine Krankheit, bei welcher der Befallene sich für ein Pferd hält. Die Diva hatte aber mehr Vertrauen zu den geborenen Vierfüßlern. Ich denke, sie wird mit der Aufnahme zufrieden sein und uns all' ihre früheren Launen verzeihen.“ Auch eine interessante historische Thatsache, die ich in jenem Berichte erzählte, mag hier wiederholt werden: In den fünfziger Jahren weigerte sich eine Sängerin der Wiener Hofoper, die unter ihrem Range stehende Partie der Kranzjungfer im „Freischütz“ zu singen; statt ihrer wurde rasch eine kleine bildhübsche Choristin mit dem Liede betraut, die ungemein gefiel. Die Choristin war Pauline Lucca; jene Sängerin heißt heute — Amalie Joachim. Seit der Zeit, da ich diese Zeilen geschrieben, sind zehn Jahre verflossen; Amalie Joachim, die ältere der beiden, ist noch immer eine unvergleichliche Künstlerin; Frau Lucca ist von der Bühne zurückgetreten.

Sie ist sich immer gleich geblieben in der künstlerischen Rücksichtslosigkeit. Im Jahre 1883 sang sie die Zerline im „Don Juan.“ Ihr begeistertster Verehrer, Dr. Gumprecht, Berichterstatter der „Nationalzeitung“, mußte eingestehen, daß sie „den Taktstock zerbrochen und in die Koulissen geworfen hat,“ und daß in der ersten Arie „der Cellist unmöglich dem Ritardando folgen konnte.“ Auch Prof. Engel von der „Voss. Ztg.“, der ebenfalls zu den Verehrern der Lucca zählte, konnte seine Bedenken gegen den immerwährenden Tempowechsel nicht zurückhalten. Ich schrieb da-

Digitized by Google

mals: „Wer neben der gefeierten Künstlerin zufällig auch Mozarts Musik hören wollte, der mußte gleich uns finden, daß Mozarts Musik al Fra Diavolo ging.“ Und weiter: „Für die Lucca spricht ein großer maßgebender Kritikus, der Theaterkassierer. Seine Kritik besteht in einem Worte: „Ausverkauft.“ L'art (nicht l'or) est une chimère hat einmal Berlioz in einem Artikel über die hohen Honorare der Sänger gesagt, und bei Mars und Plutus, den Göttern der Garde und der Finanz, der Mann hat Recht.“

Der Wahrheit gemäß muß ich jedoch beifügen, daß die Leistung der Lucca als „Carmen“ eine unvergleichliche gewesen ist. Alle Sängerinnen, die nach ihr in dieser Rolle erschienen sind, konnten auch nicht annähernd die Wirkung erreichen, noch weniger aber vermochte die Sängerin der Berliner Hofoper, die vor dem Auftreten der Lucca die Carmen zuerst gegeben (nach dem Theaterjargon creirt) hat, Fräulein Tagliana, nachher noch Interesse zu erregen. Sie war eine recht anmutige Erscheinung, mit einem kleinen, recht hübsch klingenden Stimmchen und lebhaftem Spiele, paßte vortrefflich für neckische Rollen, aber durchaus nicht für solche, die höhere Ansprüche an Auffassung und Spiel stellten. Ihre Laufbahn war eine merkwürdige. Nachdem sie einige Jahre in Wien an der Hofoper angestellt gewesen, ward sie 1878 nach Berlin berufen. Noch vor ihrem Auftreten gab es eine Masse Erzählungen über diese neue Sängerin, welche das Interesse der eleganten Kreise sehr stark erregten; nach den in Umlauf gebrachten Schilderungen mußte sie eine Sirene sein, deren Zauber keiner widerstehen konnte und die auf allerhöchsten Wunsch von Wien entfernt worden war, damit sie nicht zuviel Unheil anrichte. Ich konnte mich zuerst des Gedankens nicht erwehren, daß diese Erzählungen großenteils aus der Erfindung der Künstlerin

Digitized by Google

selbst stammten und gut berechnet waren, um die Neugierde zu reizen. Aber was sie in Berlin in kürzester Zeit erreichte, ihre Erfolge beim Publikum und in der höchsten Gesellschaft, die Ernennung zur Kammersängerin u. s. w. bewies, daß die Fama nur wenig übertrieben hatte. Jedenfalls war es jedoch nicht ihre Stimme und die künstlerischen Leistungen, welche den Sirenenzauber ausübten. Im Jahre 1882 verließ sie die Hofoper, nachdem ihre Bühnenerfolge sich nicht mehr so angenehm gestalteten, wie zu Anfang.

Aus dem Jahre 1880 erinnere ich mich noch eines Zwischenfalls, der mir jetzt nur noch komisch erscheint, damals aber eine andere Wirkung erzeugte. In der Königlichen Bibliothek näherte sich mir ein Herr mit der Frage, ob ich englisch spräche und ihm Auskunft über etwas geben könne. Es war Master, später durch Verleihung des Adels Sir George Grove, Herausgeber des englischen Musiklexikons. Er stellte ziemlich viele Fragen, die ich nach bestem Wissen beantwortete; einige Tage nach dieser Begegnung verließ er Berlin. Aber von Wien aus schrieb er mir am 4. Septb. 1880 das Ersuchen, ich solle doch in Erfahrung bringen und ihm mitteilen, wann die Partitur von Mendelssohns Paulus veröffentlicht ward und ob die Balletmusik von Rubinsteins „Nero" zu haben wäre. Dann sollte ich ihm für sein Dictionary eine Biographie von Julius Rietz schreiben. Das war gleich ein ganzes Pack Aufträge; ich unterzog mich ihnen thörichterweise, nur das Abfassen der Rietz-Biographie lehnte ich dankend ab, weil mir Zeit, Material und auch die Lust fehlten. Die richtigen Daten bezüglich des „Paulus" waren nur von dem Verleger Simrock zu erlangen und dieser mußte erst die in Bonn aufbewahrten Hausarchive nachsehen lassen, bevor er endgiltigen Bescheid gab. Um die

Digitized by Google

„Nero"-Musik mußte nach Leipzig geschrieben werden. Mr. Grove war ungeduldig, als er nicht gleich Antwort erhielt; aber schon am 24. September, also zwanzig Tage nach seinem ersten Schreiben, sandte er mir eine Postkarte, die mit den Worten beginnt: „Vielen Dank (Many thanks) für Ihre Briefe und all Ihre Mühe" (for all your trouble). Und als sein Lexikon erschien, stand mein Name nicht darin, obwohl er von mir einen Beitrag für denselben verlangt hatte. Ist das nicht recht amüsant?!

Digitized by Google

XX. Kapitel.

Einiges über den Antisemitismus, deutsch Judenhetze.

Mit dem Jahre 1880 traten die ersten Anzeichen jener Bewegung hervor, die unter schön klingenden Namen „Christlich-sozial," „Deutsch-konservativ," „Antisemitismus" eine zweifache Aufgabe verfolgen. Die Hauptführer dieser Bewegung stacheln einerseits die niedrigsten Leidenschaften des Pöbels gegen die Juden auf und suchen andererseits, durch allerhand Mittelchen, einen Druck auf die Regierungen auszuüben, um, wenn auch nicht die Aufhebung der staatsbürgerlichen Rechte der Juden, doch ihre Entfernung von allen staatlichen Ämtern zu erzielen. In der eifrigsten Erfüllung dieser Aufgabe gehen große Herren mit dem gemeinsten Gesindel Hand in Hand.

Viel ist schon geschrieben worden gegen diese Epidemie, die immer weiter um sich greift, und viel wird noch geschrieben werden; aber sie ist jetzt unausrottbar und wird vielleicht erst in der zweiten Generation weniger verbreitet sein, wenn die Menschen sich nach einer anderen Aufregung umsehen, oder wenn ein Krieg sie zwingt sich ihrer Haut zu wehren und Jedem freundlich zu begegnen, der ihnen mit

Digitized by Google

den Waffen in seiner Hand oder mit Geld aus seiner Tasche behilflich sein kann.

Lange vor dem Ausbruche dieser Bewegung, lange bevor der Pseudo-Luther Stöcker, der in den siebziger Jahren so schön stille war, seine großen Reden hielt, und bevor der Herr Professor von Treitschke seine Gelehrsamkeit gegen die Juden losließ, habe ich über die Gründe nachgedacht, welche den Juden soviel Gegnerschaft, soviel Haß zuziehen konnten, wieso es kommt, daß selbst Leute, die nicht zu den unanständigen gerechnet werden können, mit dem gemeinen Gesindel sympathisieren, sobald es sich um Kundgebungen gegen die Juden handelt? Ich will versuchen, die Gründe kurz und klar darzulegen, auch im vorhinein erklären, daß zwar die meisten dieser Gründe auf Seiten der Rohheit, Gemeinheit und Inhumanität, aber nicht wenige auch auf Seiten des Judentums liegen. Fangen wir mit dem gebildeten Antisemitismus an. Eine alte Erfahrung lehrt, daß niedrigen Leidenschaften, wenn sie in höhere Regionen steigen, ein paar Lappen Philosophie und Kulturgeschichte umgehängt werden, damit sie auch in anständiger Gesellschaft paradieren können. Gleichwie die größten Greuelthaten verübt worden sind im Namen der Religion „zur größeren Ehre Gottes", im Namen der Freiheit, der Menschenrechte, oder der sittlichen Ordnung und des Königtums von Gottes Gnaden, so ergeht sich jetzt der Antisemitismus der „gebildeteren" Kreise in allerhand ethischen Kulturphrasen von germanischem nationalem Bewußtsein, von kultureller Gefahr, von Überwuchern des jüdischen Elementes in den höheren Lehranstalten u. s. w. Diese Art der „gebildeten" Kampfesweise treibt mitunter die allersonderbarsten Blüten. Hier zwei Beispiele. Meiner Überzeugung nach ist Prof. v. Treitschke ein ehrenhafter, ja sogar ein eher wohl- als übelwollender Mann; seine Ab-

Digitized by Google

neigung gegen die Juden scheint mir eher ästhetischen und litterarischen Beweggründen, einem Unwillen gegen einen Teil der jüdischen Presse, als moralischen, staatlichen zu entstammen. Nun, dieser ehrenhafte Mann, Professor an der Universität, Preußischer Historiograph, hat in einem seiner Artikel gegen die Juden als Beweis für seine Ansichten erzählt, es seien ihm Zustimmungsschreiben von sehr vielen Leuten zugekommen; diese hätten ihn jedoch gebeten, ihre Namen nicht zu nennen, weil ihnen das bei den Juden schaden, ihre Geschäfte beeinträchtigen würde. Nun, daß es Leute giebt, die gern gute Geschäfte mit und durch Juden machen, wenn sie diese auch an den Galgen wünschen, finde ich ganz natürlich. Daß aber ein deutscher Professor und Historiograph solcher Feigheit Vorschub leistet, ja, sie noch als Beweis für seine Überzeugung anführt, erscheint mir unbegreiflich. Denn Mut und Offenheit ist doch die erste Bedingung des echten deutschen Charakters. Zweites Beispiel: Der sehr belesene und geistreiche Verfasser des Buches „Rembrandt als Erzieher," das über vierzig Auflagen erlebt hat, mit dem ich mich gelegentlich weitläufiger zu beschäftigen gedenke, hüllt seinen sehr entschiedenen Antisemitismus in die schöne Phrase „Deutschland für die Deutschen." Die logische Folgerung dieses Satzes ist „Ungarn für die Magyaren, Polen für die Masuren,*) Rußland für die Moskowiten" — muß der edle Erzieher nicht die Russifizierung der Ostseeprovinzen ganz richtig finden? Es ist

*) Anfangs 1849 wurde im Kremsierer österreichischen konstituierenden Reichstage bei Gelegenheit einer Beratung über Kreisordnung das „Amendement" eingebracht, daß die Gemeinden über die Aufnahme neuer Mitglieder zu entscheiden hätten. Alle Deutschen von der rechten Seite des Hauses stimmten dagegen, nur einige slavische Abgeordnete erhoben sich dafür, unter ihnen der höchstkonservative, erzkatholische,

Digitized by Google

jetzt aber nun einmal Mode, antisemitisch zu sein, und ein großer Teil der hoffnungsvollen deutschen jungen Studentenschaft scheint ja den Schwerpunkt ihres Studiums vorzugsweise in die Judenhatz zu legen; ob sie den unangenehmen Juden, von dem ich weiter unten reden werde, oder den sparsamen, nicht kneipenden, fleißig studierenden und daher im Amte rascher vorwärts kommenden Juden bekämpfen, kann hier nicht gründlich untersucht werden. Was nun die Beschuldigungen von Knabenmord, von „Christenblut" zur Verwendung beim Ostergebäck u. dgl. betrifft, so glaubt wohl heute mit Ausnahme einiger von Pfaffen fanatisierter, auf niedrigster Bildungsstufe stehender Menschen, Niemand daran, die Haupt-Anschuldiger gewiß nicht; sie wissen ganz genau, daß sie nur eine niederträchtige Lüge als guten Hebel für ihre Zwecke gebrauchen. Im Mittelalter, als die Einbildungskraft immer auf das höchste erregt, als auch Glaubensfanatismus noch in Wahrhaftigkeit und Überzeugung vorhanden, als das Christentum noch nicht wie jetzt Gegenstand persönlicher Auslegungen war, da erschienen die gräßlichen Judenverfolgungen einigermaßen, wie soll ich sagen, moralisch verständlich. Daher sind mir die Flagellanten und sonstigen Juden-Totschläger des Mittelalters noch achtbarer, als die Pickenbach, Böckel, Heinsius, Liebermann, Ahlwardt, ja selbst als der Pseudo-Luther, Herr Stöcker; denn wenn es unter ihnen auch manche Schurken gab, die gleich den jetzigen Wühlern nur

legitimistische, polnische Graf —i, der sich mit mir öfters über Musik und Ästhetik unterhielt. Er sprach nur französisch oder polnisch, niemals deutsch. Nach der Sitzung meinte ich scherzend: „Eh bien, vous avez fait de la politique de clocher?" — „Certainement," lautete die Antwort, „nous ne voulons pas que ces bougres d'Allemands prennent le dessus dans nos villages."

Digitized by Google

aus niedrigsten, eigensüchtigsten Motiven handelten, so bestand doch die übergroße Mehrzahl aus religiös-fanatisierten Menschen, in denen die Überzeugung lebte, daß sie bei der Tötung der Juden ein gottgefälliges, ein christliches Werk ausübten. Was von manchen Leuten über den Talmud und dessen Vorschriften gegen die Christen gesagt wird, darüber kann ich nicht urteilen; doch sicher ist eines: die Gräuel, die über die Albigenser verhängt wurden, — „schlagt nur Alle tot", sagte der fromme Bischof Arnold, „Gott wird die Seinen schon herausfinden —" die Inquisition, die Verbrennung von tausenden Ketzern, die Hexenprozesse, die Verwüstung hundert von blühenden Städten und Dörfern, der Königsmord des Ravaillac, alles das ist im Namen des Christentums geschehen; wer wagt es deshalb die christliche Religion anzuklagen? Aber der Talmud, über den nur ganz unparteiische Schriftgelehrte zu urteilen vermögen, der soll schlechte Thaten gegen Christen predigen? Weiter heißt es noch: „Die Juden haben einen Gott für sich". Nun frage ich: Wenn der Papst an den hochseligen Kaiser Wilhelm schrieb: „Jeder der getauft ist, gehört eigentlich dem Papste", ist das nicht eine größere Anmaßung, als wenn der Rabbiner wirklich dem ungebildeten Juden von einem alleinigen jüdischen Gotte vorschwatzt; wenn die katholische Kirche sich die „allein selig machende" nennt, ist das etwa besser als der jüdische Glaube?

Daß die Juden Wucher trieben und noch treiben, kann ebenso wenig geleugnet werden, als daß ein Volk, dem bis fast in die Mitte des Jahrhunderts jede andere Laufbahn, als die des Gelderwerbes verschlossen war, diesen mit allen Mitteln betreiben mußte. Ob die christlichen „Halsabschneider" weniger Prozente nehmen? Die gerichtlichen Verhandlungen gegen solche, die ich hier und da flüchtig gelesen habe, ließen keinen Unterschied zwischen ihnen und Juden erkennen.

Digitized by Google

Ein beliebtes Stichwort lautet auch: Der Jude hat kein Vaterlandsgefühl. Hat vielleicht irgend ein Jude in dem Kriege von 1866 und 1870 als Soldat weniger tapfer gekämpft als seine christlichen Waffenbrüder? Wäre ein solcher Fall vorgekommen, so würden gewiß die edlen Judenhatz-Zeitungsmänner schon lange alle Einzelheiten in die Welt posaunt haben. Aber ich erinnere mich nur, daß 1870 in der Kreuzzeitung der Kommandant und das Offizier-Korps eines Regiments einem jüdischen Offizier (wenn ich nicht sehr irre hieß er Fleckles) einen sehr ehrenden Nachruf gewidmet haben, daß 1866 die jüdischen Kommis eines Geschäftes den Tod eines Kollegen angezeigt haben, der in der Schlacht seinen verwundeten Hauptmann vom Felde wegtrug und dabei selbst den Ehrentod fand.

Aber was ich hier sage, wissen gar viele Antisemiten ganz gut, am besten gerade die verkommenen niederen Subjekte, die nie aus der dunkeln Niedrigkeit, in der sie früher lebten, emporkriechen und zu irgend einer Bedeutung, ja nur zur Nennung ihres Namens gelangen konnten, wenn sie sich nicht durch das Manöver der „christlich sozialen" Judenhetz bemerkbar machten. Aber es giebt auch besser Denkende und Fühlende, die eine starke Abneigung gegen die Juden aus keinem anderen Grunde hegen, als weil sie eben von Jugend an auf diese schimpfen hören. Ich habe in meiner Künstlerlaufbahn in jungen Jahren genug wohl erzogene junge Damen kennen gelernt, in deren Familien Juden nie verkehrten, die von Juden verächtlich sprachen, bloß weil sie eben von Schmul und Itzig reden hörten, und ganz erstaunt waren, als ich meine Abstammung zu erkennen gab! Und eine junge jüdische Dame, die um ihrer „christlichen" Schönheit, um ihres klassischen Profiles willen berühmt war, erzählte mir vor einigen Jahren, sie sei zur

Digitized by Google

Zeit, als die Schimpferei auf die Juden in Mode kam, in einer großen Abendgesellschaft von einem adeligen Offizier zu Tische geführt worden. Dieser habe in einem fort über das „Judenthema“ gesprochen, bis sie ihm erklärte, daß auch sie dem verpönten Stamme angehöre. Darauf schwieg er still, sprach aber auch kein Wort mehr mit ihr, brachte sie nach dem Abendessen wieder in den Saal und verbeugte sich kaum. Als der hochselige Kaiser Friedrich, dieser edelste Ultra-Optimist, dem Reichsgerichts-Präsidenten Simson den Schwarzen Adlerorden verlieh, sagte mir die Tochter eines hochgestellten Herrn in Gegenwart ihrer Mutter: „Wissen Sie, Herr Professor, wir haben bisher mit den X. und Y. — sie nannte zwei jüdische Familien — in gutem Verkehr gestanden, weil sie nett und bescheiden waren, und wir keine Vorurteile hegen. Aber wenn der Kaiser den Juden den Schwarzen Adlerorden giebt, dann stehen sie über uns und dann will Papa mit ihnen nichts mehr zu thun haben. Wir wissen, wie Sie denken und haben alle Ihre liebe kranke Frau, die ja Christin ist, herzlich gern, sonst“ — — Ich unterbrach sie und sagte: „„Gnädiges Fräulein, ich danke Ihnen für die gute Meinung, betrachte aber Ihre Mitteilung als indirekte Aufforderung, Ihr geehrtes Haus zu meiden““. Am nächsten Tage gab der älteste Sohn des Hauses seine Karte bei mir ab. Ich stattete für diese echt vornehme Art der Anerkennung meinen Dank persönlich ab, habe aber nachher keinen Fuß mehr über die Schwelle des Hauses gesetzt. Der Vater ist gestorben, die Tochter ist verheiratet, die Familie lebt nicht mehr in Berlin.

Der Antisemitismus ist ein tief wurzelndes Übel und unausrottbar. Die Regierung konnte allerdings die Ausschreitungen verhindern, wenn sie gleich beim Beginne der Wühlereien den jüdischen Staatsangehörigen Schutz verlieh und

Digitized by Google

nicht erst dann entschieden auftrat, als die Angriffe nicht mehr gegen die Juden allein gerichtet wurden. Jetzt, wo die Fluten über die Dämme gestiegen sind, kann sie wenig mehr ausrichten; ist einmal die Bestialität, die in den meisten Menschen schlummert, aufgerüttelt, dann kann sie nur durch das energische Zusammenhalten der Besseren einigermaßen im Zaum gehalten werden. Aber das Fatum muß sich erst erfüllen.

Aber die Juden selbst sind durchaus nicht von aller Schuld freizusprechen, und gerade das moderne Judentum, „Jung Israel," wie ich es nannte, hat am meisten beigetragen, auch in solchen Kreisen, die sich dem herkömmlichen Judenhasse gegenüber gleichgiltig verhielten, die Abneigung wieder zu erwecken und anzufachen. Der gedrückte Jude konnte Anspruch auf eine gewisse Teilnahme erheben und hatte sie auch gefunden; der ganz Freigewordene, Gleichberechtigte, zu Reichtum, Ehren und Einfluß Gelangte vergaß ganz und gar seine Vergangenheit, seine Selbstpflicht und geberdete sich als der Herr der Situation. Ich habe ja aus den in diesem Buche angeführten Teilen meiner „Stimmungsbilder aus Berlin" von den Jahren 1872—73 mein Urteil über diese Wandlung dargelegt, muß aber nochmals darauf zurückkommen. Das seltsame Gemisch von Überhebung und Mangel an Selbstbewußtsein, von Vordringlichkeit und Schweifwedelei, von Arroganz gegen den weniger Reichen und Bescheideneren, Unterthänigkeit gegen die Vornehmeren die man zu gewinnen hoffte, mußte selbst nicht Übelwollende mißstimmen. Der ungeheure, zur Schau getragene Luxus, die maßlose Prunksucht, mit welcher Leute sich bemerkbar machten, die noch nicht lange vorher in recht bescheidenen Verhältnissen gelebt hatten, die eigentümliche Art, mit welcher manche jüdische junge Herren sich als

Digitized by Google

Mäcene der Kunst aufspielten, während sie selbst über sehr wenig Bildung und Kunstverständnis zu verfügen hatten, mußten den Spott aller Derer hervorrufen, die auf solche Protektion nicht angewiesen waren, oder gleich mir ein sehr geringes Einkommen dem Gelderwerbe durch solche Protektion vorzogen. Das Hinauftreiben aller Preise, die schwindelhafte Steigerung der Mieten, die Häuser-Spekulationswut war zwar eine natürliche Folge des Geldzuflusses aus Frankreich, wurde aber durch die Juden in sichtbarerer Weise befördert als durch die Christen.*) Alle die Mitglieder der gebildeten Gesellschaft, die von einem bestimmten Einkommen, von ihrem Gehalte leben mußten, Beamte, Offiziere, Professoren u. s. w., welchen die ungeheure Vermehrung der Ausgaben Schwierigkeiten des Haushaltes brachte, wurden von Unwillen gegen die Juden erfüllt, denen allein sie all' das Übel zuschrieben und deren Gebahren diesen nicht ganz gerechten Vorwurf als vollkommen berechtigt erscheinen ließ. Ich kann die Stimmung jener Zeit gegen die Juden gar nicht besser schildern, als durch den Hinweis auf die Beschreibung, die Macaulay in seinem Essay »Lord Clive«, von der Wut (outcry) giebt, mit welcher die englische Nation alle die in Indien reich gewordenen englischen Abenteurer betrachtete, die „Nabobs", die in der Heimat die alte Aristokratie im Luxus und Hochmut übertrafen.

Aber nicht blos in gesellschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen haben die Juden Feindschaft erzeugt, sondern noch mehr in den geistigen, in der Litteratur und ganz be-

*) Ich wohnte 1872 in der Wilhelmstraße Nr. 82; das Haus wurde binnen acht Monaten viermal verkauft, immer zu einem höheren Preise; der letzte Käufer war ein frommer Christ, der steigerte die Mieten um 75 Proz. Seither hat das Kriegsministerium das Gebäude erstanden und neugebaut.

Digitized by Google

sonders in der schönwissenschaftlichen. Wenn die jüdische Presse entschieden liberal war und ist, und oft herausfordernd auftrat, so hat sie das ganz allein mit ihrer Überzeugung abzumachen, ohne weitere Rücksicht zu nehmen. Das sage ich, der nicht liberal Denkende. In der Politik muß Jeder zu der Fahne der Partei stehen, die nach seinen Ansichten die richtigen Grundsätze vertritt, und was den Ton betrifft, in welchem die verschiedenen politischen Glaubensbekenntnisse abgesungen werden, so liefern gerade manche hochkonservative, von der besten Gesellschaft gelesene Zeitungen das Muster der allerunvornehmsten Schreibart. Aber die Beurteilung der Kunst-, Wissenschaft- und schöngeistigen Erzeugnisse unterliegt unwandelbaren Gesetzen des Anstandes und des guten Tones, die nicht verletzt werden dürfen; und auf diesem Felde haben jüdische talentvolle Litteraten dem Antisemitismus der gebildeten Kreise die besten Dienste geleistet. Die witzelnde, oberflächliche, auf überraschende Einfälle und Redewendungen zugespitzte Manier, die herzlose, zersetzende Kritik, der es nur darauf ankommt, recht viel blendenden Schein zu erzeugen, wird fast ausschließlich von jüdischen Schriftstellern gehandhabt; sie findet ganz gewiß einen viel größeren Kreis unter all' den Lesern, die vor Allem amüsiert sein wollen; aber sie erzeugt auch jenen „latenten Antisemitismus" von dem ein warmer Freund der Juden, der verstorbene Professor von Holtzendorff, spricht*), und der viel gefährlicher ist, als der offen auftretende. Dieser kann bekämpft werden, seine rohen Ausschreitungen sind zuletzt den Regierungskreisen sehr unangenehm und nötigen sie zu Erklärungen und Maßregeln; aber jener wirkt im Geheimen,

*) In dem von J. Singer veröffentlichten Buche: „Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage."

Digitized by Google

ihm ist nicht beizukommen; und leider sind die Thatsachen die er als Ursachen angiebt, nicht wegzuleugnen. Diese Litteratur findet ihr Echo auch in den Kreisen der gebildeteren jüngeren Banquiers, von denen manche zu den schlimmsten Vertretern des neumodischen Judentums gehören. Die noch im alten Glauben erzogenen Juden waren viel bessere Menschen, als diese neumodischen Sportsmen; sie genossen ihren Reichtum, sie hatten ein warmes Herz für den Leidenden, eine offene Hand für die Armut, ohne damit zu prunken, und merkwürdigerweise viel mehr wahre Achtung für die Bildung, als die modernen, die nur den Berühmten oder Unterhaltenden schätzen*). Und zwischen dieser Gattung Neujuden und der eben beschriebenen Litteratur herrscht eine zärtliche Wechselwirkung; das waren auch die Leute, welche da sagten: „Das tangiert uns nicht", als die ersten Angriffe des Antisemitismus begannen, die sich zu hoch stehend dünkten, als daß sie darunter leiden konnten! Jetzt haben sie freilich erfahren müssen, daß ihr Cavalierspielen sie doch nicht schützte.

Nachdem ich nunmehr meine Meinung über die Fehler der Juden offen und rücksichtslos ausgesprochen habe, komme ich nochmals auf meine erste Behauptung zurück, daß die übergroße Mehrzahl der Antisemiten nur von unlauteren niedrigen Motiven ausgehen, und daß die ganze Bewegung vor Allem dahin strebt, aus den wilden Leidenschaften der Masse

*) Zu den wenigen Leuten, mit denen ich in den letzten Jahren verkehrte, gehörte ein alter 72jähriger Jude, mein guter lieber, vor drei Monaten verstorbener Freund Siegfried Goldstein. Er war gar nicht gebildet und sehr berechnend, gewann mir fast immer Geld im Ecarté oder Franzefuß ab, da er großes Geschick mit vielem Glücke verband. Aber es lag in seinem Wesen eine lebhafte Herzlichkeit und Aufrichtigkeit, die meine Freundschaft gewann. Mit ihm konnte ich mich zurecht finden, mit den Neumodischen vermag ich es nicht.

Digitized by Google

Vorteil zu ziehen. Der Antisemitismus hat die Kulturfortschritte der deutschen Nation auf Jahrzehnte aufgehalten und in vielen anständig denkenden und fühlenden Juden das bittere Gefühl erzeugt, daß auch die treueste Pflichterfüllung gegen das Vaterland nicht imstande ist, vor Roheit und Niedertracht zu schützen. Die beste Lösung der Judenfrage wäre freilich, wenn die Juden alle zum Christentum übergingen und die getauften Männer Ehen mit Christinnen schlössen. Aber gerade diese Lösung findet viel Widerspruch auf verschiedenen Seiten. Viele Juden halten fest an ihrem Glauben, der jetzt durch die Verfolgungen eine Art von Märtyrertum geworden ist; auch sorgen ja die polnischen Rabbiner gleich den orthodoxen Pfaffen aller Glaubensbekenntnisse dafür, daß ihnen die Herrschaft über die ungebildete Masse ja nicht verloren gehe. Ob die von mancher Seite angestrebte Reform der Einrichtung der Feste, die Verlegung der Sabbathfeier auf den Sonntag, das Aufgeben des widersinnigen Schächtens, der Absonderung in den Nahrungsgewohnheiten eine ernstliche und dauerhafte versöhnliche Wirkung erzielen wird, muß die Folge lehren. Vor der Hand ist der Antisemitismus im Wachsen und kein nahes Ende abzusehen. Ich werde eine Besserung dieser Zustände nicht erleben. Vielleicht bietet ein nächster Krieg den Juden Gelegenheit zum Beweise, daß sie gute Deutsche sind. Bis dahin aber mögen die besseren unter ihnen wirken, daß jene Eigentümlichkeiten im Verkehre und in der geistigen Thätigkeit, die Abneigung erzeugen, nach und nach beseitigt werden. Hier kann nur die Selbsthilfe wirken.

Digitized by Google

XXI. Kapitel.

Mailänder Erinnerungen. Das Wagner-Theater des Herrn Direktor Angelo Neumann. (1881—1882).

Im Mai 1881 kam der Direktor des Leipziger Stadttheaters Herr Angelo Neumann mit seinem „Wagner-Theater" nach Berlin und führte den ganzen Cyclus „Ring des Nibelungen" im Victoria-Theater vor. Trotz der hohen Eintrittspreise war das Theater immer überfüllt und der Erfolg ein vollkommener. Richard Wagner, der gleich am ersten Abende in einer Loge erschien, wurde mit Hochrufen empfangen und mit allen möglichen Ovationen gefeiert.

Im Juni des Jahres fuhr ich nach Mailand zu dem dort gleichzeitig mit der italienischen Ausstellung stattfindenden litterarischen und musikalischen Kongresse. Auf der Hinreise verweilte ich einige Tage in München, um einen Gönner aus früherer Zeit, Professor von Holtzendorff, (†) zu besuchen, mich Paul Heyse vorzustellen, für den Lindau mir ein Empfehlungsschreiben gegeben hatte, und der Frau Professor Pringsheim, der schönen und geistvollen Tochter Dohms meine Huldigung darzubringen. Meine Ankunft fiel mit dem Sommerfeste der „Zwanglosen" zusammen, einer aus

Digitized by Google

Professoren, Galleriedirektoren und Künstlern gebildeten Gesellschaft. Holtzendorff führte mich als Gast ein; der beabsichtigte Nachmittags-Spaziergang an den Starnberger See mußte wegen des Regenwetters ausfallen, ich spielte auf einem alten Flügel ein paar Sonaten von Beethoven, der alte liebenswürdige Dichter Fr. v. Kobell schenkte mir das Gedicht, das er eigens für den Tag verfaßt hatte, es war auf die Rückseite einer Einladung zum Souper des Herzogs „Maximilian in Bayern" geschrieben.

Aus jenen Tagen ist mir ganz besonders eine merkwürdige Mitteilung Holtzendorffs über König Ludwig II. erinnerlich, dessen eigentümliche Lebensweise schon damals die seltsamsten Gerüchte und Auslegungen veranlaßte. Holtzendorff war eines Tages zum Könige berufen, um über einen Gesetzentwurf Vortrag zu halten. Man führte ihn in einen Saal vor die Thür eines Zimmers, an dessen Eingang sich eine spanische Wand befand; hinter dieser stand der König, bedeutete ihm, mit dem Vortrage zu beginnen und blieb während der ganzen Zeit, als Holtzendorff sprach, unsichtbar und vollkommen schweigsam. Als der Vortrag geendet war, dankte er und schloß die Thür, ohne sich zu zeigen. Am nächsten Tage erhielt Holtzendorff ein Schreiben des Königs über den Vortrag, das ihn aufs höchste überraschte und erstaunte. Jeder wichtige Punkt war erwähnt, die Bemerkungen über manche Einzelheiten zeugten von großer Kraft und Schärfe der Auffassung und von klarstem Verständnis der Verhältnisse; kein erfahrener Jurist konnte richtiger urteilen und seine Ansichten klarer darlegen. Die immer wachsende Menschenscheu des genialen Monarchen erklärte Holtzendorff aus psychologisch-physiologischen Ursachen; er ahnte ein trübes Ende.

Paul Heyse litt an einem lahmen Fuße, war, wie er

Digitized by Google

mir schrieb, „ein hinkender armer Teufel;“ ich besuchte ihn einige Male. Er gehört zu den sehr seltenen Menschen, deren Benehmen edle Männlichkeit, natürliche und ganz ungezwungene Liebenswürdigkeit erkennen läßt. Ich war bei meinem ersten Besuche nicht ohne einige Besorgnis in das Haus getreten, daß der Mensch vielleicht nicht dieselbe Verehrung in mir erwecken dürfte, die ich dem Dichter weihte; aber Heyses Persönlichkeit erschien mir so entzückend wie seine Novellen. Der Brief, in dem er mir „Reisesegen und Dank für mein Feuilleton“ (über die Nibelungenvorstellungen des Angelo-Neumannschen Wagnertheaters) sandte, gehört zu meinen kostbarsten Autographieen.

Ende Mai 1881 kam ich mit drei Empfehlungsschreiben nach Mailand, zwei von Professor von Holtzendorff an den Abbate Buccellati, den »sommo idealista«, wie ihn die Mailänder nannten, und an den Nationalökonomen Ferraris, und einem von Lindau an seinen Schwager Herrn Vivanti; die beiden Erstgenannten waren Professoren an der Universität in Pavia, aber zu jener Zeit nicht an ihrem Berufsorte; der Abbate weilte in Rom, von der Regierung dahin berufen, Ferraris besuchte seine Güter in Savoyen, auf denen er die besten Weine zieht. Ich traf also nur Herrn Vivanti, den Großkaufmann. Meine Hoffnung, in die wissenschaftlichen Kreise eingeführt zu werden, war sehr herabgestimmt; ich kannte eben Mailand und die großartige Gastfreundschaft seiner Bewohner noch nicht. Herr Vivanti führte mich in ein Kaffeehaus »delle Colonne«, wo der Marchese Capranica (†) jeden Morgen die Zeitungen las und stellte mich diesem vor. Der Marchese zählte zu den besseren Romanschriftstellern Italiens, seine Frau, eine ausgezeichnete Musikdilettantin, sah alle bedeutenden Männer der Kunst und Wissenschaft in ihrem Hause. Durch ihn

Digitized by Google

ward ich mit Filippi (†), dem einflußreichsten Musikkritiker bekannt; dieser, der sich mir gleich von der ersten Begegnung ganz besonders geneigt zeigte, empfahl mich dem Präsidenten der Brera-Akademie Carcano und dem Präsidenten des litterarischen Kongresses, dem Dichter Ferrari (†). Zehn Tage nach meiner Ankunft konnte ich keine Einladungen mehr annehmen, weil deren zwei für jeden Abend der nächsten Wochen auf meinem Tische lagen. Vielleicht mag der Umstand, daß ich italienisch sprach und ein paar Verse von Dante aus dem Gedächtnisse citierte, zu dieser so günstigen Aufnahme beigetragen haben. Aber der Hauptgrund lag doch in der Liebenswürdigkeit der Mailänder selbst. In einem Reisehandbuch für Italien vom Jahre 1777 „Historisch-kritische Nachrichten von Italien von Dr. Volkmann", (ich besitze es), befindet sich der Satz: Überhaupt kann man mit Grund sagen, daß die Einwohner an keinem Orte in Italien so gesellig sind und auf so großem Fuße leben wie in Mailand." Diese Worte sind noch heute vollkommen anwendbar. Mailand hat sich in den letzten 25 Jahren geistig und materiell noch großartiger entwickelt, und alle anderen Städte Italiens überflügelt. Es war ja auch von den politischen Verhältnissen ganz besonders begünstigt. Turin und Florenz, früher Residenzen, sind heute Provinzstädte; Venedig ist fast verödet, seitdem der große Strom der Reisenden den Weg nach Italien über den Sankt Gotthard oder über den Brenner nimmt. Rom ist zwar die Hauptstadt des Königreichs Italien, aber der Fremdenzufluß hat abgenommen und eine Handelsstadt ist es nie gewesen. Dagegen hat jede Veränderung, die den anderen italienischen Städten Schaden brachte, Mailands Handel und Wohlstand gehoben; besonders die Gotthardbahn, die so viele Reisende von dem Wege über den Brenner abzieht und Turin ganz

Digitized by Google

abseits liegen läßt, ist für Mailands Fremden- und Warenverkehr höchst bedeutend geworden. Die Stadt nennt sich mit Recht »capitale morale« Italiens, denn sie veröffentlicht um 60, sage sechzig Zeitungen mehr als Rom, der Hauptstadt des Reiches, und ebensoviel mehr als Turin.*) Die Mailänder Verlagshandlungen versorgen ganz Italien. In der von Hoepli (einem Schweizer) sind die meisten wissenschaftlichen Werke, darunter die berühmte Shakespeare-Übersetzung von Carcano erschienen, in neuester Zeit sogar Übersetzungen des Nibelungenliedes und des Lenauschen Faust. Der Musikverleger Ricordi ist der größte in Italien, für italienische Musik der größte in der Welt, als alleiniger Besitzer der Verdischen Opern der Beherrscher aller italienischen Operngesellschaften. Der Mailänder Sonzogno hat Mascagni, den Komponisten der Cavalleria rusticana und Leoncavallo, den Komponisten der Pagliazzi, entdeckt. Die Einkünfte der Mailänder Post- und Telegraphenanstalten übersteigen die der Hauptstadt Rom sehr bedeutend. Die Bevölkerung ist seit dreißig Jahren von 159 000 Einwohnern auf 330 000, also auf das doppelte, gestiegen.

Daß unter so günstigen allgemeinen Verhältnissen auch die Musik sorgsame Pflege findet, versteht sich, zumal bei einer italienischen Stadt, von selbst. Aber Mailand hat auch in dieser Richtung, gegenüber den anderen Städten, einen Vorsprung gewonnen, indem dort die ersten großen Instrumental-Konzerte gegeben worden sind, in welchen die Meisterwerke deutscher Komponisten zu Gehör kamen. 1864 hatte sich zu diesem Zwecke eine Società del quartetto und eine Choralgesellschaft gebildet, die Symphonie-Konzerte und Oratorien veranstaltete und fremde Künstler berief. Hans

*) Diese Ziffern sind den statistischen Angaben vom Jahre 1881 entnommen.

Digitized by Google

von Bülow hat einige dieser Konzerte dirigiert. Die „Patrioten" eiferten gegen das Überhandnehmen der deutschen Musik und bewogen das Orchester der Scala, „italienische" Konzerte zu veranstalten und sich von der Società del quartetto zu trennen. Der Energie und Ausdauer des Konsuls Struth gelang es, deren Fortbestand zu sichern und das Interesse daran rege zu erhalten; er ward in seinen Bestrebungen von dem würdigen, greisen Direktor des Konservatoriums, Bazzini, dem warmen Freunde deutscher Kunst,*) den ich noch im Mai 1892 frisch und rüstig gesehen habe, trotz seiner 75 Jahre (er ist 1818 geboren) unterstützt. Die Gesellschaft wirkt in voller Kraft, ihre Konzerte, die im Saale des Konservatoriums stattfinden, werden von der besten Gesellschaft besucht.

Für den ganz echten Mailänder giebt es allerdings nur eine Musik, die in dem Teatro della Scala aufgeführte; jeder anderen steht er ziemlich gleichgiltig gegenüber. Die erste Aufführung einer Oper oder eines Ballets in der Scala ist nicht wie in anderen Städten eine wichtige Angelegenheit für das Theaterpublikum, sondern ein Ereignis, das die ganze Bevölkerung in Aufregung versetzt und für einige Tage alle anderen Fragen in den Hintergrund stellt. In den dreißiger Jahren schrieb Liszt in einem offenen Briefe an die »Gazette musicale«: „Die Frage, gehen Sie heute in die Scala? kann nur ein Fremder stellen; ein Mailänder wird ebensogut fragen: Sind Sie lebendig?" Und im Jahre 1881 schrieb der geistreiche Feuilletonist Fontana: „Stellet

*) Bazzini hat in den vierziger Jahren Deutschland bereist, sich einige Zeit lang in Leipzig aufgehalten und überall die beste Aufnahme gefunden. In den letzten Jahren ist seine Symphonische Dichtung „Francesco de Rimini" in Berlin und anderen Städten mit günstigstem Erfolge aufgeführt worden.

Digitized by Google

drei Mailänder, ich selbst sei einer von den dreien, in die Sahara, nach einer Stunde werden Sie von der Scala reden. Es komme ein Samum und fülle ihren Mund mit tötlichem Wüstensande, ihre letzten Worte werden von einer Primadonna oder einem Sänger der vergangenen oder nächsten Stagione reden."

Bis vor wenigen Jahren ward die Musik von Richard Wagner von dem Publikum der Scala zurückgewiesen, während Lohengrin in Bologna größeren Enthusiasmus erregte. Der Grund hierfür war nicht allein darin zu suchen, daß das gelehrte Bologna (la dotta) von jeher ernster Musik bessere Aufnahme zuteil werden ließ, sondern in den Parteistellungen und besonderen persönlichen Interessen. Ricordi, der große Musikverleger, der Eigentümer der Verdischen Opern, das Haupt der „Patrioten" setzte seinen ganzen schwerwiegenden Einfluß ein, der Wagnerschen Kunst jeden Erfolg zu behindern. Aber seit zwei Jahren hat er auch den Verlag der Frau Lucca an sich gebracht und mit ihr das Eigentumsrecht der Wagnerschen Musikdramen für Italien. Und siehe da! Jetzt wird der Lohengrin in Mailand öfters gegeben und findet immer mehr und mehr Verehrer!

Obwohl nun der Mailänder gegen jeden Gebildeten, welcher Nation immer, die liebenswürdigste Gastfreundschaft übt, so ist er doch im Herzen dem Franzosen am geneigtesten. Seine romanische Abstammung, seine ganze Lebensweise bringen ihn diesem näher, als dem Deutschen. Ihm gilt Napoleon III. noch immer als sein Befreier, denn durch die Schlacht bei Solferino ist Mailand von Österreich getrennt worden, die Schlacht bei Königgrätz hat Venedig und Rom befreit: der „Tedesco" war ihm sehr unsympathisch; nach und nach gewöhnte er sich dem „Germano" mit freundlicherem Auge zu betrachten, aber dem Franzosen wird er immer den ersten Platz

Digitized by Google

in seinen Sympathien einräumen. Ein Zwischenfall beim Bankett des dramatischen Kongresses gab hierfür den besten Beweis. Der Präsident Paolo Ferrari (†) begrüßte den anwesenden Redakteur des Figaro Enault und mich mit freundlichsten Worten. Der Erstgenannte antwortete französisch mit einem „Brindisi" auf das „für immer einige Italien und Frankreich". Ich versuchte eine Rede in italienischer Sprache, wies darauf hin, daß kein Buch poetischen oder wissenschaftlichen Inhaltes in Italien erschien, das nicht in Deutschland sofort gewürdigt und ausführlich besprochen würde, daß Salvini und Rossi in Deutschland mit Enthusiasmus aufgenommen worden sind und schloß mit den Worten: „Politische Allianzen werden (si fanno) für Interessen und vorübergehende Zwecke geschlossen, aber die geistigen Bündnisse sind für alle Zeiten, ich bringe dieses Glas dem Bündnisse zwischen dem genio Italien und dem Deutschlands". Die Rede fand so vielen Beifall, daß der Graf Sola, ein sehr liebenswürdiger Kavalier, Mitglied der dramatischen Jury, sich bewogen fühlte sie in französischer Sprache zu beantworten, ihr alle Anerkennung auszusprechen, zuletzt aber, „obwohl den äußersten Mächten angehörend", das Glas auf die République des lettres zu leeren, die in Frankreich am glänzendsten vertreten ist.

Noch zwei unterhaltende kleine Zwischenfälle aus jener Zeit will ich hier erzählen: „In der Scala wurde die Somnambula gegeben, mit der Primadonna Signorina Nevada in der Titelrolle. Ich wohnte der Vorstellung in der Loge des Herrn Vivanti bei und die Primadonna erweckte plötzlich die Erinnerung einer alten Bekanntschaft in mir. Im Zwischenakte fragte ich Herrn Vivanti, ob er mich wohl auf die Bühne führen und der Primadonna vorstellen könne? Es war ihn ein Leichtes, er ließ sich durch den Regisseur Direttore della scena bei dem Vater der Signorina anmelden,

Digitized by Google

sie empfing uns in ihrem Künstlerzimmer. Ich trat vor sie und fragte: Erkennen Sie mich noch Miß Wixom? Sie starrte mich an, dann sprang sie in die Höhe und rief ihrem Vater zu: „Das ist Mr. Ehrlich!“ Dieser umarmte mich und sagte: „Endlich sehe ich doch den Mann, den meine Tochter, fast nach jedem Erfolge, als den preiset, der ihr dazu verholfen hat!“ Das verhielt sich nämlich so: Im Jahre 1877 reiste eine Gesellschaft junger Amerikanerinnen unter Führung eines Mannes nach Europa, der in Berlin mit seiner Frau ein Pensionat hielt, und alle zwei Jahre nach Amerika ging, um dort Gäste für seine Anstalt anzuwerben. Der Mann war auf dem Schiffe gestorben, die Wittwe besaß keine Mittel die Verpflichtungen ihres Mannes zu erfüllen. Die jungen Amerikanerinnen mußten bei ihrer Ankunft selbst für ihr Unterkommen sorgen. Eine von ihnen fand Aufnahme bei einer Freundin aus ihrer Heimath, die zu meinen Schülerinnen zählte und diese brachte sie zu mir. Miß Wixom war ein kleines zierliches Fräulein mit plattem Stumpfnäschen und sehr resolutem Wesen. Sie wollte italienische Sängerin werden und meinen Rat hören. All meinem Zureden, sie solle erst musikalischen Studien in Berlin obliegen und dann nach Italien gehen, setzte sie immer die eine Bemerkung entgegen, sie wolle rasch zu irgend einem Ziele gelangen und nicht zu lange Studien betreiben, deren Resultate sich erst nach Jahren bestimmen ließen. Da sagte ich ihr denn zuletzt: wenn Sie nur recht schnell italienisch singen lernen wollen, werde ich Sie meinem Freunde Marchesi in Wien empfehlen, der das am besten zu Wege bringen kann. Und so geschah es. Marchesi schrieb mir bald: »Votre protégée sans nez« ist hier; hat viel Talent, und wir denken sie zu einer tüchtigen Primadonna heranzubilden. Auch die junge Dame sandte mir nach einem Jahre einen herzlichen

Digitized by Google

Dankbrief und unterschrieb sich „Nevada"; das ist die amerikanische Provinz in der sie geboren ist; auch der Name der berühmten Sängerin Albani hat denselben Ursprung. Ich hatte nun das Alles schon lange vergessen, bis jener Abend in der Scala es mir plötzlich in Erinnerung brachte.

Eine zweite Episode aus jener Zeit, die mich direkt gar nicht berührte, hat einen noch viel romantischeren Anstrich. Am Domplatze war seit Jahren ein schönes Blumenmädchen Teresina bekannt, die ihre Gaben verschenkte; ein italienisches Blumenmädchen verkauft nie, sie bietet ohne ein Wort zu sagen ihre Blumen an und wendet sich sofort ab, wenn man ihr nicht freundlich antwortet; der Landesbrauch will, daß der Mann, der öfters Blumen von ihr nimmt, sie nach einer Zeit beschenkt. Ich habe Teresina nie gesehen, kann sie daher nicht beschreiben. Zwei Tage vor meiner Abreise durchflog die Kunde die Stadt, das Mädchen sei des Abends beim Nachhausegehen angefallen und durch einen Stich in die Wange arg verletzt worden. In einem der ersten adeligen Häuser, wo alle Künstler und Gelehrte verkehren, ward dieser Fall sehr ernsthaft besprochen, alle Damen stimmten im Lobe Teresinas überein, ihr Ruf sei unantastbar, der Angreifer müsse ein elender roher Geselle sein, ein echter italienischer Amoroso würde ein Weib ermorden, aber niemals in das Gesicht stechen. Ja, es wurde mir später von Jemandem, den kein Schatten eines Zweifels an seiner Wahrhaftigkeit treffen kann, erzählt, Teresina sei manchmal in das Theater in eine Loge getreten, in der die elegantesten Herren der Stadt saßen, diese standen auf, einer nahm ihr das Seidenmäntelchen ab, bot ihr seinen Platz an der Logenbrüstung und sein Opernglas an, sie setzte sich, folgte dem Schauspiele mit gespannter Aufmerksamkeit, ohne um sich zu blicken, als wäre sie die Herrin der Loge und hätte die Herren

Digitized by Google

als Gäste empfangen. Gegen Ende des letzten Aktes stand sie auf, ließ sich das Mäntelchen wieder umhängen, nickte mit dem Kopfe und verschwand. Keiner wagte ihr zu folgen. Ich habe nie mehr erfahren können, was aus dem Mädchen geworden ist, sie soll nach dem Attentate Mailand verlassen haben.

Ich habe oben den Namen der Frau Albani genannt; sie kam Ende 1881 nach Berlin mit direkten Empfehlungen der Königin Victoria an den Kaiserlichen Hof und wurde selbstverständlich von den Höchsten Herrschaften und der Hofgesellschaft auf das schmeichelhafteste protegiert. Sie war eine vortreffliche italienische Sängerin, doch keine besondere Individualität und ich würde hier nicht weiter von ihr sprechen, hätte sie nicht das in seiner Art merkwürdige Kunststück vollführt, daß sie ohne ein Wort deutsch zu verstehen, die Elsa im Lohengrin deutsch sang und vortrefflich! Monate lang hatte sie die Aussprache jedes einzelnen Wortes der Rolle erlernen müssen, aber es war ihr ganz gut gelungen; wer sie nicht persönlich kannte, daher nicht wußte, daß ihr das Deutsche vollkommen fremd war, mußte glauben, sie hätte schon seit Jahren Wagnersche Partien in Deutschland studiert und gesungen.

Anfangs 1882 erschien Hans v. Bülow als Herzoglich Meiningischer Intendant mit der Herzoglichen Kapelle und erregte allseitige Bewunderung. Niemand hatte vordem geahnt, daß solche Erfolge mit einer Kapelle zu erzielen wären, die zwar aus recht guten Musikern bestand, aber in Bezug auf die Bedeutung der Einzelkräfte nur als Orchester zweiten Ranges gelten konnte, auch in der Zahl ihrer Glieder nicht stärker war, als die eines kleineren Stadttheaters. Und das Genie, die Thatkraft und die Ausdauer eines einzigen Mannes hatten diese Kapelle zu Leistungen herangebildet, die

Digitized by Google

mit denen der besten aus bedeutenden Künstlern gebildeten kühn in die Schranken treten konnten, ja in Einheitlichkeit und Sicherheit des Zusammenspieles und besonders in den Nüancierungen ganz ungeahnte Wirkungen erzeugten. Der Erfolg war ein enthusiastischer.

Als interessante Neuheit stellte sich Teresina Tua vor, die reizende Geigenvirtuosin, die ungemeine Fertigkeit der Technik und Anmut des Vortrages besaß, aber auch durch den Zauber ihrer ganzen jugendlichen Erscheinung, durch die Lieblichkeit ihres ganzen Wesens das Publikum entzückte und besonders die männliche Jugend in Extase versetzte. Sie ist seither noch öfters in Berlin erschienen, hat vor zwei Jahren den mir befreundeten Grafen Franchi-Verney geheirathet, einen Edelmann aus sehr altem Geschlechte, der zu den besten Advokaten und zu den gründlichsten Musikkennern Italiens gehört und eine Zeit lang der Musikberichterstatter der offiziellen Turiner Zeitung, unter dem Pseudonym Ippolito Valetta, gewesen ist.

Im Juli 1882 bin ich nach Bayreuth gegangen, um der ersten Aufführung des Parsifal beizuwohnen. Mein Urteil über diese Schöpfung habe ich damals im „Tageblatt," „Gegenwart" und „Über Land und Meer" ausführlich dargelegt und halte es nicht für notwendig hier nochmals weitläufig darüber zu schreiben; es wäre auch nutzlos. Diejenigen, welche jede geistige Schöpfung vom Standpunkte der Kunst betrachten, zuerst das Werk und dann die Tendenz prüfen, wissen genau, welch wunderbare Schönheiten Parsifal enthält, daß er als reines Kunstwerk nicht auf der Höhe der Meistersinger und des Ringes der Nibelungen steht; diejenigen, die Alles was der Meister that von vornherein als neues Evangelium priesen, denen es eine neue Offenbarung war, als er von der im „Nibelungen" dargestellten Schopenhauerschen Selbst-

Digitized by Google

zerstörung des Willens zur Theater-Christologie überging und dabei auch die lüsternsten Szenen so meisterhaft schilderte*), diese werden nicht von ihren Überzeugungen weichen, ganz besonders jetzt nicht, wo Se. Majestät der Kaiser Wilhelm II. sich von Wagnerscher Kunst sehr eingenommen zeigt. Ich habe im Jahre 1888 eine Broschüre, einen offenen Brief an den Hof- und Garnisonprediger Dr. E. Frommel veröffentlicht: „Wagnersche Kunst und wahres Christentum"; darin ist diese Frage ausführlich behandelt.

Von Bayreuth ging ich nach Nürnberg zur Bayerischen Landesausstellung und dann über München nach Tutzing, dem Schlosse des Herrn von Hallberger, Direktor der Aktiengesellschaft „Über Land und Meer". Sein Bruder, der eigentliche Begründer des Blattes, war gestorben, er hatte keinen Sohn, nur verheiratete Töchter hinterlassen. In Tutzing traf ich Herrn und Frau Lindau mit dem Grafen Willy Bismarck, auch den damaligen Redakteur des Blattes, Herrn Hofrat Zoller, der mir immer freundlich gesinnt war. Ich schrieb damals Berichte für das Blatt „Aus dem Musikleben der Gegenwart", sechs bis acht im Jahre. So lange Zoller das Blatt leitete, blieb meine Stellung eine angenehme.

Aus meiner musikalischen und litterarischen Thätigkeit im Jahre 1882 kann ich wieder einige komische Geschichtchen erzählen. Ich hatte die Aufsätze über Musik-Ästhetik, die 1880 in Westermanns Monatsheften und in der Gegenwart erschienen waren, in ein Bändchen gesammelt, unter dem

*) „Schöne Mädchen, in flüchtig übergeworfener Kleidung, wie so eben aus dem Schlafe geschreckt" kommen und wollen Parsifal verführen, sie singen: „An deinen Busen nimm mich", „den Mund laß mich dir küssen", „Nein mich, die schönste bin ich", „Nein, ich duft' doch süßer", „Sieh, er will mich", „nein, mich"; „Vor allem möchten wir scheiden, mit dir allein zu sein".

Digitized by Google

Titel „die Musik-Ästhetik in ihrer Entwickelung von Kant bis auf die Gegenwart, ein Grundriß". Das Endwort des Titels zeigt deutlich, daß mir die Idee eine erschöpfende Abhandlung des Gegenstandes zu liefern fern lag, eine solche hätte umfangreiche Bände beansprucht; meine Absicht ging dahin, dem ernsten Leser eine Übersicht der einschlägigen Litteratur, auch der in Frankreich, Italien und England, zu geben und eine Vermittelung zwischen der sogenannten formalen und der idealen Ästhetik anzubahnen. Ich habe bewiesen, daß die erste bei allen Umschreibungen doch dem Gefühlsleben, das sich nicht formell feststellen läßt, eine sehr bedeutende Thätigkeit zugestehen muß, daß dagegen die ideale Ästhetik die rein musikalischen Formgesetze, wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelt haben, niemals außer Acht lassen darf, wenn sie wissenschaftlich zu Werke gehen will. Ich habe hierbei vor allem die epochemachende Schrift Hanslicks „Vom musikalisch Schönen" im Auge behalten, die trotz einiger bestreitbarer Einzelheiten immer eine reichste Quelle der Anregungen für Jeden bleiben wird, der sie mit ruhig forschendem Geiste, nicht mit vorgefaßten Parteigrundsätzen studiert.

Mein Buch wurde vom Verleger an die Zeitungen gesandt, einige mir bekannte Musikreferenten bat ich direkt um ihre freundliche Besprechung. Unter diesen befand sich auch Herr Professor Meinardus, der damals am „Hamburger Korrespondenten" angestellt war. Und der schrieb mir zwei Briefe, die zu charakteristisch sind, als das sie nicht zur Unterhaltung des Lesers hier angeführt werden sollten. Der erste vom 7. März 1892 beginnt: „Zwei Briefe und ein hochinteressantes Buch erinnern mich" u. s. w.", dann heißt es: „dennoch rechtfertigt es mein bethätigter guter Wille Ihnen furchtlos und zaglos in die großen strahlenden

Digitized by Google

Lichter zu schauen, die Ihren geistvollen Zügen unter dem Schutze der glänzenden Stirn so sonnigen Glanz verleihen. Mit lebhaftem Anteil habe ich ihre Ästhetik nicht allein gelesen, sondern auch eingehend darüber berichtet. Leider aber ist es im Rate der redaktionellen Götter bisher über den Abdruck noch nicht zum Thatbeschluß gediehen". Nach diesen widerwärtigen Schmeicheleien und Redensarten kommt Herr Meinardus auf den Hauptzweck des Briefes: er empfiehlt mir eine Schülerin Fräulein Post und endet wieder in gespreiztesten Worten: „Sie, sehr verehrter Herr, dem ich schon aufrichtigen Dank für wirksame Unterstützung meiner anderweitigen Bestrebungen schuldig bin, gehören zu den wohlwollenden Accoucheuren, denen man die Entbindung der Schule von einem gesunden Musikbaby gern und freudig anvertraut."

Fräulein Post kam nach Berlin; am Tage da sie in der Singakademie auftrat, erhielten die meisten Berichterstatter einen Rohrpostbrief mit 50 Mark, die ein Herr Post als Entschädigung der Mühe u. s. w. sandte. Das Geld ward selbstverständlich von Allen sofort an den Briefsteller zurückgeschickt. Mir erschien die Sache um so wunderlicher, als doch anzunehmen war, daß Herr Meinardus seiner Schülerin einige Anweisungen über ihr Verhalten in Berlin gegeben hatte, und ihm die Stellung und das Gebahren der Musikreferenten bekannt sein mußte. Fräulein Post wurde übrigens von meinen Kollegen und mir so gut beurteilt, als es nur ging, keiner von uns dachte daran, der jungen Dame die Ungeschicklichkeit ihres Bruders, der sich hinterdrein sehr demütig entschuldigte, entgelten zu lassen. Aber von Herrn Meinardus erhielt ich folgenden Brief vom 2. April, den der Leser mit dem oben angeführten vergleichen möge: (ohne Anrede) „Endlich wird auch der erfreut, der's erwarten

Digitized by Google

kann. Lassen Sie sich von der Expedition des Hamburger Correspondenten u. s. w. In Betreff meiner Auffassung beziehe ich mich auf das allbewährte Axiom: „„Ehrlich währt am längsten““, was ich Ihnen von Herzen wünsche; Au! — Mit vollem Respekt Meinardus.“

Ist ein Vergleich dieser beiden Schreiben nicht höchst amüsant? Daß die Kritik meines „hochinteressanten“ Buches aus der Feder des Herrn Meinardus seinem zweiten Briefe entsprach, versteht sich von selbst; er nannte es eine »causerie«. Der große Ästhetiker Fr. Vischer dagegen schrieb mir unterm 22. Mai 1882: „Ich sehe, auf wie ungemeiner Belesenheit und Sachkenntnis Ihre Schrift beruht, und zweifle nicht, daß ich daraus lernen werde“. So urteilte ein großer Gelehrter, dem ich nicht an die Kniee reichte!

Der Leser möge jedoch über Herrn Meinardus ja nicht zu streng urteilen, ich werde ihm von seinem Nachfolger, dem Herrn Professor Sittard, ein noch viel hübscheres Stücklein erzählen.

Nebenbei sei hier noch angeführt, daß ich in jenen Jahren ein Heft Etuden unter dem Titel „Der musikalische Anschlag“ herausgegeben habe; sie sind vom Wiener und Petersburger Conservatorium offiziell in den Lehrplan aufgenommen worden, in Deutschland unbeachtet geblieben.

Digitized by Google

XXII. Kapitel.

1883—1886.

Im Jahre 1883 ging ich zweimal nach Hamburg, um Massenet's „Herodias“ und Rubinsteins „biblisches Bühnenspiel Sulamith“ zu hören. Letzteres ist neben dem „Dämon“ das beste Bühnenwerk des genialen Komponisten. Der Text von Rodenberg, nach Salomos hohem Liede gedichtet, behandelt den Stoff ganz in derselben Weise wie Heyse in seinem Drama „Die Weisheit Salomos“. Im selben Jahre kam d'Albert zum ersten Male nach Berlin und erregte allgemeines Aufsehen durch sein herrliches Spiel und seinen echt künstlerischen Vortrag. Er kann als Techniker mit Rosenthal nicht konkurrieren, dieser steht einzig und unerreicht da, als Musiker überragt er ihn bedeutend. Diese Eigenschaft hat allerdings für das große Konzertpublikum wenig Anziehungskraft; es will verblüfft, bezwungen sein, und das vermag Rosenthal in unendlich höherem Maße.

Aus dem Jahre 1883 besitze ich eine Masse interessanter Dankbriefe von Massenet, Wolff, Wilhelmy, Emil Götze, Bötel, Direktor Pollini, vom Letteverein für eine Vorlesung, u. s. w., auch einen überschwänglichen von einem Schüler, der später „Direktor“ einer Musikschule und gar Referent geworden ist, und mich seither selbstverständlich vollständig

Digitized by Google

ignoriert. Die interessanteste Erinnerung ist mir aber die an einen Artikel in der Münchener Allgemeinen Zeitung, und dessen Auslegung. Ich weiß nicht wie mir eines Tages der Gedanke kam, wieder einmal über Politik zu schreiben; ich suchte aus meinem Tagebuche mehrere Skizzen und Meinungsäußerungen zusammen, verband sie, gab ihnen die Überschrift „Fürst Bismarck und die Zukunftsparteien, eine Neujahrsphantasie" und sandte den Artikel anonym an die Allgemeine Zeitung. Die Redaktion nahm ihn sofort an, ließ ihn am 31. Dezember erscheinen und schrieb mir dann: „Man wird den Ursprung des Artikels höher suchen, als in musikalischen Regionen. N'importe! Die Noten, die Sie angeschlagen, mögen als die Präludien einer gesunden Zukunftspolitik hingenommen werden" u. s. w. Der Artikel wurde auch vom „Hannoverschen Courier", der als Organ des Herrn von Bennigsen galt, teilweise reproduziert, und auch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" des Herrn Pindter, der damals immer ein weißes Blatt für den Fürsten Bismarck in Bereitschaft hielt, citierte meine Sätze über die Notwendigkeit neuer Parteibildungen. Beide Zeitungen deuteten an, daß der Artikel aus den höchsten Kreisen stammte, und die Entdeckung, daß der Musiker und Schriftsteller Ehrlich der Verfasser war, mag ihnen nicht ganz angenehm gewesen sein. Ich werde später noch auf die politischen Zustände zurückkommen.

Das Jahr 1884 brachte viel Bewegung in mein Leben. Es erschien mein Buch „Lebenskunst und Kunstleben" im Verlage des Vereins für deutsche Litteratur. Alle Kritiker lobten es, nicht allein die der Berliner Blätter, sondern auch die „Neue freie Presse" und die „Kölnische Zeitung". Nur in einer Zeitung wurde das Buch und der Verfasser höhnisch behandelt, und zwar im Berliner Tageblatt von Herrn

Digitized by Google

Fritz Mauthner. Von seinem Urteil über den Inhalt darf ich nicht reden, da ein jeder, der in der Öffentlichkeit wirkt, auch jedes Urteil zu ertragen hat. Allerdings durfte ich vielleicht erwarten, daß der Litteratur-Kritiker des Tageblatts den Kollegen, der in musikalischen Angelegenheiten die gleiche Stellung einnahm, mit einiger Rücksicht behandeln würde, selbst wenn ihm das Buch nicht gefiel. Doch das ist eine Frage des litterarischen Anstandes, in der einem Jeden Thun und Lassen frei steht. Aber daß Herr Fritz Mauthner meine Person in hämischer Weise mit in seine Kritik hineingezogen hat, darüber mein Urteil zu fällen, bin ich vollkommen berechtigt. Er berichtet dem Leser, daß ich gute Anekdoten erzähle, noch bessere Cigarren rauche u. s. w.; dann sagt er, ich sehe aus, wie ein französischer Abbé, ein Kompliment, das ich nicht erwidern kann, denn Herr Mauthner sieht aus wie ein mißlungener Rabbiner. Da ich ihm nicht den mindesten Anlaß zu einer Mißstimmung gegen meine Person gegeben, vielmehr noch einige Zeit vor dem Erscheinen der Kritik einen Besuch abgestattet und mein Buch selbst überreicht hatte, so kann für seine Witzelein nur eine Erklärung gefunden werden, die ich lieber unterdrücke. Heut blicke ich mit ruhigem Auge, fast mit heiterem Pessimismus auf solche Misere zurück; in dem Moment aber, da die Kritik des Herrn Mauthner erschien, war ich, an einem schweren nervösen Asthma leidend, von den Ärzten fast aufgegeben, und kann sagen, Herr Fritz Mauthner hat durch seine Kollegialität redlich beigetragen, daß sich mein Zustand verschlimmerte. Vielleicht findet er jetzt wieder Gelegenheit ein paar Witze loszulassen.

Im Frühjahr 1884 bildete sich auch die „Philharmonische Gesellschaft", die nur einige Jahre bestand. Bis dahin hatte der Konzertdirektor H. Wolff das Philharmonische Konzert

Digitized by Google

für Orchester- und Chor-Konzerte verwendet, welche von dem Professor Hofkapellmeister Wüllner geleitet waren. Auch der vortreffliche Riedel (†), Dirigent des gleichnamigen Vereins in Leipzig war mitthätig. Nichtsdestoweniger genügten die Einnahmen des Orchesters noch nicht für eine sichere Existenz, und so bildete sich denn nach einem Aufrufe der Herren Professoren Blumner, Joachim und Rudorff eine Gesellschaft, welche aus ihren eigenen Mitteln die Erhaltung des Orchesters sicherte und Konzerte veranstaltete, die abwechselnd von den Herren Professoren Joachim und Klindworth geleitet wurden. Da nun jeder dieser Dirigenten seine eigene Partei hatte, welche ihn vorzog, so mußte nach und nach eine Spaltung im Publikum entstehen, die eine Abnahme der Abonnenten nach sich zog. Die Vorsteher der Gesellschaft hatten jedes Jahr größere Ausfälle zu decken, und die Gesellschaft löste sich 1887 auf; Herr Wolff gründete dann die „Philharmonischen Konzerte", die unter Bülows Leitung glanzvollen Aufschwung nahmen.

Im Dezember 1884 wurde das neue Gewandhaus-Konzertgebäude in Leipzig eröffnet; ich wohnte der Feier als geladener Gast bei. Am Abende vorher fand im Theater eine Vorstellung von Tristan und Isolde statt, die der Kapellmeister Nikisch, ein ganz junger Mann, aus dem Gedächtnisse leitete. Selbst hochkonservative ältere Musiker, der gute liebe alte Müller, Direktor des Frankfurter Cäcilienvereines, und der sehr geehrte Herr v. Bermuth, Direktor der älteren Philharmonischen Konzerte in Homburg, nannten mir gegenüber Nikisch einen „gottbegnadeten" Dirigenten. Er lebt jetzt, wenn ich nicht sehr irre, in Amerika. Die Feier des Gewandhauses war in jeder Hinsicht eine höchst würdige, die Aufführungen unter Kapellmeister Dr. Reinecke verliefen glänzend. Das Gebäude ist ein schönes Kunstwerk; der herrliche Saal entspricht allen Anforderungen der

Digitized by Google

Akustik und der Bequemlichkeit auf das beste. Die Kosten des Baues, die 1,400 000 Mark betrugen, hatte zum großen Teil der edle Gemeinsinn der Bewohner Leipzigs bestritten, durch Geschenke von 400 000 und unverzinsliche Darlehen von 400 000 Mark; 370 000 Mark waren als zweiprozentiges Darlehn beigetragen worden. Auch im Theater bezeugen die Inschriften auf der Loge und in den Zwischengängen die Liebe der Leipziger zu ihrer Stadt. Auf der Rückfahrt nach Berlin traf ich mit Professor Rudorff zusammen, der mir eindringlich zuredete, im Tageblatt für den Bau eines der deutschen Reichshauptstadt würdigen Saales zu wirken. Ich erklärte mich bereit mit allen Kräften dafür einzutreten, wenn mir irgendwelche sichere Grundlage über den Platz, die Einrichtung, die Kosten u. s. w. geboten würde, damit der Leser ein klares Bild erhalte, was geschehen soll und wie es zu bewerkstelligen wäre. Ich schlug zu dem Zwecke vor, daß Herr Professor Rudorff im Vereine mit Herrn Professor Joachim eine Zusammenkunft von Kunstfreunden aus den Regierungs- und Finanzkreisen zu Stande bringe, in der man sich über die Hauptpunkte verständigte, dann würde es nicht schwer sein, die Frage weiter in den verschiedenartigsten gesellschaftlichen Regionen anzuregen. Der Vorschlag ward sehr gut befunden, aber nicht so ausgeführt, wie ich ihn angegeben hatte. Die Herren Joachim und Rudorff erwiesen mir die Ehre mich zu einer Zusammenkunft bei meinem verehrten Freunde Prof. Engel einzuladen, an der auch Dr. Gumprecht und ein Regierungsbaumeister teilnahmen. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß, wenn erst die Leute gefunden sein würden, die das Geld zum Baue hergeben, der Herr Baumeister diesen gegenüber seine Pläne viel besser und wirksamer darlegen könnte, als den Künstlern und Kunstkritikern, die doch nur geistig für die Sache wirken könnten.

Digitized by Google

Die Bemerkung wurde richtig gefunden, und dabei blieb es. Die Künstler hatten wohl eingesehen, daß der Gemeinsinn, der in einer kleineren Stadt wie Leipzig und Frankfurt so Großes zu stande brachte, weil dort eine alt eingesessene Bürgerschaft wohnt, die mit Liebe an ihrem Eltern und Großeltern Geburtsorte hängt, in einer großen neuen Residenzstadt nicht gesucht werden darf; hier lebt eine gemischte Bevölkerung, hier kreuzen sich zu verschiedenartige Interessen, hier kann nur die Regierung als berufene Beschützerin der Kunst den geistigen Bedürfnissen Rechnung tragen, oder die Energie der Leute, die einen Gewinn anstreben und auf eigene Faust ein Unternehmen wagen, das zu gleicher Zeit der Kunst und ihrer Tasche Nutzen bringt.

Als eine sehr eigentümliche, wenn auch durchaus nicht künstlerisch bedeutende Erscheinung jenes Jahres ist noch der Tenorist Mierzwinski anzuführen, der im Dezember zum erstenmale im Königlichen Opernhause auftrat und das große Theaterpublikum in Entzücken versetzte. Sein gänzlicher Mangel an musikalischer Bildung war ebenso erstaunlich wie seine Energie und sein Reichtum an bisher nicht gehörten technischen Kunststückchen. Er konnte mit der größten Ruhe im zweiten Akte des „Troubadour" das Duett mit der Mutter zehn Takte lang um einen Viertelton zu tief singen, obwohl der Konzertmeister des Orchesters sich alle erdenkliche Mühe gab, auf seiner Geige die richtige Intonation anzudeuten. Mit derselben Ruhe hat er im Tell-Trio zwei Takte ausgelassen und die ganze Vorstellung gefährdet; die beiden mitwirkenden Sänger hörten auf und erwarteten was da kommen würde, nur durch die Geistesgegenwart des Kapellmeisters, der die Künstler des Orchesters über die zwei Takte hinwegspringen und den Sänger einholen ließ, ward eine gänzliche Unterbrechung vermieden. Nichtsdestoweniger

Digitized by Google

konnte Mierzwinski selbst den musikalischen Hörer momentan interessieren. Seine Stimme war von seltenem kräftigen Wohlklange, in der Technik stand er einzig da. Er führte Triller in den höchsten Lagen mit voller Stärke des Brusttons aus, er sang Skalen durch zwei Oktaven mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit, seine Verzierungen, Vorschläge und dergleichen waren überraschend neu. Man hatte derartiges noch nie von einem Heldentenore vernommen. Dabei war er ein schöner Mann, elegant und kräftig gebaut, in Vornehmheit der Haltung, Anmuth der Bewegungen und Wirksamkeit des Gebärdenspiels stand er, Niemann ausgenommen, über allen modernen Tenoristen. Es konnte also gar nicht verwunderlich erscheinen, daß er das Theaterpublikum und ganz besonders die Damen entzückte. Er ist nach diesem ersten Auftreten, Winter 1884/85, noch einige Male in Berlin erschienen, hat in der Königl. Oper gesungen und Konzerte gegeben, immer mit demselben glänzendsten Erfolge. Seit einigen Jahren habe ich keine Nachricht von ihm vernommen, auch nicht in Zeitungen gelesen.

Aus dem Jahre 1884 mögen hier noch einige Erinnerungen an Italien kurze Erwähnung finden. Nachdem mein asthmatisches Leiden sich einigermaßen gemildert hatte, unternahm ich eine Fahrt nach der Riviera. In Genua führte mich mein alter Freund Dr. Bamberg, der damals noch als Kaiserlich deutscher Generalkonsul amtierte, seither in das Privatleben zurücktrat, zu Verdi, der uns sehr liebenswürdig aufnahm und zu dem ich später in nähere Beziehung getreten bin. Dann begleitete er mich nach Pegli, wo er mit dem Maler Bendemann, dessen Sohn in Nizza gestorben war, in amtlicher Eigenschaft zu beraten hatte. Ich fuhr dann von Savona mit einem kleinen Wägelchen nach Nizza, und von da nach Turin, um die Ausstellung und meinen Freund

Digitized by Google

Grafen Franchi Verney, den jetzigen Gemahl der Teresina Tua, zu besuchen. Dort ward ich zu einem Hofballe des Herzogs von Aosta geladen, des ehemaligen Königs von Spanien, der im Auftrage des Königs Humbert in der Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Savoyen seinen Sitz aufgeschlagen hatte, um der einstigen Residenz einigen Glanz zu verleihen. Der Hofball bot mir Gelegenheit zu Vergleichen zwischen der großen Steifheit norddeutscher und der übergroßen Beweglichkeit italienischer Hof-Konversation. Von Turin ging ich nach Mailand, wo mein lieber, leider verstorbener Kollege Dr. Filippi mich in das Teatro del Verme führte, wo eine einaktige Oper „die Willis" von Puccini gegeben wurde. Sie hatte bei einem Preisausschreiben keine Gunst gefunden und war zurückgelegt worden. Nachdem aber die beiden von den Richtern ausgewählten Werke beim Publikum nur eine kühle Aufnahme gefunden hatten, bewogen Filippi und einige Kunstfreunde den Theaterdirektor, Puccinis Willis aufzuführen, und diese errang einen stürmischen Erfolg. Sie war jedenfalls das Werk eines noch nicht geklärten aber talentvollen Musikers. Bazzini mit dem ich über diesen sprach, erkannte ihm ebenfalls viel Talent zu, meinte aber, der junge Mann wäre zu lässig, nicht genug energisch und thätig, um ein gedeihliches Ziel zu erreichen. Die Folge hat gelehrt, daß der würdige alte Künstler richtig urteilte. Ich habe damals über die Willis einen Artikel im Tageblatte veröffentlicht mit der Überschrift: „Ein neudeutscher Italiener". Die Erinnerung erscheint mir heute insofern wichtig, weil Puccini ganz bestimmt der erste gewesen ist, der den Weg einschlug, auf welchem dann Mascagni mit größerer Kraft und größerem Erfolge weiter ging. Noch im verflossenen Jahre hat auch Verdi mit Anerkennung und Bedauern von Puccinis Talente gesprochen. Noch sei ein

Digitized by Google

kleiner interessanter Zwischenfall erwähnt: Als bei der ersten Vorstellung der Willis Puccini vom Publikum jubelnd hervorgerufen wurde und wie betäubt auf die Bühne zurückkam, war der erste, der ihn freudestrahlend beglückwünschte, sein Freund Mascagni.

Im Sommer 1885 besuchte ich Wien und Pesth in künstlerischen rein persönlichen Angelegenheiten. Meine hochgeehrten Kollegen am Wiener Konservatorium bewiesen mir alle Gastfreundschaft. Als die Prüfungen des Konservatoriums stattfanden, ward mir die Ehre, als nicht stimmberechtigter Beisitzer des Professorkollegiums geladen zu werden. Auch bei der Redaktion der „Neuen Freien Presse" fand ich freundliche Aufnahme. Professor Hanslick war leider in Marienbad zur Kur, der Chefredakteur Etienne (†) weilte auf seinem Landgute; der liebenswürdige Hugo Wittmann erwies mir alle mögliche Gastfreundschaft und verschaffte mir Eintritt in die Hoftheater. Unter den Vorstellungen, die dort stattfanden, ist mir die im Hofoperntheater von Raimunds „Verschwender" am stärksten in Erinnerung geblieben, mit Lewinski als Wolff und Frl. Barcescu als Fee Cheristane. Ich hatte als ganz junger Mensch die erste Vorstellung dieses Stückes im „Leopoldstädtischen Theater" gesehen, mit Raimund als Valentin*); die im Hofoperntheater erweckte gar sonderbare Empfindungen in mir; sie war so veredelt, so gebildet, so empfindsam! Wie einfach hatte Raimund sein Lied im letzten Akte gesungen

„Da streiten sich die Leut' herum
Oft um den Wert des Glücks,

*) Ich habe als Knabe noch die Therese Krones gesehen als Genius der Jugend in Bauer als Millionär; ich sehe sie noch vor mir in ihrer entzückenden Schönheit, ich höre noch ihr „Brüderlein fein es muß geschieden sein".

Digitized by Google

Der eine heißt den andern dumm
Am End' weiß keiner nix*)"

und wie sonderbar philosophisch reflektierend erklangen diese Worte aus dem Munde des Darstellers von 1885!

Ich halte nichts vom Gerede „von der guten alten Zeit" weil nach meiner Überzeugung eine gute nie existiert hat. Aber eines ist sicher: Daß die Volksstücke, die in meiner Jugend am meisten gefielen, immer einem idealistischen Zuge folgten. Des edlen Raimund Zauberpossen waren alle idealistisch, „Die gefesselte Fantasie" kann als Meisterwerk der Gattung gelten.**) Aber selbst der viel tiefer stehende Nestroy hat in seinen Anfängen noch die idealistische Richtung nicht ganz verlassen dürfen; in seinen „Lumpazivagabundus oder das liederliche Kleeblatt" behauptet der Dämon der Liederlichkeit gegenüber der Göttin des Glücks, daß sie die Menschen nicht solider machen könne, und behält Recht. Von den drei lustigen Gesellen, die nach einem von der Glücksgöttin gesendeten Traum die Nummer des großen Looses kaufen, benutzte nur einer, der Tischler, den günstigen Zufall, heiratet das Mädchen das er liebt und richtet sich häuslich ein, die anderen zwei leben lustig in den Tag, der Schneider „nur nobel", der Schuster in gemütlicher Kneiperei, bis ihnen kein

*) Ich citiere aus dem Gedächtnisse.

**) Eine Königin will ihre Hand dem Dichter reichen, der von einem bestimmten Tage das schönste Gedicht vorträgt; sie weiß, daß keiner den von ihr Geliebten besiegen wird. Zwei ihr feindliche Feen nehmen die Fantasie gefangen, fesseln sie, und bringen einen wandernden Harfenisten mit ihr zusammen, auf daß er alles was sie sagt, aufschreibe, dann als Brautwerber hervortrete und als der einzige, der überhaupt ein Gedicht vorbringt, die Hand der Königin erzwinge. Aber die Fantasie sprengt ihre Fesseln und im Momente als alles bereits verloren scheint, schwebt sie hervor und begeistert den von der Königin Erwählten. Ist das nicht schön?

Digitized by Google

Heller mehr geblieben; und erst als Gott Amor sich ihrer annimmt, tritt auch bei ihnen Besserung ein. Später ward Nestroy allerdings viel „realistischer", aber ein Stück wie der Lumpazivagabundus hat er nicht mehr geschrieben.

Im August 1885 kam der Wiener Männergesangverein nach Berlin und gab am 14. ein Konzert in der Philharmonie, am Tage darauf eins im Circus Renz, beide unter ganz unbeschreiblichem Jubel. Das Gefühl der Stammesbrüderschaft hat dabei mitthätig gewirkt, aber es muß festgestellt werden, daß die Leistungen ganz unvergleichlich schön waren und ganz gewiß den größeren Teil des Enthusiasmus für sich beanspruchen konnten.

Im Oktober kam Anton Rubinstein nach Berlin und gab vom 20. Oktober bis 11. November, also im Zeitraum von drei Wochen, sieben „historische Konzerte" in der Singakademie; nach jedem Konzerte führte er dasselbe Programm in einer Morgen-Versammlung von geladenen Gästen, jungen Künstlern, befreundeten Damen und Herren im Saale des Kaiserhofes vor; er hat also in der angegebenen Zeit vierzehn Mal öffentlich gespielt und etwa 250 Stücke vorgetragen, unter diesen acht Beethovensche Sonaten an einem Abende. Die Wiedergabe dieser Tonwerke war an beiden Tagen in der Singakademie und im Kaiserhof eine so ganz willkürliche, daß ich mich veranlaßt fühlte, im Tageblatt einen längeren Artikel mit entschiedener Verwahrung zu veröffentlichen. Ich gebe denselben im Anhange unter III ganz wieder, weil er einen allgemeinen giltigen Grundsatz für Wiedergabe ernster Tonwerke feststellt, und weil ich hier an dieser Stelle dem außerordentlichen und liebenswürdigen, schaffenden und wiedergebenden Künstler gegenüber nicht Tadel allein, sondern auch die gebührende Bewunderung aussprechen will.

Rubinstein ist in Unmittelbarkeit, in den Anlagen, in

Digitized by Google

allem, was nicht gelehrt noch gelernt werden kann, fast der reichst begabte Künstler unserer Zeit. Es giebt wenige Werke von ihm, und manche derselben sind in 15—20 Einzelnummern geteilt, die nicht überraschend originelle und wohlklingende Melodien enthielten. Das Finale der Symphonie dramatique beginnt mit einem Thema, das wahrhaft genial und großartig zu nennen ist, die Symphonie in G-moll enthält viele interessante Momente. Der erste Satz des G-dur Klavierkonzertes ist ein ungemein frisches schwungreiches Tonwerk, das Thema des ersten Satzes im D-moll Konzert ist imposant und eigentümlich. In der Sammlung Kamenoi Ostrow Op. 10, die aus vier und zwanzig Einzelstücken besteht, treten eine ganze Masse liebenswürdige und originelle Motive hervor, in der Suite Op. 38 viele interessante Momente, die fünfte Barcarole G-dur ist ein kleines Meisterstück der Salonmusik, viele seiner Romanzen, Präludien und andere kürzere Stücke hören sich reizend an. Der erste Satz des B-dur Trio, das unter meinen Augen 1857 in London binnen 12 Tagen komponiert ward, läßt überall den reich begabten Künstler erkennen. Von seinen Liedern sind nicht wenige populär geworden, „Der Asra“ und „Es blinkt der Thau“ werden in allen Weltteilen gesungen. Seine dramatischen Werke bieten weniger glückliche Momente, da Rubinsteins schöpferische Begabung ganz entschieden mehr zur Lyrik neigt. Doch hat er im „Dämon“, seinem bestgelungenen Bühnenwerke, dann in „Sulamith“ und „den Maccabäern“ manches Schöne geschaffen, wie es eben nur einer reichen Natur möglich ist.

Woher kommt es nun, daß Rubinstein als Komponist keine durchschlagenden Erfolge seiner größeren Werke erzielen konnte? Daß seine Opern und Symphonien fast nur dann zur Aufführung kommen, wenn er sie dirigiert, oder wenn

Digitized by Google

man seine zufällige Anwesenheit in einer Stadt ehren will? Daß seine Klavierkonzerte so selten, seine Trios fast gar nicht öffentlich gespielt werden? Der Grund hierfür liegt durchaus nicht in einer Unterschätzung, sondern einzig und allein in dem Umstande, daß Rubinstein kein Werk geschaffen hat, in dem Einheitlichkeit des Stiles vorwaltet, keines in dem nicht neben den Schönheiten abgebraucht Herkömmliches (Banales) und Schlaffheit in der thematischen Arbeit und in der Instrumentation vorkommen. Wenn man eine Partitur von Rubinstein genau prüft, so erscheint es manchmal geradezu unbegreiflich, daß derselbe Mann, der auf der einen Seite so schöne musikalische Ideen kundgiebt, auf der nächsten nichtssagende Phrasen aus der Feder fließen läßt, daß er nicht das Selbsturteil besitzt, um den gänzlichen Mangel am organischen Zusammenhange in der Arbeit zu erkennen. Und ist es nicht merkwürdig, ja geradezu rätselhaft, daß Rubinstein, der ganz unbestritten genialste Klavierspieler, der die ganze Technik beherrscht, der auch einen sehr hohen Grad musikalischer Bildung besitzt, gar keine interessanten Klavier-Passagen schrieb, immer und immer nur Arpeggien und Oktavengänge? Man öffne irgend ein Konzert oder Fantasiestück, nach jeder Melodie treten gebrochene Accorde hervor; vergebens sucht man nach jenen geistreichen Zusammenstellungen, wie sie in Chopins und Schumanns Klavierstücken überall zu finden sind, die den Lehrer bei dem Unterrichte, dem Schüler bei dem Studium zum Eifer anregen. Nur in dieser Weise ist es zu erklären, daß die größeren Werke Rubinsteins nicht die Beachtung gefunden haben, die ihnen unbedingt zu Teil ward, wenn er mit der genialen Erfindung auch sorgsame Arbeit verbunden hätte. Was nun seine Idee von „geistlicher Oper" betrifft, für die er so sehr schwärmt, so habe ich in meinem Buche „Aus allen Tonarten" unwider-

Digitized by Google

leglich bewiesen, daß gerade die scenische Darstellung, die er als das höchste Ziel betrachtet, ganz bestimmt eine seinen Absichten vollkommen entgegengesetzte Wirkung hervorbringen würde. Es ist tief bedauerlich, daß ein so großes schöpferisches Talent nicht zur vollkommenen Kunstleistung emporstieg, weil es die reichen ihm zu Gebote stehenden Kräfte nicht zum ruhigen Schaffen zusammen faßte, in fieberhafter Hast zersplitterte.

Als Klavierspieler stand Rubinstein einzig da und wer jetzt den Herrn Rosenthal, der ihn als Techniker ganz bedeutend überragt, als Künstler über ihn stellen will, der will nicht den Unterschied erkennen zwischen wahrer angeborener Genialität, die alles geistig erfaßt und vergeistigt und selbst in manchen Irrtümern den Kenner noch anregen kann, und jener kolossalen Energie und Ausdauer, die aber auf den Effekt allein losstürmt und selbst im Gelungensten nur bewunderndes Staunen erzeugt, niemals einen wahren Kunstgenuß zu bieten vermag. Rubinsteins Anschlag war vollendet schön, aller Tonfärbungen fähig, in seinem Vortrage brannte immer das wahre künstlerische Feuer; freilich brachte es auch manchmal viel Rauch, aber wenn es rein aufloderte, dann verbreitete es Glanz und Wärme nach allen Seiten. Leider hat der geniale Künstler, wie als Komponist, so auch als Pianist nie Vertiefung und Selbsterkenntnis über sich gewonnen. Besonders während seiner letzten großen Konzertreisen haben ihn die glänzenden Erfolge, die er sowohl durch die genialen Leistungen, wie durch die Beliebtheit seiner Persönlichkeit errang, zu immer größeren Willkürlichkeiten beim Vortrage solcher Tonwerke verleitet, die Ernst und Weihe des Studiums von der Wiedergabe verlangen, und er hat in dieser Weise ein nicht gutes und leider sehr verführerisches Beispiel gegeben. Ich hätte das niemals so entschieden bekämpft, wenn er nicht durch jenen Beethoven-Abend sich

Digitized by Google

als den berechtigtesten Interpreten des hehren Meisters bezeichnete und die Kunstkritik sozusagen herausforderte. Wenn er zwischen anderen großartigen Leistungen eine Sonate von Beethoven nicht gut vortrug, so durfte diese eine schwächere Leistung nicht hervorgehoben werden, zum Nachteile der anderen. Ich erinnere mich ganz genau, wie er vor einigen Jahren an einem Abende die Fantasie von Schumann, die Wandrer-Fantasie von Schubert und die in C-moll von Mozart ganz wunderherrlich, daneben die C-dur Sonate von Beethoven Op. 53 ganz zügellos spielte, und daß ich damals wie noch heute dieser einen verfehlten Leistung keine besondere Bedeutung beilegte. Aber wenn er an einem Abende acht Sonaten von Beethoven nach einander spielt, so liegt in dieser Zusammenstellung der Gedanke: „Ich will zeigen, wie diese verschiedenartigen Schöpfungen des großen Meisters vorgetragen werden sollen." Oder mochte wohl ein Enthusiast behaupten, daß Rubinstein sogar wollte: So spiele ich Beethoven, ohne Rücksicht auf das, was er vorgeschrieben hat?

Es ist für den Geschmack des großen Publikums und für die Moderichtungen überhaupt bezeichnend, daß Rubinstein in Berlin und allen Nachrichten zufolge auch in Wien niemals so glänzende Erfolge und Einnahmen gewonnen hat, als mit den „historischen" Konzerten, die immer überfüllt waren. Eine alte Erfahrung lehrt, daß im politischen wie im Kunstleben die enthusiastischen Bewunderer ihre Anhänglichkeit am besten dadurch zu beweisen suchen, daß sie nicht allein die Größe des Abgottes preisen, sondern auch seine Schwächen bejubeln und ihn in dem Glauben bestärken, daß jedes noch so ruhig ausgesprochene Bedenken gegen seine Thaten und Meinungen nicht aus reiner Überzeugung, sondern aus purem Neide, aus arroganter Tadelsucht hervorging. So ists, so wird es immer sein.

Digitized by Google

Als Mensch gehört Rubinstein zu den ehrenwertesten, verläßlichsten und liebenswertesten. Ich kannte ihn schon in den vierziger Jahren in Wien, als wir beide manchmal in einem Gasthause für 35 Pfennige zu Mittag aßen, als er in einem Hofzimmer vier Treppen wohnte, er mir einige Lieder und kleine Klavierstücke zeigte und ich ihm sagte „Sie müssen ein Großer werden". Damals zeigte er dieselbe natürliche imponierende Wesenheit, jenes Selbstbewußtsein ohne jede Anmaßung, jene Gleichmäßigkeit, bezaubernde Einfachheit und Freundlichkeit des Benehmens, die ihm die allgemeine Beliebtheit, die Freundschaft der Männer, die Verehrung und Liebe der Frauen gewonnen haben. Außer Liszt ward keinem Künstler je solche Gunst der Frauen zu Teil, wie dem genialen und wackern Rubinstein, ich selbst war vor vielen Jahren, als er noch gar nicht auf der Höhe seines Ruhmes stand, bewundernder Beobachter eines Liebes-Abenteuers, das in einem Romane unglaubhaft erscheinen würde.

Ende des Jahres 1885 kam auch die berühmte Sängerin Christine Nilsson nach Berlin. Sie war in allem der Gegensatz ihrer Landsmännin Jenny Lind. Diese sang nur in Deutschland und England, nicht in Frankreich, jene hat ihre Laufbahn in Paris begonnen, ihre größten Triumphe in der für sie geschriebenen Rolle der Ophelia (Hamlet) von Ambroise Thomas gefeiert, und sich so ganz französisch gebärdet, daß sie nur in Hamburg gastierte, weil es nicht zu Preußen gehörte, bis ihr später der Gedanke kam, daß auch Berliner zwanzig Mark Stücke guten Klang geben. Die Jenny Lind war eine ebenso große Musikerin als Sängerin, im Oratorium und Lieder-Vortrage entzückend, auf der Bühne wie im Konzertsaale vermied sie jede gekünstelte Ziererei (Affektation) und erzielte die größten Wirkungen durch die Innerlichkeit und Wahrheit ihrer Darstellung und musikalischen

Digitized by Google

Wiedergabe. Wie sich die Nilsson als Musikerin bewährte, mag der Leser aus dem Programm ihrer beiden Konzerte selbst beurteilen: Arie aus „Mignon", Schmuckwalzer aus „Margarethe", Miserere aus „Trovatore" mit einem schwedischen Sänger; im zweiten Arie von Rossini, Serenade von Braga, Canzonetta von Gomez. Dabei spielte sie in einem fort Theater im Konzertsaale, hielt in der Schmuckarie ihren Fächer vor sich als Spiegel und führte mit der Hand alle die Bewegungen aus, mit denen Margarethe die Ohrringe, Kette u. s. w. anlegt und dann bewundert. Daß sie große Kehlengeläufigkeit und sonstiges Virtuosen-Geschick besaß, mußte man ihr zugestehen, daß aber die Stimme bedeutend geschwächt war, und die einstigen glänzenden Erfolge auf Rechnung ehemaliger nicht mehr existierender Klangfülle zu stellen waren, konnte Niemand bestreiten.

Im Jahre 1886 erschien Marcella Sembrich in Berlin, gab im Januar ein Konzert, im November zwei in der Philharmonie und der Singakademie, trat im Mai im Krolltheater, Anfangs Dezember in der Königlichen Oper auf und erregte jedesmal allgemeinen Enthusiasmus. Diese große Künstlerin sollte bekanntlich zuerst Klaviervirtuosin werden und lernte nebenbei auch Geige spielen. Erst in Wien ward der in ihrer Kehle ruhende Schatz entdeckt und zu Tage gefördert, dann in Mailand von Lamperti zum reinen Golde ausgearbeitet. Aber die gute Marcella mußte erst einige Jahre manche Bitterkeiten des Theaterlebens kennen lernen, bevor sie die verdienten Lorbeeren errang. Noch kurze Zeit vor ihren ersten Triumphen wurde ihr von der Direktion der Dresdner Oper, an der sie 1879 angestellt wurde, nur die Beachtung als Sängerin zweiten Ranges zugestanden! Aber in England und Rußland erkannte man ihren Wert sogleich und huldigte der großen Künstlerin in

Digitized by Google

jeder Weise. Über ihre in mancher Hinsicht unvergleichliche Gesangskunst noch weitläufige Beschreibungen zu liefern, wäre überflüssig, sie gehört ja der Gegenwart an und wird in fast allen Zeitungen gepriesen. Nur auf zwei sehr wichtige, von der Kritik weniger beachtete Eigenschaften ihrer künstlerischen Wesenheit will ich hier hinweisen: daß die ausgezeichnete musikalische Bildung, die sie sich als Pianistin und Geigerin erworben hat, ihr bei den Gesangsleistungen zum großen Vorteile gereicht, weil sie ihre Auffassung erhöht, ihrer Koloratur den besten Geschmack verleiht, und sie in Stand setzt, ebenso Herrliches im italienischen Gesange wie in deutschen klassischen Arien und Liedern zu leisten; und daß die Reinheit, die Gesangsfreudigkeit an den schwierigsten Aufgaben einerseits, anderseits der schöne, aller Künstelei ferngehaltene Vortrag der deutschen Musik nicht mit der schönen Stimme und dem Studium allein zu erreichen waren, sondern auch aus dem Gemüte geschöpft werden mußten.

Und wahrlich ein braves, ein herrliches Gemüt muß die Künstlerin besitzen, die erst nach jahrelangen Kämpfen zu großen Erfolgen und Ehren gelangt ist, die auf der Höhe des Ruhmes und glänzendster Einkünfte ihre volle natürliche Bescheidenheit bewahrt und so gar nichts von der Primadonna, von der Theaterfürstin angenommen hat; die mit vollen Händen Wohlthaten ausstreut, die unähnlich manchen berühmten Kolleginnen, eingedenk der selbsterlebten früheren Nottage, Tausende hingiebt an Orchester-, Chor- und Schriftsteller-Stiftungen, für arme Geistes-Arbeiter; ein seltenstes, leuchtendes Beispiel!

Meine persönlichen Beziehungen zu der edlen Künstlerin wurden durch einen eigentümlichen Zwischenfall eingeleitet. In Erinnerung an die Erfahrungen mit anderen Prima-

Digitized by Google

donnen hatte ich den Besuch des Gemahles der Frau Sembrich, des braven und liebenswürdigen Herrn Stengel gar nicht erwidert, also die Absicht meines Fernhaltens deutlich zu erkennen gegeben. Ihre Triumphe im Krolltheater meldete ich mit der gebührenden Anerkennung; weitere Annäherung ward von beiden Seiten vermieden. Doch als die Künstlerin nach diesen Triumphen und nach zwei rühmlichsten Vorstellungen für wohlthätige Zwecke die glänzendsten Anerbietungen des Direktor Engel für Fortsetzung des Gastspiels ausschlug, um „nunmehr mit Ruhe ihrer Familie zu leben", gab ich meiner Bewunderung solch hochkünstlerischen Gebahrens, solch gar nicht Primadonnen-artiger, bürgerlich-edler Gesinnung ungeheuchelten Ausdruck, „gerade weil ich nicht zu den ganz unbedingten Verehrern gehörte". Und da kam der brave Herr Stengel mit dem Ersuchen seiner lieben Frau zu mir, mir persönlich zu danken für die Anerkennung. Seit jenem Tage begann unsere persönliche Bekanntschaft.

Wem je die Freude vergönnt war, Marcella Sembrich in ihrem häuslichen Kreise zu beobachten, als Gattin, Mutter, Vorstand des Haushalts, der wird mit mir übereinstimmen, daß dieser Frau die allen Primadonnen versagte Gabe geschenkt war: über ihre Umgebung behaglich heitere, ruhige Stimmung zu verbreiten. Man kann stundenlang mit dem Ehepaare verkehren, ohne ein Wort über Theater, Coulissengeschichten, Witzworte über Kolleginnen u. dgl. zu vernehmen. Ihr ganzes Wesen atmet Freude am Dasein, an der glücklichen Ehe, an den Kindern, an der schönen Natur. Und während man im Gespräche mit genialen und geistsprühenden Primadonnen nie vergessen darf, daß man einer berühmten, gefeierten Künstlerin gegenübersteht, wird man bei Marcella Sembrich von dem schönen Gefühle durchdrungen, daß eine

Digitized by Google

treffliche Frau größtes Kunsttalent mit edlem, weiblichem Gemüte verbindet.

Und noch Eins will ich hier besonders betonen und damit meine Freundschaft und Dankbarkeit am lautesten kundgeben: Marcella Sembrich und ihr lieber guter Mann haben mir noch mehr Freundschaft und Achtung erwiesen, seit ich alles Rezensieren aufgab, sie haben hierdurch bethätigt, daß sie nicht den Einfluß des Kritikers, schätzten. Wie edel, von schönstem Gemüthe zeugend, ist diese Handlungsweise, welch einen herrlichen Gegensatz bildet sie zu der so vieler Damen und Herren vom Theater*)!

Weil mir das Wort Theater in die Feder geflossen ist, möge hier gleich der großen Neuerung an der Königlichen Oper gedacht werden, die im Jahre 1886 unter großer Verkündigung auftrat, aber bald wieder verschwand. Botho von Hülsen war gestorben, der hochselige Kaiser Wilhelm verlieh dem Grafen Herrn Bolko von Hochberg die Stelle des Hofintendanten. Der Graf, ein Bruder des Fürsten Pleß, war schon lange als eifriger Musikdilettant allgemein bekannt, hatte auch unter dem angenommenen Namen J. H. Franz französische Opern komponiert, aus deren der Musikdirektor Deppe im Anfange der 80er Jahre in einem Konzerte mehrere Stücke vorführte. Außerdem gründete er die schlesischen Musikfeste, denen er mit großer Freigebigkeit bedeutende Summen opferte. Er trat sein Amt mit dem

*) Da war eine von meiner seligen Frau in besonderen Schutz genommene Dame, der ich manchen gar nicht unwichtigen Dienst geleistet habe; sie wußte auch in Wort und Schrift nicht genug Ausdrücke des Dankes zu finden, — — so lange ich der Kritiker des Tageblattes war. Von dem Tage, als meine Initiale H. E. dort nicht mehr prangten, existierte auch H. Ehrlich nicht mehr für die „ewig dankbare". O komische Leute, o närrische Welt!

Digitized by Google

ausgesprochenen Vorsatze an, der klassischen Musik besondere Pflege zu widmen. Aber er mußte nach und nach zu der Überzeugung gelangen, daß auch die besten Absichten nicht immer gelingen, daß auch die Theaterverhältnisse leider nicht von der Kunstpflege, sondern vom Geschmacke der Menge abhängen. Er berief den Musikdirektor Deppe, der bisher die schlesischen Musikfeste geleitet hatte, als Kapellmeister mit so vielen Vollmachten an die königliche Oper, daß Radecke, der seit drei und zwanzig Jahren angestellt war und seit Eckerts Tode dessen Wirkungskreis ausfüllte, seinen Abschied nehmen mußte*). Deppe stand im 56. Jahre, hatte noch niemals eine Oper dirigiert; in der Freude über seine Berufung vergaß er ganz und gar, daß Opern dirigieren eine Kunst ist, die auch von größten Talenten jahrelang und von jungen Jahren an gelernt werden muß. Der sichere Blick, der die Übersicht des Orchesters bewahrt und zu gleicher Zeit die notwendigen Rücksichten für die Sänger erkennt, das genaue Erfassen der Momente, die Energie verlangen und anderseits jener, in denen eine gewisse Nachgiebigkeit für die Darsteller den Erfolg sichert; diese und noch manche, einem Dirigenten unentbehrliche Eigenschaften sind nur durch Übung zu erlangen. Deppe konnte gegenüber den älteren Künstlern auf der Bühne und im Orchester kein Ansehen gewinnen; er besaß Geschmack und guten Willen, aber nicht die notwendige Sicherheit, gedachte diese manchmal durch eine gewisse Entschiedenheit der Rede zu ersetzen und mußte scharfe Gegenbemerkungen vernehmen.

*) Wie mir damals versichert ward, sollte Herr Mottl ebenfalls als Kapellmeisters an der königlichen Oper angestellt werden, nahm aber das Anerbieten nicht an, weil seine Thätigkeit gegenüber der des Herrn Doppe zu beschränkt gewesen wäre. Ich führe das an, ohne eine Gewähr zu übernehmen.

Digitized by Google

Er ſah zuletzt die Unmöglichkeit des weiteren Verbleibens ein und trat zurück*). An ſeine Stelle kam Herr Sucher aus Hamburg, der ſich ſofort als ſehr erfahrener und ſicherer Kapellmeiſter bewährte. In letzter Zeit hat Herr Felix Weingartner, der aus Mannheim berufen ward, noch größere Erfolge erzielt, auch die Symphonie-Abende der königlichen Kapelle, die unter Deppe in ſtarkem Rückgange waren, bedeutend in die Höhe gebracht. Auch die Opernvorſtellungen gewannen unter dieſen beiden Kapellmeiſtern an Einheitlichkeit und Sicherheit; jedoch die guten Abſichten des Grafen Hochberg hinſichtlich beſonderer Pflege der klaſſiſchen Werke konnten ſich nicht verwirklichen; die erſten Jahre ſeiner Verwaltung in welcher die Wahl der Opern nach dieſen Abſichten feſtgeſtellt wurde, brachten keine Einnahmen; ſie wurden nur durch Wagnerſche Muſikdramen und ſpäter durch die Cavalleria rusticana erzielt. Dieſe letztere führte zuerſt der Direktor Angelo Neumann mit ſeinen Künſtlern vom Prager deutſchen Theater mit größtem Erfolge im Leſſingtheater auf; nachher brachte ſie die königliche Oper während ſechs Monaten zwei- auch dreimal wöchentlich, bei immer gefülltem Hauſe; dann kamen die Pagliazzi von Leoncavallo. Alſo Wagner oder moderne italieniſche Komponiſten, nicht die alten großen Meiſter übten die größte Anziehungskraft; man darf gegen den Grafen von Hochberg keinen Vorwurf erheben, wenn er das Repertoire nach den Wünſchen des Publikums feſtſtellt, ſolange dieſes keine die Kunſt entwürdigenden Forderungen ſtellt. Denn auch bei einer königlichen Kunſtanſtalt,

*) Er ſoll eine Broſchüre veröffentlicht haben, worin er die Feindſeligkeit der Kritiken, und beſonders die von mir im Tageblatte veröffentlichten als Grund ſeines Rücktritts angab. Ich habe das Ding nicht geleſen, und da Deppe ſeither geſtorben iſt, ſo liegt kein Anlaß vor dieſen Gegenſtand noch weiter zu erörtern.

Digitized by Google

die von vornherein große Ansprüche an die Civilliste des Monarchen erhebt, fällt leider die Frage der Einnahmen so schwer in die Wagschale der Berechnungen und Entschließungen an höchster Stelle, daß selbst der kunstbegeistertste Intendant den Berichten des Theaterkassierers manchmal mehr Beachtung schenken muß, als den eigenen ästhetischen Überzeugungen. Manche eigentümliche Veränderungen in der innern Verwaltung, die plötzliche Entfernung des verdienten Direktors von Strantz u. A. sind ihrer Zeit in den Zeitungen viel erörtert worden, liegen aber außerhalb der Richtung dieser Aufzeichnungen, die nur Betrachtungen über öffentlich allgemein bekannte Kunstleistungen, Charakter-Schilderung hervorragender Persönlichkeiten und Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse enthalten sollen.

Von einer litterarischen Thätigkeit habe ich nur zu berichten, daß ich in „Nord und Süd" eine Studie über Robert Franz veröffentlichte; der verewigte Komponist schrieb mir am 30. Juni 1886 einen Dankbrief, aus dem ich, auf die Gefahr des Selbstlobes beschuldigt zu werden, was mir auch ganz gleichgültig wäre, den Satz hervorhebe: „Namentlich finde ich die historischen Einleitung ganz ausgezeichnet. Ich wüßte nicht, daß über das Wesen des Volks- und Kunstliedes jemals gleich Gediegenes geschrieben wäre." Am Schlusse bat er mich, ihm doch ein Exemplar der Kritik zu senden, die eine Fußnote in meiner Studie erwähnte*). Er ahnte nicht, welch

*) Im Frühling 1846 lebte Liszt einige Monate in Wien, immer umgeben von jungen begeisterten Anhängern. Einem von diesen zeigte er eines Tages die ersten Lieder eines ganz unbekannten Komponisten. Sie entzückten den Jüngling derart, daß er zur Feder griff und zum ersten Male in seinem Leben eine Kritik schrieb; sie erschien in einer längst verschwundenen Zeitschrift „Die Gegenwart" redigiert von A. Schuhmacher. Der Komponist war Robert Franz, der Jüngling der Verfasser der obigen Studie.

Digitized by Google

bittere Erinnerung dieses Ersuchen in mir erweckte; ihm war aus dem Gedächnisse entschwunden, daß ich ihn im Jahre 1855 in Halle aufgesucht und inständigst gebeten hatte, mir künstlerische Unterstützung zu gewähren, Gelegenheit zu verschaffen, daß ich in einem Konzerte eine Beethoven'sche Sonate vortrage, daß ich dabei von jener Kritik des Jahres 1846 sprach — und er mich mit kalten Worten abwies. In meiner Antwort auf seinen Dankbrief erwähnte ich diese Scene und erhielt umgehend eine aufrichtige warme Erklärung, sie kam nur drei und dreißig Jahre zu spät!

Digitized by Google

XXIII. Kapitel.

1887—1892.

Im Februar des Jahres 1887 hörte ich die erste Aufführung von Verdi's „Othello" in Mailand. Die Oper ist so allseitig bekannt und so viel besprochen worden, daß eine Kritik aus meiner Feder überflüssig wäre. Ich erwähne die Oper nur, weil die dabei vorgekommenen Zwischenfälle den deutlichsten Beleg geben für die Beziehungen italienischer Verleger zu deutscher Kritik. Als ich bei der Verlagshandlung Ricordi der Eigentümerin der Verdi'schen Oper einen bezahlten Sitz für die erste Vorstellung bestellte, antwortete sie mir, alle Sitze seien bereits verkauft. Hierauf wandte ich mich an Boito den mir ziemlich befreundeten Textdichter des Othello mit dem Ersuchen, er möge mir doch einen guten Platz, zu welchem Preise immer verschaffen und erhielt umgehend eine Nachricht von Ricordi, daß mir mit Vergnügen „la maison sera heureuse" ein Gratis-Sitz für alle Aufführungen zur Verfügung stehe. Bei der ersten, die am 5. Februar, sowie bei dem „dejeuner intime", das der Verleger Ricordi am Tage darauf veranstaltete, war außer mir kein einziger deutscher Musikberichterstatter zugegen*),

*) Es mag sein, daß vielleicht ein oder zwei deutsche Berichterstatter da waren, ich aber habe keine gesehen, von keinem gehört, obwohl ich mich genau erkundigte.

Digitized by Google

dagegen eine Masse aus London und aus Paris; daß jede bedeutende Stadt Italiens ihren Kritiker gesandt hatte, verstehe sich von selbst. Bei der „première“ war das Theater dela Scala das über 3600 Personen faßt bis auf den letzten Platz gefüllt. In den 200 Logen prangten die Damen in schönstem Ballanzuge und Schmuck, die Toiletten dieses Abends waren entschieden reicher, als die der zwei großen aristokratischen Bälle, zu denen ich während meines Mailänder Aufenthaltes geladen war. Die Stücke der Oper, die mir beim Vorstudium des Klavierauszuges, den mir Ricordi auf besonderen Wunsch Verdis gesandt hatte, als die bedeutendsten erschienen, blieben beim Publikum unbeachtet, dagegen wurden zwei Wiederholungen verlangt, die so recht erkennen ließen, welch ein immenser Unterschied zwischen deutscher und italienischer Anschauung dramatischer Musik vorherrscht: Desdemona betet in Todesahnung und legt sich zu Bette; sie mußte aufstehen, wieder auf einen Betstuhl knieen und ihr Ave Maria nochmals absingen; erste Wiederholung; sie schläft endlich, Othello tritt durch eine Tapetenthür ein, legt sein Schwert ab; während er mit stieren Blicken sein Weib betrachtend, sich dem Bette nähert, führt die Musik ein Vorspiel aus, das inneres Wühlen der leidenschaftlichsten Empfindungen andeutet; das Publikum tobt, schreit bis, Othello muß wieder hinter die Tapetenthür treten, wieder hereinschleichen, wieder wildes Mienenspiel vollführen; ich rufe ganz laut: ca n'a pas de sens, non ha ragione sana, (das ist gegen den gesunden Menschenverstand), die Herren um mich im Parquet sagen, ich hätte vollkommen Recht, aber keiner wagt das Geschrei zu besänftigen.

Im April 1887 bin ich wieder in das Sternsche Konservatorium eingetreten. Damals stand es noch unter der Leitung des Herrn Paul Stern; seit dem Oktober 1888 hat

Digitized by Google

es Fräulein Jenny Meyer als Eigentum erworben und durch Energie, echt künstlerisches kein Opfer scheuendes Streben auf einen Ehrenplatz gehoben.

Dieses Buch soll vor allem meine Erlebnisse schildern, nicht eine Musikgeschichte sein; ich kann daher trotz des besten Willens der musikalischen Entwicklung der letzten Jahre, den unzähligen Konzerten unmöglich Betrachtungen widmen, weil diese allein einen Band füllen würden. Auch sind ja die musikalischen Ereignisse der letzten Jahre allen denen, die daran Interesse nehmen, durch die Zeitungen vollkommen bekannt. Ich werde wahrscheinlich in einem eigenen Werke die bedeutenden Kompositionen und Konzerte die in den letzten zehn Jahren hervorgetreten sind, ausführlicher besprechen; hier an dieser Stelle kann ich nur den schaffenden jüngeren Künstlern Berlin's einige Worte widmen. Unter ihnen sind in erster Reihe Moritz Moszkowski und Ernst Eduard Taubert zu nennen. Die beiden sind zwar hinsichtlich der Geburtstage nicht zu den Jüngeren zu zählen, gehören jedoch insofern zu ihnen, als sie erst in den letzten Jahren mit größeren Werken hervorgetreten und bekannt geworden sind. Sie vertreten entgegengesetzte Richtungen. Moszkowski hat im Beginne seiner Laufbahn mit vielem Glück ein größeres symphonisches Werk „Jeanne d'Arc" zur Aufführung gebracht und ehrende Aufmerksamkeit erregte. In weiterem Verlaufe gewann er durch heitere geistreiche und wohlklingende Klavierstücke so große Erfolge im Konzertsaale und im Geschäftszimmer der Verleger, daß es leicht begreiflich erscheint, wenn er den blumigen und zum sicheren Ziele führenden Pfad weiter verfolgte und den zuerst eingeschlagenen verließ, auf dem er im besten Falle nur zu der Anerkennung der ernsten Musiker und Kenner gelangen konnte. Eine Suite für Orchester, die er vor einigen Jahren vorführte, hat

Digitized by Google

günstige Aufnahme gefunden; die Oper „Boabdil" die in der Königl. Oper 1892 gegeben wurde, enthält einige sehr hübsche Nummern, besonders reizende Tanzmusik; auch ist sie elegant instrumentiert.*)

Ernst Eduard Taubert hat sich ganz der ernsten Muse gewidmet, Orchesterstücke, Quartette, Chöre und Lieder komponiert, die ihm viel Anerkennung und verdiente beste Wertschätzung in musikalischen Kreisen gewannen; ein neues Quintett für Klavier und Blasinstrumente gehört zu den gediegensten und wohlklingendsten Tonwerken der Neuzeit und wird gewiß überall den Namen des Komponisten zu Ehren bringen.

Auch ein neuer Komponist, Fr. Koch, dessen Symphonie vor zwei Jahren in einem Symphonie-Abend der Königlichen Kapelle aufgeführt wurde, hat viel Talent, Erfindung und Geschick in der thematischen Führung und Behandlung des Orchesters gezeigt.

Meine Lehrthätigkeit war in den letzten Jahren bedeutend gewachsen, ich gab, besonders jungen Künstlern, viel Unterricht, die sich zum öffentlichen Vortrage klassischer Werke vorbereiteten und Amerikanern. Von diesen habe ich die sonderbarsten und widersprechendsten Erfahrungen zu verzeichnen. Ich fand unter ihnen die besten, liebenswürdigsten, fleißigsten, jungen Männer und Damen, Menschen von einem so reinen Gemüte, von solcher Anhänglichkeit und Dankbarkeit, daß sie mich optimistisch stimmten, aber auch solche, die gleichzeitig von einem Lehrer zum andern gingen, um von jedem etwas wegzuschnappen und wenn sie bei dem einen waren, auf den andern schimpften. Wenn meinen lieben jungen Freunden Batchelder, Croß, Cressom, Dayas, Giorgia, Pennington,

*) Bedeutender, in jeder Hinsicht war der „Merlin" von Ph. Rüfer. Dieser ist zwar Belgier von Geburt, lebt aber seit 30 Jahren in Berlin. Er hat viele ernste beachtenswerte Werk veröffentlicht.

Digitized by Google

Story, die nun alle in die Heimath zurückgekehrt sind, dieses Buch in die Hände fällt, so mögen sie wissen, daß ich mich ihrer immer mit Freuden erinnere. Von den andern, die auch ein halbes Dutzend bilden können, will ich einen hervorheben, weil er wirklich eine Art Original war: er hieß Clark. Er sandte mir die devotesten Briefe, unterschrieb sich immer Ihr christlich ergebener (Yours in Christ) und lieh sich von mir die Noten, — — die er bei einem anderen Lehrer studierte. Nachdem ich ihm meinen Entschluß, ihn nicht mehr zu sehen, sehr deutlich zu erkennen gab, ging er noch zu zwei anderen Lehrern, schrieb mir dann noch einen Brief, worin er mich seiner besonderen Sympathien versicherte*) und erzählte, er habe bei einem sehr bekannten und gesuchten Lehrer auch nichts gelernt und nur bei Deppe seine Technik ausgebildet! Später heiratete er die seither verstorbene Pianistin Steiniger und sprach von mir in einer Weise, daß ihm der wackere Dr. Gumprecht die Thüre wies. Endlich schrieb er auch noch eine Broschüre, worin er mich angriff. Das war der Mann des „your devoted in Christ".

Die jungen amerikanischen Damen haben sich immer durch großen Fleiß und Ernst ausgezeichnet, ja eine derselben, Miß Josephine Parson, die ich in den siebziger Jahren unterrichtete, war unter allen meinen Schülerinnen überhaupt die in Auffassung und Wiedergabe Schumannscher Tondichtung begabteste. Sie hat dann, wie ich noch bei der großen Clara Schumann**) Unterricht genommen und soll später einen deutschen Offizier geheiratet haben.

---

*) The pleasure I had from Your lessons with You, and Your personal charm. I have great respect for You.

**) Im Jahre 1887 habe ich eine Studie über Clara Schumann in „Nord und Süd" veröffentlicht. Den Brief den mir die große edle Künstlerin schrieb, ist mir der kostbarste aller Autographen.

Digitized by Google

Im Jahre 1887 ist in Berlin ein Künstler als Privatmann, d. h. nicht in der Öffentlichkeit erschienen, dessen Name der jetzigen Generation kaum bekannt sein dürfte, der aber vor 40 Jahren zu den großen Berühmtheiten gehörte: Julius Schulhoff. Er war in der Periode von 1850—1860 der Pianist der nach Liszt die schönsten Erfolge errang, obwohl oder vielleicht weil er gar nichts von diesem Größten hatte, eher einen Gegensatz bildete und dennoch eine ganz für sich abgeschlossene Individualität darstellte; ich möchte sagen, er war ein idyllischer Klavierspieler. Seine Konzert-Programme brachten wenig brillante Stücke, großartige Technik hat er nie gezeigt; er spielte die „leichteren" Sonaten von Beethoven, die in mancher Hinsicht die schwereren sind, weil der Vortragende gar nichts von sich hinzu geben, gar nicht glänzen darf, sondern sie nur im Geiste des Komponisten wiedergeben muß. Als bester Vertreter dieses künstlerischen unwandelbaren Gesetzes trat Schulhoff hervor, mit ruhig edlem Vortrage, schönstem Anschlage und immer vollkommen klarer Technik. Seine sehr anmutigen, immer vornehm gehaltenen Salonstücke waren in der Zeit, da er öffentlich wirkte, auf jedem Klavier zu finden. Schulhoff's sehr zarte Gesundheit zwang ihn, von der Öffentlichkeit zurückzutreten. Doch, die ihn gehört haben, erinnern sich noch gern seines feinen idyllischen Spieles.

Im Oktober 1887 haben auch die Philharmonischen Konzerte unter Bülows Leitung begonnen. Dem Publikum ist erst in diesem Winter 1892/93 klar geworden, was dieser großartige Musiker mit dem Philharmonischen Orchester geschaffen hat, als er durch ein nervöses Leiden von jeder künstlerischen Thätigkeit fern gehalten ward und sehr namhafte Kapellmeister ihn vertraten. Da erkannte man, daß in Bülow eine Individualität vorwaltet, die weit

Digitized by Google

hinausragt über das, was man einen vortrefflichen Kapellmeister nennt, eine Natur, die auf ihre musikalische Umgebung geradezu elektrisch belebend wirkt. Jedes Orchester wird ein ganz anderes in dem Momente, da er den Dirigentenstab schwingt; Keiner vermag gleich ihm heterogene Elemente und Kräfte, die nicht zu den ersten zählen, in solcher Weise zusammenzufassen und zu so großartigen Leistungen zu erheben.

Das Jahr 1888 brachte eine neue Zeitrechnung in der Geschichte Preußens und des deutschen Reiches. Am 9. März endete Kaiser Wilhelm sein ruhm- und ehrenvolles Leben im 91. Jahre. Der Heldenmut im Kriege, die Ausdauer, unermüdliche Pflichttreue und Arbeitskraft, die er in einem Alter zeigte, da andere Menschen schon lange der Ruhe pflegen, waren allbekannt; seine schlichte Größe, seinen herrlich edlen, festen und milden Charakter wird erst die Geschichte künftiger Zeit ganz würdigen; dann wird die Nachwelt erkennen, daß vor Kaiser Wilhelm kein Monarch gelebt hat, der bei den glänzendsten Siegen solche Mäßigung, gegenüber den fluchwürdigsten Attentaten solche Ruhe und Menschenfreundlichkeit bewahrte. Sein Tod ist allgemein betrauert worden, sein Andenken wird durch alle Zeiten leuchtend erhalten bleiben.*) Drei Monate später folgte Kaiser Friedrich Wilhelm dem Vater in die Gruft. Auch er war ein Held, ein ruhmreicher Heerführer, dabei der denkbar beste, wohlwollendste Mensch; aber die Zeit, in die er als Monarch trat, verlangte in viel höherm Grade einen unbeugsamen Charakter, als ein edles Gemüt; er hätte seine Grundsätze nicht zur Geltung bringen können ohne gänzlichen Bruch mit fast allen Traditionen,

*) Am 14. März 1888 schrieb ich in mein Tagebuch: „Allgemeine Trauer von Kaiser Wilhelm — und sein edler Geist soll von All' dem nichts wissen? Schrecklicher Gedanke!"

Digitized by Google

ohne Kampf mit tiefst wurzelnden Gegensätzen, er hätte auf allen Gebieten bittere Enttäuschungen erfahren und die traurige Erkenntnis erlangt, daß in erregten Zeiten die meisten Menschen viel leichter noch schlechter zu machen, aber nicht zu bessern sind, daß wilde Leidenschaften austoben müssen, bevor eine bessere Einsicht Raum gewinnen kann; sein Schicksal glich dann in mancher Hinsicht dem des hochherzigen Menschenfreundes Kaiser Joseph II., dessen letzte Lebensjahre so vielfach getrübt waren durch die Erfolglosigkeit seiner, von den besten Absichten geleiteten, Maßnahmen.

Kaiser Wilhelm II., der nun seit vier Jahren das Szepter mit starker Hand führt, hat bereits eine große Aufgabe gelöst: Er hat allen Parteien gezeigt, daß er über ihnen steht, daß keine auf seine Unterstützung rechnen darf, daß er nur das thut, was er nach seinem Gewissen und nach seiner Überzeugung als konstitutioneller Monarch für das Richtige hält. Der wahre Monarch unserer Zeit muß der konservativste Bürger und der liberalste Edelmann seines Reiches sein. Alle bisherigen Thaten des Kaiser Wilhelm haben bewiesen, daß er seine hohe Aufgabe mit richtigem Blicke erkennt und mit Thatkraft durchführt, daß er solch ein rechter Monarch sein will; und einen ganz energischen von keinem Einflusse geleiteten Szepterträger verlangt die Zeit, sie ist eine schwere von verschiedenartigsten Elementen durchwühlte, auf allen Gebieten sturmbewegte, in der Politik wie in der Kunst.

Die Jahre 1888—92 haben der Kulturgeschichte wieder einen der besten Beweise gebracht, wie die Eigenschaften, die im politischen Leben als treibende Kräfte wirken, auch vielfach in den gleichzeitigen Kunstbestrebungen und deren Beurteilung hervortreten. In den Verhandlungen des Deutschen Reichstages und des Preußischen Landtages stehen sich

Digitized by Google

die schroffsten Gegensätze unversöhnlich gegenüber und ihre Vertreter nehmen jeder für sich das Vorrecht der allein richtigen Politik in Anspruch. Was auf der einen Seite als dem Staate, der geistigen und materiellen Entwicklung der Nation hinderlich bezeichnet wird, das preist die andere Seite als das einzig Wahre, als die Rettung vor dem Niedergange. Während die sozialdemokratische Partei für Grundsätze eintritt, deren Entwicklung folgerichtig die vollkommene Auflösung jeder staatlichen Ordnung herbeiführen muß, zeigen die großen Industrieherren nur zu oft eine Haltung, die jener Partei neue Anhänger zuführt. Das Centrum hat von jeher bei seinen Entschlüssen in jeder Angelegenheit die Interessen der katholischen Kirche als in erster Reihe maßgebend erachtet und die kleinen Zugeständnisse, die es gewährte, bei anderen Gelegenheiten wohl in Rechnung zu bringen verstanden. Daß gerade jede der extremen Parteien mit Siegessicherheit auf die Zukunft rechnet, versteht sich von selbst, die Erscheinung ist nicht neu. Die sogenannten Mittelparteien, die freikonservative und die nationalliberale, sind öfters von den besten Absichten beseelt, aber zu entschiedener That konnten sie sich nur selten entschließen, ganz besonders in der Zeit, als Fürst Bismarck noch das eiserne Kanzler-Scepter führte. Gar oft berieten manche große freikonservative Herren untereinander, wie man sich der unerträglich gewordenen Herrschsucht des Fürsten gegenüber zu verhalten habe; sie waren darüber einig, daß man sich das Verlangen unbedingten Gehorsams nicht länger gefallen lassen könne. Doch über die Art, wie man diesen Entschluß zu erkennen gebe, konnten sich die Herren nicht einigen; ja sie waren fast ängstlich, wenn irgend eine Zeitschrift, die zu den Organen ihrer Partei gezählt wird, in einem Artikel die Notwendigkeit unabhängigerer Haltung leise andeutete. So blieb denn das Feld den

Digitized by Google

extremen Parteien; sie tummeln lustig darauf herum, und fast jede einigermaßen wichtige Verhandlung verschärft sich zu persönlichen Angriffen, die man in früheren Zeiten nur in „romanischen, nicht in germanischen" Parlamenten möglich hielt.

Ganz dieselbe Erscheinung der Ideen-Vertretung und Parteistellung tritt in den jetzigen Kunstbestrebungen auf der Bühne und im Konzertsaale zu Tage, wenn auch nicht so leicht erkennbar, wie die im politischen Leben. Dieses hat seinen Mittelpnnkt in den Parlamenten, dessen Verhandlungen täglich unmittelbar allgemein bekannt werden; während Kunsterscheinungen auf verschiedenen Wegen und nur allmälig in die Öffentlichkeit dringen. Aber die Art und Weise, in welcher gewisse neue Kunstideen sich kundgeben, in der sie beurteilt und verbreitet werden, entspricht vollkommen den jetzigen politischen Entwickelungen und Parteimanövern. Der verworrenste Gedanke einer erhitzten Phantasie, in dem allenfalls eine Ahnung Wahrheit steckt, wird mit mehr oder weniger Talent als eine allgemein gültige sittliche Norm in einem Tendenzstücke zurecht gelegt und auf die Bühne gebracht. Die grellsten, wenigst zusammenhängenden Dissonanzen werden in ein Orchesterstück gezwängt und mit einem tragischen Programmtitel versehen. Das preisen dann die Anhänger aller Orten. Selbstverständlich werden auch nicht die besten Schöpfungen gepriesen, die sich von den Kunstgesetzen und den wahren Gefühlen noch nicht ganz abgewandt haben, sondern die allerüberspanntesten, die dem alten idealistischen Zopfe Hohn sprechen und auf Realismus gebaut sind. Den Männern der freien Bühne war nicht Anzengrubers tief empfundenes „Viertes Gebot" das höchste, sondern des talentvollen Gerhard Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", wo man für eine schöne Liebesscene alle möglichen Widerwärtigkeiten mit in den

Digitized by Google

Kauf nehmen mußte, und in dem ein Mann das geliebte Mädchen verläßt, als er durch den Hausarzt erfährt, daß sie die Tochter eines Trunkenboldes ist und ihre Kinder das Übel erben können. So auch ward nicht des sehr begabten Komponisten Richard Strauß „Italienische Symphonie" am meisten gelobt, sondern seine symphonische Dichtung „Tod und Verklärung", die weit hinausgeht über die stärksten Lisztschen Dissonanzen; gerade diesem Werke wurde die glänzendste Zukunft verkündigt. Es herrscht also überall die Lust an Gewaltigem, Gewaltsamem, an der rücksichtslosen Energie, und wo immer diese Eigenschaften noch mit bedeutendem Talente verbunden hervortreten, dann ist ihnen der glänzendste Erfolg sicher; das Gute, Schöne wird geopfert. Die liebenswürdige, anmutige und ganz vortrefflich musikalisch gebildete Clotilde Kleeberg, die edelste, echteste weibliche Pianistin seit der großen Clara Schumann, ist in den Augen des großen Publikums verdunkelt durch Therese Careño-d'Albert, die kolossale Technik mit glänzendem Feuer und Temperament verbindet, aber Empfindung und wahrhaften Schwung vermissen läßt. Des großen Künstlers d'Albert Erfolge sind mit den ganz kolossalen Rosenthals nicht zu vergleichen, der jetzt ganz unzweifelhaft als der gefeiertste Pianist dasteht, es aber vermeidet, Werke vorzutragen, bei deren Wiedergabe der Schwerpunkt in der musikalischen Vertiefung, nicht in Klaviereffekten liegt. Diesen Erscheinungen gegenüber verhalten sich die Klassicisten immer abwehrender und lassen auch das nicht gelten, was unter allen Verhältnissen anerkannt werden muß, negieren alles, was nicht direkt aus ihren Kreisen hervorgeht. Unter solchen Verhältnissen wirken also auch in der Kunst nur die extremen Kreise, jeder in seiner Richtung, und die Mittelparteien können hie und da versuchen, für eine ruhigere Anschauung der Kunstleistungen

Digitized by Google

Raum zu gewinnen; es gelingt sehr selten, meistens haben sie auf zwei Seiten Feindschaft zu bestehen. Der tüchtige Mann muß heutzutage sich damit begnügen, daß er zwischen zwei Stühlen fest auf eigenen Füßen steht.

Ich habe während meiner Thätigkeit als Lehrer, als Kritiker und musikpädagogischer Schriftsteller den Standpunkt des Vermittlers fest gewahrt, habe das Schöne und Große, den Urgesetzen der Kunst entsprechende, mit Freuden anerkannt, wo ich es traf, das Excentrische und Gewaltsame, Genialthuende ebenso entschieden bekämpft wie das Unbedeutende, Flache, in klassischen Überwurf Gehüllte, unbekümmert um Angriffe von dieser oder jener Seite. Im Jahre 1891 habe ich nach jahrelangen gründlichen Studien eine kleine Broschüre veröffentlicht, „Musikstudium und Klavierspiel, Betrachtungen über Auffassung, Rhythmik, Vortrag und Gedächtnis" und in derselben dargelegt, daß im Studium der Musik alles aus der Musik selbst geschöpft werden muß und nicht aus anderen wissenschaftlichen Studien, die an und für sich sehr verdienstlich sind, aber den künstlerischen Leistungen, schaffenden oder wiedergebenden, sehr wenig Nutzen bringen.*) Auch habe ich eine bisher sehr verschiedenartig behandelte rhythmische Frage, die des dreiteiligen Taktes, durch hundert Beispiele der bedeutendsten Werke der verschiedensten Richtungen unwiderleglich festgestellt. Ich sandte die Broschüre dem Kultusministerium

*) Da in der Broschüre auch von der Auffassung und Wiedergabe berechneter Charakterrollen in Shakespeare'schen und Goethe'schen Dramen die Rede ist, wandte ich mich an die Herren Barnay und Dr. Devrient, damals Direktor des Königl Schauspielhauses, mit dem Ersuchen, mir ihre Meinung über das Rollenstudium des Schauspielers mitzuteilen. Die brieflichen Antworten der beiden Herren sind insofern interessant, als sie vollständig Entgegengesetztes aussprechen.

Digitized by Google

mit dem Ersuchen, sie dem Musikſenate zur Beurteilung zu unterbreiten und dem ausdrücklichen Bemerken, daß ich nichts bezweckte, als den Musikautoritäten zu beweiſen, daß ich eine bisher ſchwankend behandelte rhythmiſche Frage feſtgeſtellt und dem wahren Muſikſtudium einen kleinen Dienſt geleiſtet habe. Der Senat lobte die Broſchüre, hob „die erſchöpfenden Unterſuchungen über die Betonung des dreiteiligen Taktes beſonders“ hervor und ſchloß: „Wir dürfen eine anregende Wirkung auf den Klavierunterricht von dieſer Seite wohl erwarten.“ Dieſes Urteil war für mich um ſo ehrenvoller und dankverpflichtender, als meine Beziehungen zu ſämtlichen Mitgliedern des Senates vollſtändig oberflächlicher Natur waren, und ich mit keinem in geſellſchaftlichem Verkehr ſtehe.

So war meine Stellung im Jahre 1891 beſchaffen. Ich konnte trotz meiner immer mehr zunehmenden Skepſis die Hoffnung hegen, daß meine letzten Lebensjahre in äußerlicher Ruhe verfließen würden; da kam die Kataſtrophe, die in meiner Stellung und meinen Beziehungen teilweiſe eine Umwälzung bewirkte, meine Sinnesart und Weltbetrachtung vollkommen gefeſtigt hat. Ich werde die Thatſachen genau darſtellen, nichts verſchweigen; erkläre auch im vorhinein, daß es mir gar nicht einfällt, mich entſchuldigen zu wollen; ich bereue jetzt nur, daß ich mich damals im Bewußtſein eines Fehlers überrumpeln ließ, und daß erſt nach und nach alle die Einzelheiten vor mein Gedächtnis traten, die ich nunmehr anführen werde, von denen einige zeigen werden, wie manchmal die Leute beſchaffen ſind, die am lauteſten für Recht und Ehre deklamieren.

In der zweiten Hälfte November 1890 befand ich mich zufällig in der Redaktion des „Tageblatt“, als der Eigentümer, Herr Moſſe, mir mitteilte, es ſei ein Pianiſt Herr

Digitized by Google

Rosenthal angekommen, der ihm von einem sehr befreundeten Wiener Geschäftsfreunde in ganz überschwänglicher Weise empfohlen war, für den also das Blatt wirken müsse. Auch der Hauptredakteur, der treffliche Doktor Levysohn erzählte, Herr R. habe ihm ebenfalls eine dringende Empfehlung von einem berühmten Laryngologen aus Wien gebracht. Ich antwortete der Wahrheit gemäß, daß Herr R. mir schon vor zwei Jahren von Deutsch-Amerikanern als ein ganz merkwürdiger Klavierspieler gerühmt worden war und daß es mich freuen soll, ihn bald zu hören. Hierauf lud mich Dr. Levysohn ein, bei ihm mit dem Empfohlenen zu Mittag zu speisen.

Der erste Eindruck, den die Persönlichkeit des Herrn R. in mir erzeugte, war ein günstiger. Ich fand ihn geistreich, witzig; sein Gespräch bewies auch, daß er einige humanistische Bildung besaß, also auch Studien betrieben hatte, welche der Mehrzahl der reisenden Virtuosen unbekannt geblieben sind. Die etwas überschwänglichen Komplimente, mit denen er mich während des Mittagmahles und nachher, beim Heimwege, überhäufte, berührten mich zwar nicht angenehm; aber ich dachte, die vornehme selbstbewußte Haltung der großen Künstler Bülow, Brahms, Joachim, Rubinstein könne nicht verlangt werden von einem jungen Manne, der seine ersten großen Erfolge in Amerika gewonnen hatte, in dem Lande, wo noch ganz andere Hebel in Bewegung gesetzt werden, als in Deutschland.

Das erste Konzert fand am 2. Dezember statt, und ich kann wohl sagen, ich war erstaunt, verblüfft! Wenn ein Pianist in jetziger Zeit im Stande ist, selbst einem alten Kritiker und Pianisten durch seine Technik zu imponieren, so mußte die Leistung jedenfalls eine außerordentliche sein. Dieser Überzeugung gab ich Ausdruck, verhehlte jedoch mein

Digitized by Google

Bedenken gegen das ausschließliche Anstreben größter technischer Effekte nicht ganz und sprach es in den Worten aus: „Herr R. darf nicht stehen bleiben auf der Höhe großartigster unerreichter Technik, er muß in die Tiefen der Kunst dringen, wie einst Carl Tausig, der ja auch als niederschmetternder Techniker begann."

Ich hielt es für Pflicht, das erste Mal nur leise andeutend zu verfahren, sowohl aus gewohnter Rücksicht gegenüber einem ersten Auftreten, als auch gegenüber dem Eigentümer und dem Redakteur des Blattes, die doch immer ein Anrecht besaßen, daß ihr Mitarbeiter ihre Wünsche erfüllt, so lange dieselben seinen Überzeugungen nicht widersprachen. Wenige Tage nachher fand ein Philharmonisches Konzert unter Bülows Leitung statt. Als ich ihn wie bei allen Konzerten, während der Pause im „Künstlerzimmer" besuchte, empfing er mich mit den Worten: „Sie schwärmen wohl für Herrn Rosen-Thalberg", worauf ich antwortete: „Sie scheinen nicht zwischen den Zeilen lesen zu können" und das Zimmer verließ. Dieser Zwischenfall, der in Gegenwart von 12 bis 15 Personen stattgefunden hatte, wurde sofort in der Stadt mit allen möglichen Aufbauschungen erzählt. Herr Ernst Ed. Taubert fragte mich, ob es denn wahr sei, daß zwischen Bülow und mir wegen meiner Kritik des Rosenthalschen Konzertes ein Bruch entstanden sei? Als Antwort übersandte ich ihm einen Brief Bülows, vier Tage nach dem erwähnten Vorfalle geschrieben; in diesem war auf zwei Seiten nur die Rede von einer Stelle des Beethovenschen C-moll Konzertes, über welche ich ihn um seine Meinung befragt hatte, von einer Andeutung des Vorfalles oder der Person Rosenthals enthielt derselbe kein Wort. In der Kritik des zweiten Konzertes sprach ich von dem „ganz überwältigenden Eindrucke" (die Worte waren groß gedruckt),

Digitized by Google

„auch auf jene Hörer, die andere Anschauungen hegen.“ Nach dem dritten und letzten Konzerte besuchte ich ihn im Künstlerzimmer der Singakademie und äußerte ihm meine Anerkennung für manche unleugbar außerordentliche Leistung; an diese Äußerung mag er vielleicht größere Hoffnung geknüpft haben, als meine Kritik vom 20. erfüllte. Diese sprach von „manchem Bedenklichen“, endigte aber mit: „Herr R. hat das Prestissimo der Beethoven-Sonate (109) mit einer Präzision und rythmischen Schärfe gespielt, die von bloßer Technik nicht erreicht werden kann. Nicht allein die quasi Verpflichteten haben applaudiert, sondern auch die Kompetenten.“

Darauf erhielt ich folgenden Brief des Herrn Rosenthal, den der Leser genau im Gedächtnis behalten möge, um ihn mit der späteren Erklärung dieses Pianisten zu vergleichen:

Hochverehrtester Herr Professor!

Nach den gütigen herzlichen Worten, die Sie mir im Künstlerzimmer sagten, kann ich meine Enttäuschung heute kaum verbergen. Ihr Schlußsatz stellt den Erfolg der früheren zwei Konzerte vollständig in Frage, ohne ihn im dritten als einen durchschlagenden zu kennzeichnen. Herr v. Bülow kann jetzt allerdings zufrieden sein. Nebenbei, oder als Hauptsache bemerkt, ich habe weder diese*), noch andere Sonaten Beethovens nach Bülowscher Edition studiert; dazu fühle ich mich als Musiker zu selbständig, und weder die Anmerkungen, noch die Applikationen Herrn v. Bülows haben mir je Nutzen bereiten können.

Der eigentliche Zweck dieser Zeilen ist aber, Ihnen einen

*) Ich hatte in meinem Berichte gesagt, daß Herr R. eine Stelle des Prestissimo in der E-Dur Sonate (Op. 109) nach Bülowscher Ausgabe spielte, die hier die Dezime anstatt die Terz anzeigt.

Digitized by Google

herzlichen Abschiedsgruß zu senden, da ich bereits morgen verreise. Wollen Sie noch glauben, daß ich Ihnen über die Dankbarkeit für Ihre Zeilen nach meinem ersten Konzerte eine Verehrung entgegenbringe, die sich gleichermaßen auf Ihr großartiges Wissen, als auch auf Ihre liebenswürdige Persönlichkeit bezieht. Nehmen Sie diesen etwas naiven Ausdruck meiner sympathischen Gefühle nicht ungütig auf.

In aufrichtigster Hochschätzung Ihr werter
Moritz Rosenthal.

20. Dezember 1890.

In der „Gegenwart", für die ich damals ebenfalls noch Musikberichte schrieb, erschien eine einzige Gesamtkritik der R.'schen Konzerte (3. Januar 1891) sie lautete:

„Herr R. besitzt die riesenhafteste Technik, die je auf dem Klavier vernommen ward, er macht Dinge, die man sich erst hinterdrein am Instrumente erklären muß. Er gebraucht diese Technik manchmal in einer Weise, die das vorgetragene Werk völlig unkenntlich macht. Webers As-dur Sonate, manche Variationen in den Etudes symphoniques klangen wie Stücke, die ein Uhrwerk in rasendster Schnelligkeit ganz fehlerlos, aber ohne mindesten Vortrag ausführt. Anderseits hat Herr R. vieles in Stücken, die unbedingt höhere Auffassung und selbst ein feines Empfinden verlangten, mit überraschender Wärme, Mäßigung und Zartheit vorgetragen; in Schuberts Wandererphantasie, in Beethovens 109" ꝛc., „Herr Rosenthal ist jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung" u. s. w. Der Schluß der Kritik lautet: „Wenn Herr Rosenthal von der höchsten Spitze der Technik für eine kurze Zeit herabsteigen will, um in die höhere Region der Künstlerschaft zu gelangen durch ernstestes Studium und Aufopferung momentan schimmernder Erfolge, so kann er sich den Platz neben den Allerersten wählen."

Digitized by Google

Wenn ich mir nun die Leistungen dieses Pianisten wieder ins Gedächtnis rufe, so kann ich nicht anders urteilen, als: sie sind in mancher Beziehung unvergleichlich. Solche technische Effekte können, wie auch meine Kritiken immer betonten, durch bloßes unaufhörliches Üben nicht erzielt werden; sie sind von sehr großer Begabung und größter Energie unzertrennlich. Vergleiche ich dagegen die künstlerische Gesammtleistung dieses Pianisten mit denen anderer Künstler d'Albert, Bülow, Rubinstein, Tausig [in alphabetischer Ordnung genannt] so gelange ich zu dem Resultate: Herr Rosenthal verhält sich zu diesen Künstlern wie der Eiffel-Thurm der Pariser Weltausstellung von 1889 zu dem Dome von Mailand, der Certosa di Pavia oder einem anderen Bauwerke der Art. Der Eiffel-Thurm ist ein staunenswertes Unikum, aber kein Kunstwerk, und wenn vielleicht für die Chicago-Ausstellung ein noch höherer ausgeführt wird, so verliert jener den größten Teil seines Wertes. Dagegen stehen der mailänder Dom und andere großartige Bauwerke nicht einzig da, an manchem sind sogar kleine Fehler zu bemängeln, auch ihre Wirkung auf den Beschauer ist nicht die gleiche, dem einen gefällt die Gothik besser, dem anderen die Renaissance u. s. w. Aber der Kunstwert jedes einzelnen bleibt unbestritten. Nun giebt es allerdings nicht wenige Leute, denen der Eiffel-Thurm noch viel mehr imponiert, als irgend eine Cathedrale, deren Beurteilung auch wahren Kunstsinn verlangt. Und so werden auch Rosenthals Leistungen bei sehr vielen Konzertbesuchern, die nicht blos mit den Ohren, sondern auch mit den Augen hören wollen, die größte Wirkung hervorbringen. Herr Rosenthal ist ganz entschieden der Mann unserer Zeit, die geblendet, gepackt, beherrscht, nicht zum künstlerischen Erwägen, zum Nachdenken angeregt sein will. Das kleine Häuflein musikalisch gebildeter Hörer übt

Digitized by Google

sehr wenig Einfluß auf das Urteil, und gar keinen auf die Einnahmen. Herrn Rosenthals Erfolge sind auf einige Jahre glänzend gesichert.*)

Im August 1891 besuchte mich Herr R., während ich in Helgoland war, hinterließ eine Visitenkarte, auf der er sein Bedauern ausdrückte, daß er mir „seine Hochachtung nicht persönlich darbringen konnte" und beauftragte meine beiden Dienstleute, die Karte ja zu bewahren und mir „herzliche Grüße" zu bestellen.

Über meine weiteren Beziehungen zu Herrn Rosenthal giebt mein an den Redakteur des Leipziger musikalischen Wochenblattes gerichteter Brief Aufschluß, den ich hier nach seinem vollem Wortlaut wiedergebe, damit mich nicht der Vorwurf einer Beschönigung treffen könne.

Berlin, 10. Januar 1892.

Geehrteste Redaktion!

Die Berichte des „Berliner Tageblatt" über Herrn Rosenthal sind nicht von mir geschrieben. Herr Rosenthal hat mich Anfang Dezember besucht und mit Komplimenten überhäuft. Ich bemerkte ihm sehr freundlich, daß er, um sich als Musiker einzuführen, nachdem seine riesige Technik bereits vollste Anerkennung gefunden, ein Konzert mit Orchester geben müsse; das schien ihm nicht zu konvenieren. Dann begann er ein Gespräch über Bach, ich nahm die „Suiten" zur Hand, und konnte meine Verwunderung über seine gänzliche Unkenntnis der Vortragszeichen, Stimmführung und dergl. nicht vollständig verbergen. Alles das teilte ich unmittelbar nach dem Besuche des Herrn Rosenthal

*) Herr Director Pollini in Hamburg hat Herrn R. auf 50 Konzerte mit einer hohen Summe angeworben, und macht ein ganz gutes Geschäft dabei.

Digitized by Google

dem mir befreundeten Redakteur des „Berliner Tageblatt“, Dr. A. Levysohn schriftlich mit, „damit Niemand behaupten dürfe, ich wäre etwa beeinflußt“. Nun ist Herr Rosenthal dem Eigentümer des Blattes von reichen Wiener Kaufleuten sehr warm empfohlen, und so kam der Redakteur auf den Gedanken, die Berichte (mit meinem Wissen) von einem Anderen besorgen zu lassen, da „ich mir durchaus nichts vorschreiben lasse“. Herr Rosenthal aber ließ mir von seinem Konzert-Agenten keine Billete senden; ich habe gestern Abend an der Kasse für unbemittelte Schülerinnen des Konservatoriums Sitze gekauft, damit sie diesen enormen Virtuosen hören [dem freilich künstlerischer Anstand und weltmännische Klugheit ganz fehlen]. Hanslick schreibt mir, daß der „unmusikalische Hexenmeister“ sich gegen ihn ganz ebenso benommen hat. Als dieser nach Amerika ging, hat ihm Hanslick sehr nützliche Empfehlungen mitgegeben. Als er von Amerika zurückkam, [wo er mit dem unmöglichen Josephi Freundschaft geschlossen hatte] schrieb Hanslick einmal „bei aller Anerkennung der riesigen Technik“, er habe Chopin und Schumann nicht gut gespielt; hierauf grüßte ihn Rosenthal nicht mehr!! Indem ich Sie geehrteste Redaktion, bitte diese Mitteilungen auch zur Kenntnis der Ihnen nahe stehenden Leipziger Redaktionen bringen zu wollen, zeichne ich in ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Heinrich Ehrlich.

Ich habe bereits erklärt, daß es mir nicht einfällt, mich entschuldigen zu wollen; nur das Eine sei hier bemerkt, daß ich an den Redakteur des „Musik-Wochenblattes“ aus dem Grunde schrieb, weil wir nicht in der mindesten Beziehung standen; er hatte sogar noch 2 Jahre zuvor einen wüthenden Angriff gegen mich veröffentlicht. Ich dachte also ihm einen

Digitized by Google

Beweis meiner Objektivität zu geben. Der Leser möge denken, was er will. Diesen meinen Brief hat nun der Redakteur in seiner Zeitschrift mit den heftigsten Ausfällen gegen mich abgedruckt. Herr Rosenthal seinerseits veröffentlichte in demselben Blatte die folgende Erklärung, die der Leser mit dem oben angeführten Briefe desselben Herrn vom 20. Dezember vergleichen mag:

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Ihre Vermutung, daß ich zu dem famosen Briefe Ehrlich's Etwas zu bemerken haben dürfte, kann ich in bejahendem Sinne durch eine genetische Entwickelung der ganzen Leidensgeschichte unseres geschätzten Berliner Kritikers beantworten. Als ich im Dezember 1890 in Berlin konzertierte, mischte Herr Ehrlich in seiner Recension über mich derartige Lobesfanfaren und Ruhmesposaunen in das gewohnte „Blech" seiner kritischen Auseinandersetzungen, daß ein illustrer älterer Kollege daran kollegialischen Anstoß nahm und Herrn Ehrlich darüber Vorwürfe machte, der sich auch, nach seinem eigenen Geständnis, durch denselben beeinflussen ließ und mich schon in der zweiten Kritik nicht mehr mit Karl Tausig, sondern mit einer Spieluhr verglich. O, quae mutatio rerum! Meine diesbezügliche Interpellation beantwortete Herr Ehrlich in geistvoller Weise dahin, er wäre mißgestimmt gewesen, er hätte Rheumatismus im Arm gehabt. Ob dieser Rheumatismus nicht durch den schroffen Temperaturwechsel seiner Kritik entstanden ist?

Dieser chamäleonartige Farbenwechsel und nicht die ganz köstlich erfundene Fabel von meiner angeblichen Unkenntnis Bach'scher Vortragszeichen und Bach'scher Stimmführung war der Grund, daß Herrn Ehrlich das Referat über meine diesjährigen Konzerte durch Herrn Chefredakteur Levysohn entzogen ward u. s. w.

Digitized by Google

Bald nach der Veröffentlichung dieses Schriftstückes von Herrn Rosenthal, brachte die „Frankfurter Zeitung“ einen sehr langen Artikel, worin mein Brief an den Redakteur des Wochenblattes als „Muster von Korruption und Naivetät“ abgedruckt, von einer humoristischen Entgegnung des Herrn R. gesprochen, ich des „Boykott“ Treibens, Herr Prof. Hanslick der mittelbaren Anregung beschuldigt wurde. Eine von mir eingesandte Erwiderung, in der ich mein tiefes Bedauern, daß ich mich zu jenem Briefe hatte hinreißen lassen, aussprach, gegen den Angriff auf Herrn Prof. Hanslick Verwahrung einlegte und es der Leserwelt anheimstellte, ob ich Boykott triebe*), ward von der Redaktion des Feuilletons zurückgewiesen; denn „sie beschränke sich nicht auf thatsächliche Angaben;“ „wir hätten Ihre Zuschrift im Interesse der Objektivität zum Abdrucke gebracht, wenn der Umfang derselben den uns zur Verfügung stehenden Raum nicht beträchtlich überschritte.“ Ich führe diese Worte an, weil der Raum, den der Angriff auf mich ausgefüllt hatte, ein viel beträchtlicherer gewesen war. Ich sandte nun ein Telegramm mit dem Ersuchen, die Erklärung als bezahltes Inserat aufzunehmen und mit einer Zeile im Feuilleton darauf hinzuweisen. Darauf kam eine Drahtantwort: „Kosten des Artikels 100 Mark, Hinweis von der Redaktion abgelehnt“. Ich sandte die 100 Mark sofort, eine erbetene Berechnung ist mir nicht

*) „Und zum Schlusse: Seit dreißig Jahren schreibe ich Berichte für Berliner und auswärtige große Zeitungen; je älter ich wurde, um desto mehr bemühe ich mich, immer das Gute lobend hervorzuheben neben etwaigem Tadel. Wenn mir nun in meinem 70. Jahre vorgeworfen wird, ich triebe Boykott u. dgl., so überlasse ich ruhig der Zukunft die Entscheidung, ob ein nach dreißigjähriger ehrenhafter Thätigkeit in gerechtfertigter gereizter Stimmung begangener Fehler Jemanden zu solchem Ausfalle berechtigt. Das ist mein letztes Wort in dieser Sache.“ Heinrich Ehrlich.

Digitized by Google

zugekommen; wie es mit der „Objektivität" der Redaktion beschaffen war, berichtet dies Telegramm; ich werde weiter unten diesen Punkt noch erörtern. Nicht lange nach diesem Vorfalle, als Herr Rosenthal in Hamburg konzertierte, erschien ein fulminanter Artikel des Herrn Prof. Sittard, Berichterstatter des „Hamburger Korrespondenten", worin er auf das Feuilleton der Frankfurter Zeitung hinwies und ebenfalls von Boykott sprach; in einer Korrespondenz an die neue Berliner Musikerzeitung griff mich Herr Prof. Sittard in einem so gehässigen Maße an, daß der Redakteur sich bewogen fand, manches zu ändern.

Ich will nun zuerst einmal meine Beziehungen zu Herrn Prof. Sittard darlegen, dann das Verhalten der Frankfurter Zeitung beleuchten. Am 19. August 1885 erhielt ich von dem Hauptredakteur des hamburgischen Korrespondenten, Herrn Rosatzin, folgenden Brief: „Wie Sie wahrscheinlich wissen werden, verläßt Herr Meinardus in nächster Zeit seine Stellung als Musik-Referent an unserem Blatte. Für Wiederbesetzung ist mir ein Herr Sittard, d. Z. in Stuttgart domizilierend empfohlen worden; **derselbe hat sich auf Sie berufen,** und das giebt mir Anlaß, Ihre Meinung über die Befähigung des genannten Herrn zu erbitten. Sie selbst, verehrter Herr Professor, können am besten die Ansprüche beurteilen u. s. w." Ich antwortete sofort, daß Herr Sittard mir persönlich ganz unbekannt sei, daß aber, was ich von seinen Schriften kenne, mich veranlaßt, ihn warm zu empfehlen. Hierauf erhielt Herr Sittard die Stelle. Ich besitze auch noch vom Jahre 1887 mehrere Schreiben, die alle mit den Worten „Herzlichen Dank" beginnen; in einem derselben ersucht er mich, ihm Bücher aus der hiesigen Königlichen Bibliothek zu verschaffen, eines der verlangten sandte ich aus meiner eigenen Bibliothek. In einem Feuilleton

Digitized by Google

des „Berliner Tageblatt“ sprach ich noch mit großem Lobe von seiner Geschichte der Musik am Württemberger Hofe. Dieser Herr hat also von mir nur freundliches erfahren. —

Er mag sich in die Brust werfen und sagen, daß wenn er auch mir seine Stelle verdankt, er keine Verpflichtung habe, meine Thaten gut zu heißen, — es wäre ganz consequent!

Was nun die „Frankfurter Zeitung“ betrifft, so hat der Eigentümer Herr Sonnemann im Jahre 1863 einen ganz eigentümlichen Nachdrucks-Prozeß gegen mich verloren. Ich war in den Jahren 1859—60 bei der Frankfurter Zeitung öfters thätig; sie gehörte damals noch den Herren Sonnemann, Bernhard Doktor und Dr. Braunfels gemeinschaftlich; ein Zerwürfnis mit den beiden letztgenannten beendete meine Thätigkeit; doch blieb ich in guten Beziehungen mit Herrn Sonnemann. Zur Zeit als mein Roman „Kunst und Handwerk“ gedruckt wurde, ging es mir schlecht; ich bat Herrn Sonnemann, die Aushängebogen einer Episode aus dem Buche „Memoiren einer Primadonna“ zu lesen; wenn sie ihm gefiele, möge er doch deren Aufnahme in das Feuilleton seiner Zeitung veranlassen. Er zeigte sich bereit, sandte mir aber nach einigen Tagen die Episode zurück mit einem sehr freundlichen Briefe, worin er sein Bedauern ausspricht, daß die Miteigentümer des Blattes sich entschieden gegen den Abdruck erklärt hätten; dieser Brief liegt den Akten bei. Weit entfernt dem Herrn Sonnemann um dieser traurigen Wendung den mindesten Groll nachzutragen, überreichte ich ihm ein Frei-Exemplar meines oben erwähnten Romanes mit einer Widmung. Aus diesem Exemplare hat Herr Sonnemann dieselbe Episode, die er für die Frankfurter Zeitung nicht erwerben konnte, in einem von ihm gegründeten, jedoch bald eingegangenen kleinen Volksblatt nachdrucken lassen, ohne mir ein Wort zu sagen.

Digitized by Google

Als ich ihn zur Rede stellte, meinte er, es müßte mir doch als ein Gefallen erscheinen, wenn er von dem Buche Notiz nähme. Erst darauf trat ich klagbar gegen ihn auf. Er wurde zuerst vom Gerichte wegen Nachdruckes verurteilt; die Privat-Entschädigungsklage, die ich durch Dr. Sauerländer führen ließ, endigte mit einem Vergleiche, den mein Anwalt selbst als einen nicht vorteilhaften bezeichnete, auf den ich aber einging, um mit Herrn Sonnemann weiter nicht verhandeln zu müssen.*)

Es ist also leicht erklärlich, daß Herr Sonnemann die günstige Gelegenheit benutzt hat, mich zu schädigen**); sollte etwa der Redakteur des Feuilletons behaupten wollen, daß er allein den Artikel geschrieben und den Hinweis auf meine Erwiderung im Inseraten-Teile abgelehnt hat, so kann ich nur sagen, daß er ganz von Sonnemann'schem Geiste durchdrungen ist. Daß der Redakteur des Leipziger Musikalischen

*) Daß diese Prozedur des Herrn Sonnemann durchaus nicht vereinzelt dasteht, beweist folgende Notiz des Berliner Tageblatts:

Die Frankfurter Zeitung hält sich für berechtigt, dem Berliner Tageblatt Vorhaltungen wegen einer Notiz über die Altenburger Spielkartenfabrik zu machen. Wie angemessen das Frankfurter Blatt damit handelt, werden unsere Leser ermessen, wenn wir ihnen folgendes Weitere darüber mitteilen: Gegen die Frankfurter Zeitung war wegen dieser Angelegenheit Klage erhoben worden. Darauf wandte sich die Redaktion des Blattes an uns mit der Bitte, sie mit allerhand Material darüber zu versehen. Diese Bitte haben wir dem Blatte so ausgiebig, als es uns irgend möglich war, erfüllt. Seinen Dank dafür hat uns dasselbe nun in der ihm eigentümlichen Manier mit der obenerwähnten Notiz zum Ausdruck gebracht.

**) Wie Herr Sonnemann gegen mich gestimmt ist, beweist ein Brief des sehr geehrten Berliner Redakteurs der Frankfurter Zeitung, Herrn Dr. Stein, vom 7. April 1888, worin er mit Bedauern erklärt, von meinem Buche „Aus allen Tonarten" keine Besprechung bringen zu können. Herr Sonnemann hat ja Recht! Odisse quem laeseris.

Digitized by Google

Wochenblattes die Gelegenheit benutzte, die Aufmerksamkeit auf sein Blatt zu lenken, daß Herr Rosenthal in seinen Briefen an dieses Blatt die Schmeicheleien mit denen er mich früher überhäufte, gegen Schmähungen umtauschte, auch etliche Unwahrheiten*) vorbrachte, finde ich ebenfalls ganz natürlich. Was aber soll ich von Herrn Prof. Sittard in Hamburg sagen? Nun, er hat gerade so gehandelt, wie viele andere, und ich bin überzeugt, es giebt eine ganze Masse „gebildeter" Leute, die sein Verfahren billigen. Warum sollte er einen Augenblick zaudern, den Mann schlecht zu machen, auf dessen Zeugnis er sich berief, und der ihn warm empfahl, als er die Stellung anstrebte, die er heute einnimmt?**)

Es hat selbstverständlich auch nicht an massenhaften kollegialischen Ausbeutungen dieses Vorfalls gegen mich gefehlt; ich könnte ganz ergötzliche Geschichtchen erzählen, wie gerade diejenigen Herren, denen ich die meisten Gefälligkeiten erwiesen, die ersten gewesen waren, die für sich Nutzen ziehen wollten, und wie die obskursten sich am meisten auf dem moralischen Entrüstungsgaule tummelten. Wahrscheinlich verfuhren die edlen Leute nach dem alten Sprichworte „Viele Hunde sind des Hasen Tod", — — ich bin aber kein Hase!

Doch es ist mir Pflicht und Freude, auch des Freundlichen zu gedenken, das mir in jener Zeit erwiesen wurde. Die Berichterstatter der bedeutenderen Zeitschriften Berlin's

*) In dem ersten Briefe an die Redaktion des Wochenblattes nannte er meine Bemerkungen über seine Bach-Unkenntnis „eine köstlich erfundene Fabel"; nach meinem Inserate in der Frankfurter Zeitung gestand er, ich hätte ihm „inhumaner Weise" eine Sarabande von Bach vorgespielt.

**) Daß die Redaktion des Hamburger Correspondenten die Ansichten ihres edlen Berichterstatters nicht teilte, bewies am besten das herzliche Glückwunsch-Telegramm das Herr Direktor Rosatzin am 5. Oktober 1892 zu meinem 70. Geburtstag „dem lieben Freunde" sandte.

Digitized by Google

haben sich sehr rücksichtsvoll gegen mich benommen; ich danke ihnen dafür, am meisten dem Berichterstatter der Kreuzzeitung, Herrn von Koß; ich hatte ihn nicht lange vorher stark angegriffen; es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den Vorfall gegen mich in schärfster Weise zu benutzen, und die Redaktion der Kreuzzeitung hätte gewiß mit Vergnügen die Gelegenheit benutzt, gegen das ihr verhaßte „Berliner Tageblatt" einen nicht abzuwehrenden Angriff zu richten. Aber Herr v. Koß schwieg, und ich danke ihm nochmals herzlichst.

Der Zwischenfall hat momentan meine Stellung erschüttert aber mich auch angespornt, alle meine Kräfte zusammen zu raffen. Ich ward gezwungen, aus dem Verbande des Tageblatts zu treten, will die Vorgänge nicht näher beleuchten, nicht erörtern, ob wirklich berechtigter Unwille maßgebend war, da derselbe bei einem Vorfalle gegenüber einem anderen Schriftsteller, und trotz viel stärkeren Anlasses sich gar nicht kundgab. Ich will nur bemerken, daß der Redakteur Arthur Levysohn sich auch bei dieser Gelegenheit als ein vortrefflicher Mensch und aufrichtig freundlich Gesinnter bewährt hat, und daß Herr Mosse bei jeder Gelegenheit, besonders bei meinem 70. Geburtstage, mir gegenüber dankenswerte rücksichtsvolle Haltung zeigte.

Ich werde den Leser nicht mit einer Beschreibung der Gefühle behelligen, die mich in jener Zeit durchwühlten. In einem Romane, wenn ich nicht sehr irre von Balzac, las ich einmal den Satz „il y a de ces catastrophes ou le coeur se brise ou se bronze"; und da ich keine Lust verspürte, mein Herz durch die Angriffe solcher — Herren brechen zu lassen, so habe ich es bronziert.

XXIV. Kapitel.

Schlußbetrachtungen.

Ein Rückblick auf die dreißig Jahre könnte mir die Befriedigung geben, daß ich als Künstler, als Schriftsteller und als Kritiker das Richtige angestrebt und öfters erreicht habe, daß mir die warme Anerkennung großer Künstler zu Teil geworden ist; die einzige Thorheit, die ich in der Rosenthal-Angelegenheit begangen, ist mir momentan übel genug bekommen; aber ganz aufrichtig gestanden, ich beklage den Zwischenfall nicht sehr, denn meine geistige und körperliche Gesundheit ist entschieden bedeutend gekräftigt, seit nicht der Zwang des täglichen Konzertbesuches und Berichtes auf mir lastet, und ich vollständig unabhängig geworden bin.

Das kurze Leben, das mir man noch gegönnt, — ein langes wäre unerträglich, — betrachte ich vom Standpunkte des Fußwanderers, freue mich herzlich eines schönen Tages, bin aber immer auf schlechtes Wetter vorbereitet. Ich werde noch manches auf musikalischem und schriftstellerischem Gebiete versuchen; gelingt es, dann ist mir ein schöner Tag beschieden, im Gegenfalle hülle ich mich in den Regenmantel. Diese Anschauung regelt auch meine gesellschaftlichen Beziehungen.

Digitized by Google

Da ich von den Menschen sehr, sehr wenig erwarte, wozu meine Erfahrungen mich vollkommen berechtigen, so ist jedes Gute, auch das geringste, das mir erwiesen wird, eine doppelte Freude für mich, das Gegenteil keine besondere Überraschung.

Ich bin jetzt Determinist, d. h. von der Überzeugung durchdrungen, daß im Leben alles durch Wechselwirkung zwischen inneren Anlagen und äußeren Eindrücken geschieht, eine Überzeugung, die der fromme christliche Kirchenvater Augustinus in seiner Lehre von der Gnade, wie Calvin der strenge intolerante Reformator in der Prädestinationslehre vom kirchlichen Standpunkte, ausgesprochen haben, die auch in den Schriften der als „atheistisch" verschrieenen Philosophen Descartes und Spinoza vorwaltet, endlich selbst bei Hegel*) und noch stärker in Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung zu finden ist. Wäre diese Überzeugung nicht so fest gewurzelt, so möchte ich fast behaupten, daß bei einem günstigeren Schicksale**), bei einer ruhigen Ausbildung meines Wesens ein nützliches Atom-Mitglied der menschlichen Gesellschaft aus mir werden konnte; — doch das sind unnütze Betrachtungen für einen der dem 71. Jahr entgegen geht. Und so will ich denn nur einige Worte an die sehr wenigen Leser richten, die mir bis zu dieser Stelle gefolgt sind, nicht aus bloßer Lust an Neuigkeiten und interessanten Enthüllungen, sondern auch aus Anteil für meine Person, an die sehr

*) Ich verweise auf mein Citat aus Hegel im 1. Kapitel.

**) Ich wandte mich und sah wie es unter der Sonne zugeht, daß zum Laufen nicht hilft schnell sein, zum Streiten nicht hilft stark sein, zur Nahrung nicht hilft geschickt sein, zum Reichtum hilft nicht klug sein, daß Einer angenehm sei, hilft nicht daß er ein Ding wohl kenne, sondern Alles liegt es an der Zeit und im Glücke. Pred. Salomo Kap. 9, V. 11.

Digitized by Google

wenigen wahrhaft Frommen, die vielleicht Besorgnis hegen um das Seelenwohl des armen Sünders, der mit so ruhigem Auge dem Ende seines dornenvollen Lebens entgegen blickt.

Entweder — oder! Entweder die Materialisten haben Recht: Mit dem letzten Pulsschlage hört alles Dasein auf, das geistige und das körperliche; dann hat alle Plackerei ein Ende; ich weiß nichts mehr von den Menschen und sie werden auch nichts von mir wissen. Von den fünfundzwanzig Leuten, die vielleicht von meinem Tode Kenntnis nehmen dürften, werden zwanzig mir Schlechtes nachsagen, drei werden von meinen Talenten reden, einer wird mich als Original gelten lassen und einer vielleicht zugestehen, daß mein Herz gut und besserer Gefühle fähig war. Vier oder fünf Tage später wird mein Name vergessen sein, und mein Leib sich mit dem Staube von Tausenden Millionen anderer Menschen-Atome vermengen.

Oder: Dieses Erdendasein ist nicht Anfang und Ende, es giebt noch ein geistiges Fortleben; der schöne Glaube meiner Jugendjahre war kein trügerischer; die heiligen Schauer die mich durchbebten, wenn ich auf hohen Bergen stand, wenn ich Beethovens Fünfte und Neunte oder Sarastros Gebet vernahm, deren ich mich noch heute nicht erwehren kann, — sie waren und sind nicht bloße Bewegungen eines überreizten Nervenlebens, Vorspiegelungen der Phantasie, sie sind Ahnungen eines wahrhaftigen höheren Daseins, — — dann Heil mir! Dann werde ich selig werden! Möge es drüben aussehen, wie es wolle! Kein Höllenfeuer kann es geben, das mir nicht zum säuselnden Zephir werden muß, sobald ich dem Zweifel entrissen bin, sobald ich die Gewißheit erlange, daß es eine göttliche Macht giebt, daß die wahrhaft guten Menschen, die ich so unschuldig leiden

Digitized by Google

geſehen, daß ſie, die arme Märtyrerin, mein gutes Weib, einer beſſeren Welt angehören! Dann wird mein ſchuldbeladener müder Geiſt ſich von den Schlacken reinigen und in Jahrhundert langer Wanderung mühſam emporſteigen zu den Regionen des reinen Denkens, Fühlens, Schauens, bis zur höchſten, wo alle Geiſter ſich vereinen zum Preiſe des Allerhöchſten, Unausſprechlichen. Amen!

Digitized by Google

Anhang.

Peſt, 16. Oktober 1846.

Hochgeehrter Herr!

In höflicher Erwiderung Ihrer beiden geehrten Schreiben komme ich Ihnen hiermit geziemend anzuzeigen, daß ich Ihren Brief ſogleich an Herrn Dr. Liszt abgab, ich Ihnen aber keine weitere Auskunft darüber mitteilen kann. Was Herr Dr. Liszt in dieſem einen hier gegebenen Konzert für einen Ungarſchen geſpielt hat, iſt mir unbekannt, ich aber glaube, es war von ihm ſelbſt. Sollten Sie jedoch geſonnen ſein, Ihre Kompoſitionen mir in Verlag zu geben, ſo bitte ich, ſelbe verſiegelt unter meiner Adreſſe an Herrn J. F. Müller, Kunſthändler in Wien, ſamt der Angabe des zu fordernden Honorars, welches aber gleich auf das billigſte geſtellt ſein ſoll, abzugeben, und in kurzem werden Sie hierauf meine ſchriftliche Erklärung erhalten. Bis dahin zeichne ich

mit aller Hochachtung und Ergebenheit

J. Treichlinger.

Digitized by Google

Aus der Gegenwart.

Euch aber, Euch frommen, gesinnungstüchtigen Tugendpredigern, Musikern, Lehrern und Schülern, die Ihr die Lehre vertretet, die Kunst bestehe darin, daß man für die Klassiker schwärme, in einem Chore nicht falsch singe, und irgend ein altes Stücklein korrekt herunterfinge, Euch rufe rufe ich zu: Gehet hin zu diesen Italienern, sehet was diese Künstler aus ihren Instrumenten machen, wie sie die Form, die Technik beherrschen; leset dann, was der edle Mendelssohn in seinem Briefe an Fr. Freege (II. Band, S. 463) über die „abscheuliche, dumme und noch dazu affektierte Kälte" mancher deutschen Sänger und über die italienischen Sänger schreibt; dann geht noch einmal hinaus zu Kroll, und höret jene Künstler aufmerksam an. Dann, wenn Ihr begreifen *wollt*, werdet Ihr begreifen, warum Joachim so wunderbar geigt, die 58jährige Schumann noch so herrlich Klavier spielt, die Jenny Lind und Stockhausen gar so schön sangen. Diese großen deutschen Künstler haben *zuerst* die ganze Technik beherrschen gelernt, Ernstsche Variationen und Paganinische Übungen, Liszt und Thalberg und alle möglichen Rouladen und Kehlübungen studiert und auch *vorgetragen*; erst *nach* der Beherrschung der sinnlichen Form haben sie sich ihre eigene geistige, künstlerische Individualität gebildet, sich geläutert, ihre *Gesinnung* als Gesetz festgestellt. Seht Ihr, *das* ist der richtige Weg der Kunst: Viel *Können*, alles *kennen*, dann *erkennen*! Alles andere, das prinzipielle Verwerfen, das Lernen nach der Schablone, ist nichtsnutzige, augenverdrehende, tugendgleißende Heuchelei, ein Kunstpfaffentum, das unten im Thale Wallfahrten veranstaltet, Gebete herplappern läßt und grimmig auf die blickt, die oben auf dem Berge sich lustig in freier Natur ergehen,

Digitized by Google

und sich auch der sinnlichen Genüsse erfreuen, welche sie bietet. Dieses Kunstpfaffentum ist verderblicher als der Cynismus, der Korybantismus, welcher die wilden Gebilde überhitzter Phantasie als maßgebende Vorbilder für das Kunstgesetz hinstellen will. Denn dieser trägt den Kern der Selbstvernichtung in sich. Die Flamme auf seinen Altären ist nicht die lautere, immer reine der wahren Kunstfreude, sondern eine aus den verschiedenartigsten Stoffen erzeugte; gefährlicher, je höher sie lodert; einst wird sie sich selbst im Tempel verzehren, prasselnd wird der Bau zusammenstürzen und die falschen Götzenbilder der Sinneslust begraben, — leider auch manches Große und Schöne, das der späte Forscher emsig im Schutte sucht. Aber die Heuchelei bleibt nüchtern, sie hüllt die eigene Unfähigkeit in den Tugendmantel, hält schöne Reden, wie der Pharisäer im Tempel, und vergiftet den gesunden Kern der Sinnlichkeit, ohne welche in der Kunst nichts gezeugt wird; sie setzt die Moral, die Gesinnung an die Stelle der Kunstleistung, die Korrektheit an die des Geistes, frommes Wollen an die des bedeutenden Könnens. Und leider Gottes haben auch edle Künstlergemüter, welche sich von jenem Korybantismus unwillig abwandten, der Heuchelei williges Ohr geliehen, und ihr verholfen, daß sie über Pfründen verfügt, daß die Frömmigkeit ein gutes Geschäft ward! Aber diese Heuchelei ebenso entschieden zu bekämpfen, wie jenen Korybantismus, habe ich mir zur Aufgabe gestellt. Und merkt es Euch, Ihr Kunstpfaffen, Ihr habt einen ganz unabhängigen Mann vor Euch, der sich ebensowenig um wohlfeile Popularität kümmert, wie um Gunst oder Ungunst der Großen, wie um die Protektion oder die Intriguen einflußreicher Cliquen. Persönliche Rücksichten kenne ich nicht; ja nicht einmal meine künstlerische Neigungen lasse ich Macht über mein Urteil ge-

Digitized by Google

winnen. Ich selbst bin klassisch gesinnt bis zur Einseitigkeit. Mein tägliches Morgengebet ist Bachs Schlußchor des zweiten Teiles des Weihnachtsoratoriums, oder Händels Chor aus Judas Maccabäus „Wir wollen uns nicht beugen", Sarastros Gesang „O Isis und Osiris" und der erste Satz aus Beethovens achter Symphonie, Goethes Geheimnisse, Dante Umschreibung des Paternoster. Aber ich habe mir den Sinn offen bewahrt für Anderes, Entgegengesetztes, ja ich habe großen Respect für Wagners Genie, wenn ich auch dem, was außerhalb der Musik Wagners liegt, fern stehe und stehen will. Kein Lied greift mir ins Herz wie ein Schubertsches, aber ich war der Erste, der Brahms Magellonenlieder bei ihrem Erscheinen jubelnd begrüßte, sowie ich wieder jetzt den Tonmeister als in einer Übergangsperiode befindlich betrachte, aus welcher er mit neugestärkter größerer Kraft hervorgehen wird. Mit Bedauern sehe ich den großen Musiker Joachim eine einseitige Richtung verfolgen und unbewußt dem Sykophantentum Vorschub leisten; aber mit vollem Entzücken lausche ich den Tönen des unvergleichlichen Meisters, wenn dieser ein Adagio von Beethoven oder Schubert spielt. Unvergeßlich bleibt mir der Vortrag der Beethovenschen Mignon von Frau Joachim (vor drei oder vier Jahren). Aber ich war nie im Zweifel, daß die große Künstlerin keine umfassenden technischen Studien gemacht hat, und daß ihre Nachahmer und Nachahmerinnen ihr ebensowenig gleichen werden, wie der gemalte Theatermondschein dem wirklichen. Und mit wahrer Freude konnte ich den Gesang der Italiener genießen, wenn ich auch die Musik nicht öfter zu hören vermöchte. Und weil ich mir bewußt bin, das Große, Schöne und Wahre auf jeder Seite wahrzunehmen, bewahre ich mir meine volle Unabhängigkeit. Ich bin dankbar für das Lob freundlich Gesinnter; aber ich

Digitized by Google

würde meine Schreibart auch ohne dieses Lob nicht ändern; die Zustimmung derer, denen manche meiner Ansichten gerade in den Kram passen, ist mir ebenso gleichgültig, wie das zornige Gekollere irgend eines gelahrten Truthahnes, der seine Hühnerleiter für einen hohen Felsen und sich für einen Adler ansieht. Der Standpunkt, den ich bei meinem ersten Artikel für die „Gegenwart" durch Byrons Worte bezeichnet habe, ist auch noch heute der meinige: „Da ich zu keiner Partei gehöre, werde ich keiner Partei gefallen. Immerhin! Meine Worte sind wenigstens aufrichtiger, als wenn ich mit dem Winde segeln wollte."

Und nun kennt Ihr meine Gesinnungen!

Rubinsteins Beethoven-Vorträge.

Ich habe absichtlich einige Tage nach dem Rubinstein-Vortrage der acht Beethovenschen Sonaten vorübergehen lassen, bevor ich mein wohlerwogenes Urteil niederschrieb. Gegenüber einem allgemein beliebten, genialen, so reich begabten Künstler, dessen Persönlichkeit ich sehr hoch schätze, fühlte ich mich verpflichtet, nicht unter dem ersten Eindruck des Konzerts vom Freitag zu berichten, erst alles genau abzuwägen; und um diese Pflicht im vollsten Maße zu erfüllen, habe ich am Sonntage dem Vortrage derselben Werke beigewohnt, den Rubinstein für geladene Gäste im Kaiserhofe veranstaltete. Und nunmehr kann ich mit Ruhe und vollkommener Gewissenhaftigkeit und Entschiedenheit behaupten, daß diese Vorträge ganz Unerhörtes, Staunenwertes in Technik und Ausdauer geboten haben, aber auch die größten Irrtümer und Willkürlichkeiten in der Auffassung. Daß die Tempi ganz überhastet sein mußten, war vorauszusehen, da diese

Digitized by Google

acht Sonaten selbst in sehr schnellem, aber die Klarheit des Gedankenganges berücksichtigendem Zeitmaße über drei Stunden dauern mußten, während Rubinstein sie in zwei Stunden und zwanzig Minuten zusammenfaßte. Aber nicht von dieser geistigen Parforce-Jagd will ich weiter sprechen, dagegen von der gänzlichen Änderung des Charakters der Komposition, von der Umgestaltung der Gedanken; der große Künstler hat sehr oft gerade das Entgegengesetzte von dem gethan, was Beethoven ausdrücklich vorgeschrieben hat. Obwohl ich die Sonaten sehr genau kenne, traute ich doch meinem Gedächtnisse nicht ganz, und habe, um vollkommene Sicherheit zu gewinnen, am Sonntage die Noten mitgenommen und bin den Vorträgen an der Hand des authentischsten Führers gefolgt. Und ich habe angemerkt, daß Rubinstein in der C-dur-Sonate, Op. 53, an nicht weniger als 18 Stellen ff. spielte, wo Beethoven sempre pp. angezeigt hat, (in dem Andante allein an 7 Stellen p. spielte, wo Beethoven fz. vorschreibt) ebenso in der F-moll-Sonate an 14 Stellen ganz vollständig die Vortragszeichen umgewandelt hat. In der A-dur-Sonate (101) hat der Künstler im ersten Satze an derselben zweimal wiederkehrenden Stelle, wo Beethoven crescendo und zwei sf. hinschrieb, jedesmal diminuendo bis zum pp. gespielt, an drei anderen Stellen die Zeichen ganz unberücksichtigt gelassen, und am Schlusse, sowohl am Freitag wie am Sonntag, sogar einen Septimen-Akkord gespielt, wo Beethoven den Dreiklang komponiert hat. In den Variationen des Op. 111 sind ebenso viele Änderungen in der Harmonie wie in Vortragszeichen zu vermerken.

Und nun frage ich: Wenn Rubinstein eine seiner Sonaten von einem Pianisten vortragen hörte, der in solcher Weise den Charakter des Tonwerkes veränderte; würde er nicht, und mit Recht, entrüstet sein? Muß er aber nicht den

Digitized by Google

Respekt, den er für sich verlangen kann, in höherem Maße Beethoven entgegenbringen?

Daß ich kein Freund der Korrektheit bin, die den Buchstaben über den Geist setzt, habe ich oft genug bewiesen; die Haremswächter der Kunst, die Unvermögen zur Tugend erheben möchten, wissen was sie von mir zu halten haben; für die Temperamentlosigkeit, jene Mäßigung, die nicht über die Stränge haut, weil der Arm zu kurz ist; für „die negative Sauberkeit" (die vortreffliche Bezeichnung steht in Rosenkranz' „Ästhetik des Häßlichen") hege ich sehr wenig Sympathie. Aber ich will auch nicht, daß das Evangelium der Kunst mit bachantischer Begeisterung verkündigt werde, sondern mit höherer Weihe. Wenn ein großer dramatischer Künstler Gedichte von Heine oder Byron deklamiert, so mag er sich der Stimmung des Augenblicks hingeben, wie der Musiker, der Chopin spielt; aber Goethes „Geheimnisse", Schillers „Glocke" lassen sich ebenso wenig in dithyrambischer Laune wiedergeben, wie die hehren Tongebilde Beethovens; ja diese letzteren dürfen bei der genauen Vorzeichnung des Schöpfers durchaus nicht willkürlicher Phantasie preisgegeben werden. Gerade weil ich das große Können als erste Bedingung hinstelle, verlange ich von einem so großen Künstler wie Rubinstein, daß er sein volles Können an den hohen Werken der Tonkunst bewähre, nicht blos staunenswerte Ausdauer. Daß in dem Vortrage auch herrliche Momente hervortraten, daß die Sonne des Genies, wenn sie den Nebel der Willkür durchbrach, prachtvoll Schönes beleuchtete, braucht wohl nicht erst weitläufig dargelegt zu werden; wenn von Rubinstein die Rede ist, so versteht sich das von selbst. Aber daß diese Art des Vortrages der wahren Kunst die größte Gefahr bringt, weil sie die minder Begabten zur Nachahmung verleitet, weil sie die Ehrfurcht vor den höchsten Kundgebungen

Digitized by Google

ganz erschüttert, an die Stelle des Gewaltigen das Gewaltsame setzt und den momentanen Erfolg über die echte Künstlerschaft erhebt, das darf nicht verschwiegen bleiben. Es wäre ein unendlicher Verlust für die Kunst, wenn ein so hochbegabter, in seiner Persönlichkeit so ehrenwerter Künstler wie Rubinstein sich selbst verkennte. Er vermag ein edles Vorbild höchster und wahrer künstlerischer Auffassung zu sein; er vermag das nur verblüffende Virtuosentum in die Schranken zu weisen, zu zeigen, wie ein großer Künstler gewaltigste Mittel zur schönen Gestaltung verwendet, die höchste Leidenschaft verklärt zum Ausdrucke bringt. Möge er sich und seine Mission erkennen!

Druck von Alb. Sayffaerth, Berlin S., Prinzenstr. 33.

Digitized by Google

Namen-Register.

Seite

Achenbach, von, Präsident . . 175
Aegidi, Wirkl. Geh. Legationsrat 231, 232
d'Agoult, Gräfin, (Daniel Stern) 32
de Ahna . . . 76, 83, 112, 113
—, Leonore 89, 91
Albany (i), Sängerin, 161, 346, 347
d'Albert . . . 317, 353, 387, 394
—, Careño, Thereſe 387
Albrecht, Prinz von Preußen . 240
Alexandry, Baſil 116
Alexander, Kaiſer 63
d'Andrade 96
Andraſſy, Graf 221
Angusz, Baron 117
Aoſta, Herzog von, ehemaliger König von Spanien . . . 360
Apponyi, Amadeus, Graf . . 117
Arnim, Graf von, Botſchafter . 264
Arapoff, Madame 270
Artôt, Deſirée . 90, 91, 112, 265
Auer 180
Asboth, von 118
Auerbach, Berthold 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 47, 203, 291
Auguſta, Kaiſerin 25, 71, 88, 110 146, 224, 225, 262, 263, 265, 266 313

Bach, Joh., Seb. 8, 10, 11, 172, 274
—, A. W. 83
Baden, Stephanie von, verw. Großherzogin 219
Bagaggiolo, Sänger 291
Bahn, Verleger . . . 153, 154
Balzac 403
Bamberg, Dr., Generalkonſul . 359
Bamberger, Dr., Reichstagsabgeordneter 247
Barcescu, Frl., Schauſpielerin 361
Bargiel, Prof. 195
Barnay, Ludwig 388
Barth, Profeſſor, . . . 113, 293
Batchelder 380
Bazzini, Director . . . 342, 360
Beaconsfield, Lord (Benjamin d'Israeli) 106
Bec de lièvre, Madame la Marquiſe 226
Bebel 106
Becher, Dr. 125
Bechſtein 36, 57, 142
Becker, Jean, ... 178
—, Profeſſor 79
Beethoven 8, 11, 274
Bellini . 114, 109, 110, 111, 112
Belly, Dichter 39
Bénazet 224
Bendel, Franz, Pianiſt . . 261
Bendemann, Maler 359
Benedetti 241
Berger 69
Berlioz 116, 190, 322
Bernuth, von, Direktor . . . 356
Bernſtorff, Graf von. 46
Betz, Sänger 89, 243
Beuſt, von . . . 213, 220, 221
Bial, Theater-Direktor . . . 304
Bilſe 81, 82, 178, 179

Digitized by Google

Seite

Bismarck, Willy, Graf . . . 349
—, Fürst 46, 48, 49, 62, 104, 134, 135 171, 215, 221, 232, 233, 234, 240 241, 242, 251, 262, 263, 354, 385
—, Fürstin 263, 264
Bleibtreu, Maler 238, 240, 241, 269
Blondin 95
Blumenthal, Oscar, Dr. 295, 296 297, 300, 301
Blumner, M., Prof. . . . 72, 356
Bock, Em., Musiklehr. 140, 153, 227, 328
— †, Gustav, . . 19, 37, 93, 140
—, Hugo, Musik-Verleger 140, 311
Böckel, Antisemitenführer . . 328
Bocklet, Karl v. 4
Böhm 155
Boech 105
Boito 301, 377
Bonghi 232
Bötel 133, 353
Bothmer, Graf 66
Bott, Jean 100, 101
Brahms, Johannes, 97, 98, 99, 141 149, 156, 179, 180, 184, 185, 186 187, 189, 190, 223, 253, 279, 310 312, 399
Brandt, Marianne, . 17, 91, 269
Brandes, Georg 106
Bratiano 209, 210, 217
Braunfels, Dr. 400
Brassin, L. 76
Brandt, Maschinenmeister . . 87
Brendel, Dr. 141
Bressant, Schauspieler . . 228
Brigl, B., Verlagsbuchhdl. 294, 313
Brohau, Madeleine . . 228, 292
Brinckmann 166
Bronsart, von 125, 162
Bruch, Max, Prof. 156
Buccellati, Abbate, Professor . 339
Bucher, Lothar 105
Bülow, Hans von 21, 28, 29, 30 31, 32, 36, 50, 57, 66, 75, 83, 97 98, 103, 104, 105, 111, 112, 113 114, 116, 122, 133, 144, 146, 149 162, 179, 189, 304, 319, 342, 347 356, 382, 383, 390, 391, 392, 394

Seite

Capranica, Marchese 339
— —, Frau 339
Carcano 340
Carl v. Hohenzollern (König v. Rumänien) 208, 210, 211, 217 218, 220, 222
Carvalho, Theater-Direktor . 226
Caur, Marquis de 367
Chamberlain, Leander, Rever.. 11
Chrysander 59, 193
Clark, Mr. 381
Clary, Fürstin 18
Cogalniceano, Minister . 217, 218
Crémieux, Mdme., (Mdme. Mombelli) 161
Creţulesco, Konstantin . . . 210
Cresson 380
Croz 380
Cuza, Fürst . 208, 214, 217, 219
Czerny 125
David, Ferd., 52, 53, 155, 160, 176, 177
Daniel, Paul, (Daniel Pali) 220, 222
Dalberg, Fürst-Primas . . . 166
Davidsohn, Redakteur . 150, 286
Davison, Bogumil 96
Dayas 380
Dengremont, Geiger 302
Déak 221
Deppe . . 56, 372, 373, 374, 381
Devrient, Dr., Schausp.-Direkt. 388
Dietrichstein, Fürst 119
Diosy 221
D'Israeli, Benjamin (Lord Beaconsfield) 106
Dohm, Ernst . . 36, 37, 242, 291
— Hedwig (Frau Professor Pringsheim) 269
Doktor, Bernhard 400
Dominé 66
Dönniges, v., Helene (Frau v. Racovitza, Fr. Friedmann) 105, 107
Dorn, Heinr. 56, 70, 162, 175, 191
Dreyschock, Felix . . . 12, 160
Duncker, Franz . . . 107, 287
Dupressoir, Spielpächter 224, 227 246, 253

Digitized by Google

Seite

Dupressoir, Madame 224
Duprez 130

Eckert, Carl 56, 70, 85, 179, 191, 192 198, 199, 200, 201, 202, 203, 373
— Kathi, Frau 198, 199, 200, 201 202, 203, 288
Eckstein, Dr. 5
Egressy 117
Ehlert, Louis 32, 33, 34, 35, 36 149, 151, 297
Elßler, Fanny 244
Enault, Redakteur des Figaro 344
Engel, Gustav, Professor 58, 59, 76 83, 194, 245, 289, 321, 357
— J. C., Direktor 92, 93, 94, 95 96, 110, 371
Eötvös, Baron 220
dell'Era, Tänzerin 245
Escudier 109
Espenhahn 112
Etienne, Chefredakteur der Neuen Freien Presse, Wien . . 361

Falk 175, 176
— Dr., Redakteur des Pester Lloyd 212, 221
Faich 72
Fava, Baron 218
Fay, Baron 117
Ferrari, Paolo 340, 344
Ferraris, Professor, National-ökonom 339
Filipescu 218
Filippi, Dr. 340, 360
Firks, Staatsrat (Schedo-Ferotti) 63
Fischhof, Professor 6
Fischl 39
Fix, Delphine, Schauspielerin . 228
Fontana, Feuilletonist . 342, 343
Flemming, Graf 224
Fonton, von 19, 20
Formes, Theodor . . 38, 89, 91
Franchi-Verney (Ippolito-Valetta) 348, 360
Frank, Ed. 76
Franz, J. H. (Graf Volko von Hochberg) 372

Seite

Franz, Rob. . . . 114, 375, 376
Frauenstädt 172
Freege, Fr. 409
Freese, Dr. 211, 212
Freytag, Gustav 48, 26
Fricke 89
Friedeberg, Kommerzienrat 111, 112 204, 205
Friedländer, Professor . . . 174
Friedrich, Kaiser . 238, 331, 383
— Kaiserin 198, 269
— Prinz Carl von Preußen . 240
Friedrich Wilhelm III. . . . 217
Friedrich Wilhelm IV. 18, 79, 92
Fritsche, Direktor 97
Frommel, Hofpred., Dr. E., 143, 349

Gardini, Direktor. 289
Georg, Prinz 18, 19
Gerster, Etelka 70, 94, 289, 290, 291
Geyer 83
Ghika, Demeter 217
— Jon . . 209, 210, 216, 218
Giorgia 380
Glasbrenner 102
Gneist 105
Görgey 97
Göze, Emil 353
Graf, Conrad 125
Granzow, Adele, ... 245
Grell, Ed. . 69, 72, 73, 83, 193
Gretsch, Staatsrat 20
Grove, Sir George . . 323, 324
Grünwald, Prof. 83
Gumprecht, Dr. 58, 59, 321, 357, 381
Gungl, Jos. 92, 93
Gura 188
Gutzkow, Karl 48, 251

Haber, Sigmund, Redakteur . 302
Hagen 61
Hahn, Geh. Regier.-Rat . 230, 231
Hallé, Charles 294
Hallberger, v., Verlagsbuchhändl. 349
Händel 59, 172, 277
Hänel, Professor 44
Hannover, König von . 130, 160

Digitized by Google

Seite

Hanslick 175, 189, 279, 319, 350, 361, 396, 398
Harries-Wippern . . 89, 90, 91
Hatzfeld, Fürſt 146
Haupt, B. 56, 83
Hauſer, Miſchka . . . 99, 100
Hausmann 113
Haydn 274
Hegel 3
Heine, Heinr. 63, 105
Heinſius, Antiſemitenführer . 328
Helmesberger 8
Henckel, Gräfin 115
Herrmann, Magnus 199, 207, 254
Heſſen, Kurfürſt von 164
Heydt, van der 62
Heymann, Karl, Pianiſt . . 319
Heyſe, Paul 26, 279, 337, 338, 339
Hildebrand 39, 41
Hiller 27, 294, 300
Hochberg, Graf von, Bolko, General-Intend. (Pſeudonym J. H. Franz) 56, 372, 373, 374
Hofmann, Verleger . . 37, 310
Hohenzollern, Fürſt von (Vater) 222
Holländer, Alexis 79
Holtzendorff, Profeſſor von 203, 334, 337, 338, 339
Hoepli, Verlagsbuchhändler . 341
Horn, von 176
Horzalka 125
Hülſen, Botho von, General-Intendant 56, 84, 85, 86, 87, 88, 130, 372
— Frau von 89
Humbert, König von Italien . 360
Humboldt, Alexander von . . 105

Jachmann-Wagner, Frau . . 242
Jaell, Alfred . . 159, 160, 161
Jahn, Otto 141, 188
Jasmund, von 168
Joachim, Joſeph 8, 29, 49, 69, 97, 99, 113, 144, 149, 154, 155, 156, 157, 158, 178, 179, 181, 184, 185, 191, 192, 193, 194, 195
Joachim, Amalie . . . 321, 411

Seite

Jokai 221
Joſeph II., Kaiſer 384
Joſephi 396

Kalergi, Frau von, geb. Gräfin Neſſelrode (ſpäter Frau von Muchanoff) 116, 265
Kayſerlingk, Graf, General-Konſul . . . 211, 215, 216
Keil, Ernſt 53, 54, 55
Keudell, von . . . 15, 230, 237
Kiel, Fr. . 76, 83, 193, 237, 259
Klapka, General 221
Kleeberg, Clotilde 387
Kleemann 47, 48, 49
Klein, Bernh. 69
Kletke, Dr. 230, 233
Klindworth . . . 190, 271, 356
Kobell, Fr. v., Dichter . . . 338
Koch, Fr., Komponiſt . . . 380
Köhler, Ludwig . . . 174, 175
Könnemann, Kapellmeiſter . . 253
Korff, Baron von 19, 20
Koß, von, Muſik-Berichterſtatter 402, 403
Koſſack, Ernſt 39, 101
Köſter 89
Kozolt 79
Kraus, Genremaler 39
Krauſe, Theodor, Muſikdirektor 302
Krenski, von 218
Kriegk 166
Krigar, Hermann . 296, 297, 298
Kroll 76, 92
Krones, Thereſe 361
Kühne, Guſtav 48
Krolop 89
Kullack, Theodor . 75, 76, 83, 84

Lamarmora, General . . . 232
Lamperti, Geſanglehrer . . . 369
Lasker, Eduard . . 47, 262, 264
Laſſalle . 103, 104, 105, 106, 107
Laub 56
Lehmann, Joſeph 233
Lehndorff, Graf 250
Leoncavallo, Komponiſt . . . 341

Digitized by Google

Seite

Levy, Hermann, Hofkapellmeister 277
Levysohn, Arthur, Dr., Chefredakteur 47, 298, 300, 390, 396, 397, 403
Lewinski, Schauspieler . . . 361
Liebig, Georg . . 76, 80, 81, 82
Liebknecht 106
Lindau, Mdme. (Mdme. Jaques Saint-Cere) 142
—, Paul . 42, 244, 290, 291, 296, 297, 307, 337, 339, 349
—, Rudolf, Geh. Legationsrat 15
Lind, Jenny . 70, 291, 368, 409
Lindner, Ernst 171, 172, 173, 230
Lipinski 52
Liszt 29, 32, 33, 98, 109, 114, 115, 116, 117, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 144, 145, 146, 149, 152, 155, 156, 157, 196, 236, 285, 288, 294, 304, 342, 368, 375, 382, 408
Loeper, von 237
Loeser, Bernhard 270, 271, 272, 276
Löwe-Calbe 310
Löwe, Ludwig 47
Lucca, Pauline 71, 89, 90, 162, 320, 321, 322
—, Frau, Musikverlegerin 287, 343
Lucius, Minister 310
Ludwig II, König . . . 134, 282
— XIV. 276
Luger, Frau (Gräfin Luckner) . 91
Lully, Komponist 276

Macaulay 333
Mallinger, Sängerin . . 89, 320
Mannstedt, Fr., Professor . 12, 82
Manteuffel 45
Mantius 130
Marchesi 289, 345
Marpurg 69
Marsop, Paul, Dr. jur., . . 12
Marx, A. B. . . . 50, 51, 74
—, S. 291
Mascagni . . . 341, 360, 361
Massenet 353
Materna, Frau, Sängerin . . 268

Seite

Mauthner, Fritz . . . 302, 355
Mayseder 125
Meding 179
Meinardus, Prof. 350, 351, 352, 399
Meiningen, Herzog v. 283
Mendel, Hermann 103
Mendelssohn, Felix 34, 119, 122, 127, 154, 155, 409
Menzel 269, 305
Merk 125
Metternich, Fürst 64
—, Fürstin 120, 227
Metzler, Dr., Hofrat . . 231, 232
Meyer, Alexander, Dr. jur. 42, 49
—, Jenny, Frl. 76, 379
Meyerbeer . 18, 41, 103, 127, 128, 129, 155, 275, 295
Meyerheim, Paul 40
Mierzwinski 358, 359
Milde, von 225
Millöcker 96
Miolhan-Carvalho, Mdme. 226, 227
Moltke 239, 240
Monts, Graf 175
Moscheles 155
Mosse, Rudolf 295, 296, 298, 299, 389, 390, 403
Moszkowski, Moritz . . 379, 380
Mottl, Musiker 273
Mozart . 10, 11, 173, 274, 280
Mühler, von, Kultusminister 62, 193, 236, 237
Müller, Direktor des Frankfurter Cäcilien-Vereins 356
— M. (Cellist) 204
— Hans, Dr. 187, 188
— Gebrüder 134
— W., von Königswinter . . 187
Murska, Ilma von 94
Musard 92
Mützelburg, Adolf 38

Nagel, W., Dr. 12
Napoleon I. 274, 279
— III., Kaiser 219, 343
Nassau, Herzog von (Großherzog von Luxemburg) . . 164, 266

Digitized by Google

Seite

Naumann, Emil 59
Neidthardt 79
Neizel, Dr., Redakteur . . . 271
Neſſelrode, Graf, Kammerherr 263
Neſtroy 362
Neumann, Angelo, Direktor 86, 87 264, 265, 337, 374
Nevada, Signorina, Sängerin (Miß Wixom). . 344, 345, 346
Nicolini 304, 306, 307, 308, 309
Niemann, Albert 89, 91, 129, 130, 131 132, 133, 267, 268, 273, 307, 359
Nikiſch, Kapellmeiſter . . 356
Nikolaus, Kaiſer 20, 64
Nilſſon, Chriſtine . 226, 368, 369
Noack, Profeſſor 104
Nohl, Profeſſor . 107, 285, 287

Oetker 46
Offenbach . . . 96, 227, 228
Olfers, von 196
— Frau von 196
— Marie von 196
Otto, Profeſſor 194
Oubril, von 20

Padilla, von 91
Paganini 123
Parſon, Miß Joſephine . . 381
Patti, Adelina 304, 305, 306, 307 308, 309
— Carlotta 94, 112, 144, 158, 159 160, 161, 226
Pennington 380
Perponcher, Graf 19
Piatti 159
Platen, Graf . . . 8, 97, 184
Perrin, Operndirektor . . . 276
Pleß, Fürſt 239, 372
Poggenpohl, von 66
Pohl, C. F., Wien 4
Pollini, Direktor . 132, 353, 395
Pourtales, Gräfin 198
Preuß 44
Prokeſch, von 18
Puccini 360, 361
Puttkammer, von 43

Seite

Racovitza, Frau von (Frl. Helene von Dönniges, Frau Friedmann) 105, 107
Radecke, Robert 55, 56, 57, 58, 70 111, 192, 372
— Rudolf 79
Raimund, Ferdinand . 361, 362
Raſch, Guſtav 101, 102
Ratibor, Herzog von 250
Rechberg, Graf 134
Redern, Graf 19, 62, 88, 110, 251 261, 262, 264, 265, 275
Regnier 228
Rehfeldt 113
Reicher-Kindermann, Frau . . 91
Reichmann 94, 96
Reinecke, Dr., Kapellmeiſter 54, 176 294, 356
Rellſtab 19, 93
Reményi, Eduard 97, 98, 99, 184
Rhaden, Herr von 89
Ricordi, Muſikverleger . 341, 343 377, 378
Richter, Guſtav 39, 40, 41, 269, 305
Riedel, Dirigent 356
Rietz, Julius 323
Rodenberg, Dr., Julius 41, 42, 55 100, 101, 314
Röder 109, 110
Roger 130
Römer, Eduard 87
Roſazin, Redakteur 399
Roſenhain 225
Roſenkranz 121, 174
Roſenthal, Moritz . 144, 353, 366 387, 390, 391, 392, 393, 394 395, 396, 397, 398, 399, 402
Roſetti, Conſtantin . . 208, 216
Roſſi 18, 344
Roſſi, von 220
Roſſini 173
Rubinſtein, Anton 9, 82, 97, 122 144, 175, 179, 200, 245, 304 363, 364, 365, 366, 367, 368 390, 394, 412, 413, 414, 415
Rubinſtein, Joſeph . . 318, 319

Digitized by Google

Seite

Rudorff, Professor 175, 193, 194 195, 236, 293, 294, 296, 356, 357
Rüfer, Ph., Komponist . . . 380
Rühl 166
Rungenhagen 72

Saint-Saëns 319
Sainton 98
Salvini 344
Sarasate, Pablo de . . 292, 293
Sauerländer, Dr. 408
Sauter, Karl Wilhelm . . . 251
Savalan 213
Schäff 69
Schirnding, General von . . 168
Schleinitz, Graf von 191
— Gräfin (Gräfin Wolkenstein) 125 146, 191, 193, 200, 269, 283, 318
Schmidt, Julian 13, 47, 48, 49, 59
Schmidt-Cabanis, Richard . . 302
Scholz, Bernh. 9, 99, 156, 178, 180 181, 182, 183, 184
Scholz, Wilh., Zeichner . . . 38
Schopenhauer 31, 33, 104, 172, 173
Schubert, Franz 274
Schuhmacher, A. 375
Schulhoff, Julius . . . 16, 382
Schulze, Adolf, Professor 193, 195
Schulzen, von Asten, Frau . 194
Schumann 31, 35, 127, 128, 155 185, 279, 318
Schumann, Clara . 125, 155, 225 381, 387, 409
Schwarz, Adolf, Dr. 302
Schwarzenberg, Fürst . . . 134
Schwarzer, von 212
Schweden, Königin von (aus dem Hause Nassau) . . . 266
Schwerin, Dr. 203
Sechter 50
Seidl, Anton 87
Sembrich, Marcella . 94, 305, 369 370, 371, 372
Senff-Pilsach, Frau Baronin . 318
—, Verleger 175
Simrock, Musikverleger 311, 323, 324
Simson, Reichsgerichtspräsident 331

Seite

Singer, J. 334
Sittard, Professor . 352, 399, 402
Sivori 109, 110, 111, 112, 123, 204
Sobernheim, Siegfried 254, 255, 256
Sola, Graf 344
Sonnemann 400, 401
Sonzogno 341
Sophie, Prinzessin (jetzige Königin von Schweden) . . . 9
Spielhagen 26, 27
Spiro, Dr. ph. 12
Spitta, Professor 195
Spontini 297
Spranger, Tapezierer . . . 143
Stahr, Adolf 98
Stein, Dr., Redakteur . . . 401
Stern, Julius, Prof. 73, 74, 75, 76 77, 78, 79, 81, 82, 132, 134, 242, 378
—, Daniel (Gräfin d'Agoult) . 32
Stöcker, Hofprediger . . 326, 328
Stockhausen 179, 180, 181, 187, 188 193, 409
Stolze, Friedrich 168
Story 381
von Strantz, Direktor . 87, 375
Strauß, Joh. . . . 96, 252, 253
—, Vater 92
—, Richard, Komponist . . 387
Strousberg, B., Dr. 203, 204, 205 206, 250
Struth, Konsul 342
Sucher, Kapellmeister. . . . 374
Suppé 96
Szechényi, Graf 117

Tachinardi-Persiani 18
Tagliana, Frl. 322
Taglioni, Marie (Gräfin Gilbert des Voisins) 244
Tamburini 18
Taubert, Ernst Eduard 379, 380, 391
—, Wilhelm 56, 69, 70, 71, 72, 75 83, 182, 191, 194
Taufig, Karl 36, 122, 144, 145, 146 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153 154, 181, 192, 194, 271, 391, 394 397

Digitized by Google

Seite

Thadewald, Musikdirektor . . 242
Thalberg 119, 120
Theden, Emil 173, 174
Titus, Ulrich 86
Tölke 106
Trebelli-Bettini 204
Treichlinger 115, 408
Treitschke, von, Prof. . 326, 327
Trojan 38
Truhn . . . 38, 102, 103, 295
Tua, Teresina 348, 360
Turgenieff 225

Ullmann 144, 158, 159, 160, 161, 162
Ujest, v., Herzog 250
Usedom v., Frau 285
—, v., Freiherr 168
Usoff 19, 20, 62, 65, 66

Varnhagen, von 105
Verdi 359, 360, 378
Viardot-Garcia, Fr. . . 225, 269
Vieuxtemps 159, 160
Vischer, Fr. 352
Vogel, Dr. 172
Voggenhuber, v., Frau . 89, 268
Volkmann 340

Wachenhusen 66
Wachtel, Theodor 89, 91, 94, 133, 162
Wagner, Richard, 25, 29, 31, 74, 87, 93
127, 128, 129, 134, 141, 142, 148
149, 157, 173, 179, 189, 190, 200
235, 236, 242, 253, 267, 268, 273
274, 275, 276, 277, 278, 279, 280
281, 282, 283, 286, 287, 288, 318
337, 343, 374
—, Cosima, Frau . . 32, 33, 288
—, Johanna 70
Wasner, Dr., Redakteur . . . 230
Weber, v., C. M. . 10, 11, 119, 274

Seite

Weimar, Herzog v. 283
Weingartner, Felix, Kapellmstr.
190, 374
Weitzmann 83
Wentzel, von 168
Wermuth 98
Werner, Maler 269
—, Dr. Redakteur 230
Wieck, Clara (Schumann) 125, 155
225, 381, 387, 409
—, Marie 59
Wieniawski, Henri 303
—, Joseph 303
Wilhelm I., 19, 45, 61, 71, 87, 88
191, 225, 236, 237, 238, 239, 241
262, 266, 273, 282, 372, 383
Wilhelm II. 349, 384
Wilhelmy, August, Professor 52, 53
—, August . . . 266, 267, 353
Willmers, R. . . . 75, 76, 134
Windischgrätz, Fürst 22
Winterhalter, Maler 225
Wittgenstein, Fürstin . . 29, 115
Wittmann, Hugo 361
Wolff, Hermann 158, 298, 311, 312
317, 353, 355, 356
Wolkenstein, Gräfin, (Gräfin
Schleinitz) . 125, 146, 191, 193
200, 269, 283, 318
—, Graf 125, 126
Woworski 89, 91
Wüllner, Prof. 356
Wuerst, Prof. . . . 59, 82, 83

Zalusti, Graf 146
Zangemeister, Hofrat 108
Zelter 69, 72
Zitelmann 234
Zoller 349
Zolling, Dr. 244

Digitized by Google

Verlag von Hugo Steinitz in Berlin SW.

Schmeltzwalde Hofgeschichten. I., II.
III., IV. Sammlung. Jn Vorbereitung je M 3.—.
Jn Liebhaber-Einband je M 7.—.

Erinnerungen aus Amalien Holthofens I.
M 5.—
Jn Prachtband M 6.—

Amalien Holthofens II. neue Folge Gedenke.
M 3.—
Elegant gebunden M 4.—

Holthofens neuer Amalien Holthofens II.
M 2.50.

Jhre Ehre Hartleben Hofgeschichten neuer Amalien Holthofens II. M 4.—

Große Ehre Amalien Ruh! Jn Vorbereitung. Um Ruhm
M 3.—

Große Leiden mein alter Ruhm? Von Emil Ertz
Gedicht. Deutsch von Ludwig Scholz. M 1.50.

Drei Geschichten. Ludwig Jacobowski von Emil Ertz
Ertz Gedicht. Deutsch von H. Ehrlich. M 2.50.

Hofer Ehre Gedenke. Von Emil Ertz Gedicht
Deutsch von Mario Bergson. M 2.—

Verlag von Hugo Steinitz in Berlin SW.

Bismarcks Politische Briefe. I., II., III., IV. Sammlung. In Pergament je ℳ 5.—.
In Liebhaber-Einband je ℳ 7.—.

Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I. ℳ 5.—.
In Prachtband ℳ 4.—.

Kaiser Wilhelm II. und seine Leute. ℳ 3.—.
Elegant gebunden ℳ 4.—.

Hofleben unter Kaiser Wilhelm II. ℳ 3.50.

Aus der Berliner Gesellschaft unter Kaiser Wilhelm II. ℳ 4.—.

Was der Kaiser sagt! In Pergament-Umschlag. ℳ 2.—.

Was sollen wir also thun? Von Graf Leo Tolstoi. Deutsch von August Scholz. ℳ 1.50.

Das Evangelium. Kurze Auslegung von Graf Leo Tolstoi. Deutsch von F. W. Ernst. ℳ 2.50.

Über das Leben. Von Graf Leo Tolstoi. Deutsch von Adele Berger. ℳ 2.—.

C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstr. 57.

Digitized by Google

Mus 2424.15
Dreissig jahre kunstlerleben
Loeb Music Library
BCO5095
3 2044 041 041 443

Digitized by Google

Digitized by Google